Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Böttiger, Karl Wilhelm,

Die deutsche Geschichte für Gymnasien und Schulen

Erlangen 1826

Germ.g. 45 n
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10015380-6

Germ. g. 45n

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

R

Die
Deutsche Geschichte
für
Gymnasien und Schulen.

Von

Dr. Carl Wilhelm Böttiger,

öffentlichem Professor der Weltgeschichte und Literatur zu Erlangen, zweitem Universitäts-Bibliothekare und mehrerer gelehrten Gesellschaften Mitgliede.

Zweite, verbesserte Auflage.

Preis 8 gr. oder 36 kr. Silbergeld.

Erlangen,
bei Carl Heyder.
1826.

Mil. 95 D

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Vorrede
zu beiden Auflagen.

Als die thätige Verlagshandlung von dem Verfasser die Ausarbeitung gegenwärtigen Werkchens wünschte, sehnte sich auch dieser, wieder einmal eine etwas umfassendere Arbeit als bloße Recensionen oder biographische Aufsätze und lateinische Programme zu liefern, und rechnete dabei auf dieselbe freundliche Aufnahme, die sein Heinrich der Löwe (und einiges Andere ohne seinen Namen) gefunden hatten. Mit deutscher Geschichte, als einem Lieblingsfache, seit mehr als 10 Jahren beschäftigt, ging er um so lieber an diese Arbeit, da der billige Preis des Buches hoffentlich diesem viele Leser verschaffen wird. Der Verfasser glaubt, daß es für Gymnasiasten zum Selbstunterrichte, für niedere Schulen zum Leitfaden der Lehrer, die dann im Vortragen auslassen, zusetzen und erläutern können, nicht unpassend sein wird. Eine Anekdotensammlung, noch weniger eine Moral in Beispielen mochte er aus unserer ehrwürdigen Geschichte nicht machen; auch glaubte er nicht kürzer sein zu dürfen, wenn er wirklich etwas Ganzes geben wollte. Doch wird immer die Ansicht über das Zuviel und Zuwenig nach Zweck und

Standpunkt des Schreibers wie des Lesers verschieden bleiben. Daß endlich dabei die besseren der neuen Werke, eines Schmidt, Heinrich, Posselt, Pölitz, Heeren u. a. nicht unbeachtet geblieben sind, wird man wohl sehen; daß aber auch (wenn auch nicht gerade erst für diese Arbeit) die Quellen gelesen worden sind, dem Verfasser hoffentlich auf andere Beweise glauben. Mögen die Herren Recensenten, die etwa dieses Werkchen ihres Urtheils würdigen sollten, dieselbe Humanität ausüben, die in so vielen Fällen der Verfasser selbst geübt zu haben, sich rühmen darf.

Erlangen, Juli 1823.

Da trotz der starken ersten Auflage schon eine zweite nöthig geworden ist, und sich auch sonst dies Buch fast nur beifälliger Beurtheilungen zu erfreuen gehabt hat: so erkennt der Verfasser darin eine Aufforderung, durch Verbesserungen verschiedener Art, durch dankbare Benutzung mancher gütigen Winke, so weit sie dazu nicht zu spät eingetroffen sind, sein Werkchen zu vervollkommnen zu suchen, daß es jenes Beifalls immer würdiger und dem großen Gegenstande, den es behandelt, in seiner Weise immer entsprechender werde.

Erlangen, im December 1825.

Einleitung.

Groß ist, aber auch höchst merkwürdig und lehrreich, der Unterschied zwischen dem alten und dem jetzigen Deutschland und dessen Bewohnern. Kaum kann man ihn sich besser versinnlichen, als wenn man sich eine Hütte denkt, um weniges künstlicher, als eine Höhle, von Erdwänden und Pfählen roh geformt, wo dieselbe Oeffnung das Licht herein und den Rauch hinausläßt, und daneben einen jener Prachtpalläste deutscher Residenzen, mit ihren Säulen, Vorhöfen, Portalen, Spiegelfenstern und innern Herrlichkeit; oder wenn man sich einen jungen Teutoboch denkt, von mehr als 7 Fuß Höhe, halbnackt, mit langwallendem blonden Haare, oder mit Thierfellen, deren Kopfende mit Rachen oder Hörnern das Haupt des Trägers schmückt, in der Hand die Riesenkeule oder den gewichtigen Speer, der den Auerochsen durchbohrt und den Bären niederstreckt, und daneben einen weichlich geputzten, wohlduftenden, mit Regenschirm und Brille gerüsteten Jüngling jetziger Zeit! Aber man stelle auch den Bärenhäuter der deutschen Urwälder, der weder schrieb noch las, nur jagte, kämpfte, schmauste und schlief, neben den geschickten und fleißigen Handwerker und Künstler, neben den denkenden, vieles Wissen umfassenden und ordnenden Gelehrten, neben den großen Staatsmann oder Feldherrn des heutigen Deutschlands; endlich den nur dem Gesetz der Gewalt und Rache folgenden Heiden, neben den frommen, seinem Feinde verzeihenden, für zwei Welten lebenden Christen hin — und das Bild gewinnt auch seine andere,

nicht minder wichtige Seite. Darum ist es wohl voreilig zu fragen, ob damals oder jetzt bessere und glücklichere Deutsche gelebt haben? Wohl aber ist es rühmlich zu fragen, wie dieß alles, was das Jetzt von Damals unterscheidet, nach und nach so geworden, was dazwischen gelegen, und welche Schicksale das deutsche Land und Volk erfahren? Dieser Frage schließt die Geschichte gern ihr herrliches Archiv auf; herrlich darum, weil darin die Summe der Erfahrungen, welche Deutschland seit 2000 Jahren im Guten wie im Bösen gemacht hat, und sein Nationalruhm in großen Erinnerungen niedergelegt ist. Erkennt doch selbst der Ausländer die Wichtigkeit der deutschen Geschichte an, welche Fürsten deutschen Stammes auf allen europäischen Thronen (selbst den von Constantinopel nicht ausgenommen) nachweiset, Deutschland, wo sich Schlachtfeld fast an Schlachtfeld reihet, bis auf die neueste Zeit als den großen Markt bezeichnet, wo die wichtigsten politischen Angelegenheiten Europas verhandelt wurden, und das Schicksal der Welt mehr als einmal seine Entscheidung fand. Doch nicht allein wie das deutsche Volk durch Thaten und Schicksale weltberühmt geworden ist, sondern auch, wie es durch Nationaltugenden sich ausgezeichnet, durch Gelehrsamkeit und Erfindungen in Wissenschaft und Kunst vorgeleuchtet hat, stellt die Geschichte auf, ohne zu verschweigen, was minder rühmlich ist. Denn so erst wird die Geschichte ein Zeuge der Wahrheit, ein Spiegel der Vergangenheit, eine Fackel für die Gegenwart, und ein Orakel für die Zukunft. —

Das alte Deutschland.

Im Norden von der Nord- und Ostsee, im Osten von der Weichsel und den Karpathen, im Süden von der Donau und im Westen vom Rheine begränzt, lag das ältere Deutschland fast in engern Gränzen als das neuere. Denn im Süden der Donau bis an die Alpen und das adriatische Meer wohnten fast nur Stämme celtischer oder gallischer Abkunft, denen deutsche Sprache, Religion und Sitte meistens fremd war. Nach den Nachrichten der Römer, die, in ihrem südlich schönen Land und warmen Klima verwöhnt, dem deutschen Boden, auch wenn er kein von Feinden bewohnter gewesen wäre, schwerlich Geschmack abgewonnen haben würden, war unser altes Vaterland fast ohne Cultur. Noch waren die Urwälder, deren einige jetzt kaum noch auf den Gebirgen gefunden werden, der Ebene Meister, und 60 Tagreisen lang und 9 derselben breit soll sich der Hercynische Wald von Südwest nach Nordost durchs Land gedehnt haben. (Wer hat ihn aber damals wohl gemessen?) Dann treten unter bestimmtern Namen, bei erweiterter Landeskunde, der Harz-, Oden-, Wester-, Schwarz-, Thüringer-, Teutoburger-Wald und andere hervor, als mit fortschreitender Cultur die Wälder mehr und mehr gelichtet und gereutet (daher die Ortsnamen auf reut oder rode), und somit Strecken für den Ackerbau, für Wiese und Garten, Sonne für den unerwärmten und feuchten Boden, und ein milderes Klima gewonnen wurden. Die wilde Natur lieferte kaum einige Beeren, Kräuter, wildes Obst, Wurzeln, besonders große Rettige. Nur Hafer und Gerste gewann die Kunst dem Boden ab. Aber in den Urwäldern tummelte sich der Auerochse, der Bär, das Renn- und Elenthier und der Wolf; auf den Felsen horstete der Adler und Falke, den man bald zur Vogeljagd gelehrig fand. Auf grasreichen Weiden fand das kleine aber gelenke Pferd und das Rindvieh gute Nahrung. Der Schooß der Erde und die Flüsse lieferten Salz, das älteste Gewürz; ob aber Gold und Silber (sagt der Römer Tacitus, dem man die noch immer beste Kunde vom alten Deutschland verdankt) wohlwollende oder erzürnte Götter versagt haben, trage er Bedenken zu entscheiden. Erst später lernte man beides bei den Nachbarn kennen, noch später

selbst mühsam finden, um es in neuerer Zeit für vieles Entbehrliche wieder aus dem Land zu schicken.

Die alten Deutschen.

Dem Boden entsprach der Deutsche; dessen Namen von Teut, vielleicht einem vergötterten Helden, abgeleitet wird, während die Benennung Germanen auf Heer-Mannen (oder Kriegsmänner) gedeutet haben mag. In einer Zeit, welche die Geschichtskunde nicht erreicht und nachweiset, mögen vom schwarzen Meere her Auswanderungen, theils Nordwestlich nach Scandinavien, theils längst der Donau ins mittlere Deutschland statt gefunden haben; gewiß nur Hordenweise, und langsam, weil des Landes Art und Natur nur kleinen Nomadenzügen Unterhalt gewährte, indem Jagd und Viehzucht auf großen Strecken nur wenig Menschen nähren, und vielleicht 800 Morgen brauchen, wo ein einziger den Ackerbauenden Bewohner eines Landes nährt. Hinter ihnen her drangen dann die fremden Stämme der Slaven, und setzten sich im Osten Deutschlands fest, von denen sie auf dieser Seite, wie von den Galliern im Westen und meist auch im Süden eingeschlossen wurden. Von diesen einzelnen Horden, wie von den verschiedenen Stellen, wo sie sich niederließen, mögen nun die einzelnen Völkerschaften ihren Ursprung und zum Theil auch ihren Namen haben Den Führern dieser Stämme aber, und ihren Nachkommen, aber auch dem Reichern, und besonders, was bei rohen Völkern am höchsten geachtet wird, dem Tapfersten, blieb ein höheres Ansehen, in der übrigens gleich freien Gemeinde.

Von mehr als fünfzig großen und kleinen Stämmen, die höchstens durch die Sprache, die Grundzüge der Religion, durch Freiheitsliebe und Sitten an Einheit des Volkes erinnerten, zeichnen sich die Friesen (die einzigen, die noch unversehrt Namen und Wohnplatz behauptet haben), die Chatten (Hessen), die Bructerer (an der Lippe und Ems, sie verschmelzen nachher mit dem großen sächsischen Stamm im nordwestlichen Deutschland, der erst später bekannt und berühmt, vielleicht auch später erst in Deutschland einheimisch wird), die Chaucen (an der Nordsee nächst den Friesen), die Cherusker

(im Harz), die Cimbern (in Schleswig), der größere Bund der Suevischen Stämme (von der Weichsel allmählig gegen den Rhein und die Donau hinziehend), die Longobarden (an der langen Börde im Lüneburgischen), die Hermunduren (ein weit verbreitetes Volk in Thüringen und Nordbaiern); die Markomannen in Böhmen, die Gothonen (in Pommern), aus. Auch jenseits des Rheins in Gallien gab es noch einzelne deutsche Stämme, z. B. die Bataver; dafür aber auch gallische diesseits desselben, wie die Bojer in den Gegenden des heutigen Alt-Baierns, und darum, aber fälschlich, für der Baiern Voraltern gehalten.

Völker in ihrer ersten Rohheit gleichen sich fast immer, weil die ersten Hebel des Lebens, Nahrung, Obdach, Freiheit, immer ziemlich gleiche Wirkungen hervorbringen; aber beim weitern Fortschreiten trennen sich die Wege. Der Deutsche vor und nach der Bekanntschaft mit den Römern ist sehr verschieden; darum schildern ihn einige als höchst roh und ungebildet, andere wieder als cultivirt, mit Künsten und Wissenschaften und Luxus vertraut; beides richtig, je nachdem man seinen Standpunkt nimmt. Im Allgemeinen mag davon so viel gelten:

Der Deutsche, durch seine blaue Augen und lange blonde Haare, vor Römer, Slav und Gallier kenntlich, ragte an Körpergröße weit über den Römer hervor; das Fell der frühern Zeit ging allmählig in leinene Beinkleider und Wamms und eine Art von Mantel über. Die Weiber lernten dem Gallier das Weben der Leinwand ab. Schon von früher Jugend wurde die Waffe, Schwert, Lanze und Schild, die selbst der Mann, statt Mitgift von der Frau zu empfangen, der Braut zum Geschenk verehrte, die treue Freundin der tapfern Faust; am wilden Thiere erprobte man deren Kraft; künstliche Waffentänze gaben der Stärke die nicht minder wichtige Gewandtheit; wer noch keinen Feind erlegt, durfte seinen eisernen Ring nicht ablegen. Aber in der Schlacht fliehen, war die höchste Schmach. Die Schlacht begann mit einem, durch die vor den Mund gehaltenen Schilde noch verstärkten Schlachtruf; die Stärke des Klanges verbürgte den Erfolg. Ein allgemeiner Angriffskrieg, eine Heerfahrt der ganzen Nation war selten, und noch seltener glücklich, denn zu allen Zeiten haben die

Deutschen eindringende Feinde besser zurückgewiesen, als selbst die Angreifenden gemacht. Auf dieser Erfahrung ruht noch heute die Kriegsverfassung des Ganzen. Kräftiger focht der Deutsche, wie zu allen Zeiten so auch damals, wenn er für Weib und Kind, Hütte und Altar und Freiheit den Heerbann zu allgemeiner Landwehr aufbot. In Friedenszeit forderte wohl auch ein versuchter Kämpfer Genossen zu irgend einer Unternehmung auf; und forderte selten umsonst. Wer aber folgte, war auf Tod und Leben dem Führer verbunden, und durfte ohne ihn nicht zurückkehren. Ein Theil der Beute war der Lohn seiner Treue; später, als Grund und Boden erwünschter wurde, ein Theil des eroberten Landes. Man nannte dies, Gefolge, Gesellen, Kameradschaft. —

Desto unthätiger war der Deutsche meist im Frieden. Den Ackerbau trieben die im Kriege gewonnenen Leibeigenen oder Weiber und Greise. Dagegen lag der Deutsche, die Jagd etwa abgerechnet — auf seiner Bärenhaut und zechte mit andern von seinem Biere oder Meth. Streit, Verwundung, Todtschlag war dabei nicht selten. (So hat sich's auch Jahrhunderte erhalten, denn noch Luther legt den Deutschen den Saufteufel bei!) Noch leidenschaftlicher trieb man das Spiel. Der letzte Würfelfall galt oft des Spielers Freiheit, und willig ließ er dann sich fesseln und zum Sclaven machen. Doch an die größten Laster reihen sich auch Tugenden, die selbst die Ueberfeinerung der neuen Zeit nicht ganz verwischen konnte. Deutsche Treue und Biederkeit, Großmuth gegen den Schwachen, Vaterlandsliebe, Gastfreundschaft, Achtung gegen das weibliche Geschlecht, rühmt man ihnen nach, und findet man häufig noch jetzt. Keusch hielt sich ferner Jüngling und Jungfrau, Mann und Weib. Verbrechen dieser, oder verwandter und noch schändlicherer Art, jetzt leider kaum getadelt, oft sogar verlacht, fanden furchtbare Todesstrafe. Gute Sitten vermochten bei ihnen mehr, als anderswo gute Gesetze.

Freiheit war das Element des öffentlichen Lebens. Frei war, wer Waffen führen durfte; Waffen führte, wer Etwas zu vertheidigen hatte; Wehre, Lanze und Mann war häufig gleichbedeutend. Aber Herrenlos ist auch der Freieste nicht; nur daß bei einzelnen Stämmen die Gewalten, mithin auch die Verfassungen verschieden

waren. Einige erkannten, daß ein Mensch dem andern gleich sei und darum nicht über andere herrschen könne. So ließ man die Götter durch den Mund der Priester regieren. Andere gehorchten Königen aus berühmten Geschlechtern; andere nur der Volksgemeinde, wo jeder Freie sprechen konnte, vorzüglich aber das reifere Alter gehört wurde. Im Kriege war der Tapferste auch der Fürderste, (der Fürst) oder Heerzog, (Herzog). Nur die Priester, im Namen der Götter, oder die ganze Gemeinde, nach Vortrag der Aeltesten oder Grauen (später Grafen, die den einzelnen Gauen vorstanden) mochten Strafen verhängen. Nach ungeschriebenen aber altehrwürdigen Gesetzen wurde gesprochen. Sie gründeten sich auf erprobten Brauch. „Jeder Deutsche ist frei, dem andern gleich, und trägt Wehr. Jeder Wehre ist zur Landwehr verpflichtet. Wer den Hausfrieden bricht, wird vom Hausvater, wer den Gemeinfrieden, vom Grafen, wer den Gottesfrieden, vom Priester durch die Volksversammlung gerichtet. Niemand wird verurtheilt, außer wer eingesteht, oder durch Ordal überwiesen ist. Jeder Beschuldigte wird über die 14te Nacht vorgeladen, und erhält diese Frist dreimal.“ So mögen einige jener Gesetze gelautet haben.

Nur wenig sicheres weiß man von der Religion der alten Deutschen. Die Verehrung des Feuers, erinnernd an frühere östliche Sitze und in den Johannisfeuern mancher Gegenden vielleicht noch erkennbar, hatten sie mit fast allen Naturreligionen gemein. Allfadur (Allvater) oder Wodan (Guodan, Guten, Gott) hieß ihr höchstes Wesen. Im Thor versinnlichten sie Donner und Krieg, ihnen verwandte Dinge: in der Hertha die Mutter Erde, mit geheimnißvollen Weihen; viele Götternamen haben ihnen die Römer angefabelt. Ein rohes Volk macht seine Götter nur zum vollkommensten Abbild seiner selbst, und trägt in die Wohnungen der Unsterblichkeit nur das ein, was ihm selbst das wünschenswertheste auf Erden ist. So wurde in Walhalla, dem Aufenthalt der verstorbenen Tapfern (nach altsächsischem Glauben) täglich wacker gekämpft; aber allabendlich erstanden die Erschlagenen, heilten die Wunden, und Sieger wie Besiegte, setzten sich zum großen Trinkgelage nieder. — Darum pflegte man wohl der Leiche Waffen und Rosse

auf den Scheiterhaufen mitzugeben. Uebrigens verehrten sie ihre Götter nicht in Tempeln, sondern in der Stille (Kerk, ruhig, daher Kirche?) heiliger Eichenhaine oder Haiden, (wovon noch jetzt Nichtchristen Heiden heißen) dorthin waldfahrtete das Volk; dort opferte der Oberpriester als Nationalbeamter. Viel wurde auf Weissagungen kluger Frauen (Alrunen), der Pferde oder planlos hingeworfener Stäbchen gehalten. So verkündigte sich der Wille der Götter. Die Künste des Schreibens und Lesens wurden ihnen, wie die Worte dafür, erst von den Römern zugebracht. Ob die Deutschen Druiden, wie der Gallier, oder Barden, wie der Germane in Skandinavien und der Britte gehabt, ist noch nicht ausgemacht.

Städte bauete der Deutsche wohl erst nach seiner Bekanntschaft mit den Römern; sonst wohnte er in seinen Hütten mit Weib und Kind und Sklaven. Seine Wiesen und Felder lagen um ihn her; ein Graben oder Pfahlwerk befriedigte gegen Wild oder Feind. Jede Hofmark erzeugte sich jegliches Bedürfniß selbst. Handel und Geld und Luxus wurde erst durch die Römer ihnen bekannt. O! wäre doch ihre glückliche Bedürfnißlosigkeit ihnen stets geblieben! Denn — der wahre Bettler ist doch stets der wahre König!

So stehe, mehr mit einzelnen Grundstrichen angedeutet, als nach allen seinen Theilen ausgeführt, das Bild des alten Deutschlands und seiner Bewohner da; wie schwach auch gezeichnet, eines verräth es doch, daß das deutsche ein kräftiges, bildungsfähiges Kernvolk war, fähig, das Gute anderer Völker in sich aufzunehmen; fähig ein ungeheueres, aber in sich entnervtes Reich über den Haufen zu werfen; fähig einen halben Erdtheil sich zu unterwerfen und der Weltgeschichte einen neuen Gang zu geben.

Geschichte der Deutschen. Erstes Buch.

Aeltere Geschichte.

Vom ersten Auftreten der Deutschen bis zur Entstehung des deutschen Reiches.

(113 vor Chr. – 843 nach Chr.)

I. Abschnitt. Bis zur Stiftung der fränkischen Monarchie und des Stifters Tod.

(511 nach Chr.)

Es war ums Jahr 113 vor Chr., als aus dem deutschen Norden, wahrscheinlich aus dem heutigen Schleswig und Jütland die Cimbern (ihr Name soll Kämpfer bedeuten) und von den Gestaden der Ostsee her die Teutonen, entweder durch Ueberschwemmungen des Meeres veranlaßt, oder aus Kriegslust, oder um bessere Weide für das Vieh zu finden, nach Süden mit Weib und Kind aufbrachen. Sie wanderten nur im Sommer; wie Nomaden zu thun pflegen. Südlich von der Donau schlossen sich die Ambronen und bald noch andere Völker an sie an. Die Römer fürchteten für ihr Italien, und sandten den Consul Papirius Carbo zur Bewachung der Zugänge. Doch bei Noreja, unweit Aquileja, erlag er der Tapferkeit der Ankömmlinge. Sie verlangten Land von den Römern und boten Kriegsdienst dafür an. Das Verweigerte wollten sie mit dem Schwert erzwingen. Vier römische Consularheere wurden hierauf in Gallien besiegt, zuletzt noch 80000 Römer unter Cnejus Manlius und Servilius Cäpio. Nachdem Gallien verwüstet worden, gedachten sie ins hochgepriesene Land Italien hinabzusteigen, die Teutonen und Ambronen durch Ligurien, die Cimbern durch das Norikum. Schon war im zitternden Rom „cimbrischer Schrecken und cimbrisches Schlachtgeheul" Sprüchwort, wie hundert Jahre früher, das „Hannibal vor den Thoren." Zum erstenmal bewarb sich niemand um den Feldherrnstab. Da fanden endlich die Römer in dem düstern Manne von Arpinum, Jugurthas Sie-

ger, Marius, den Retter in der Noth. In festen Lagern an der Rhone gewöhnte er erst seine Soldaten an den furchtbaren Anblick ihrer Gegner, überfiel sie dann bei Aix in der Provence und schlug in zwei fürchterlichen Schlachten erst die Ambronen, die sich selbst durch ihre auf sie einhauenden Weiber nicht wieder in die Schlacht zurücktreiben ließen, dann die Teutonen (101 v. Chr.) — Die Cimbern aber stiegen von den Tiroler Alpen furchtbar nieder; schon wich ein sie erwartendes Römerheer unter Catulus; leicht wären sie nach Rom selbst gekommen, wenn das schöne Land sie nicht zu lange gefesselt, sie nicht verweichlicht hätte. Da holte sie Marius bei Verona ein und vernichtete (100 v. Chr.) trotz der verzweifeltsten Tapferkeit der Deutschen auch dieses Heer. Umsonst hatten sich die vordersten Glieder mit Ketten aneinander angefesselt; der Römer Tactik war ihnen überlegen, Sonne und Staubwind ihnen entgegen. Neue Hunderttausend fielen wie in der Teutonenschlacht bei Aix. Noch fochten die Weiber auf der Wagenburg und tödteten sich endlich selbst und ihre Kinder. Den eignen Verlust geben die Römer nur auf 300 an! Aber der Fehdehandschuh für 500jährigen Krieg mit den Römern war hingeworfen, und des Streites Ende hieß — Roms Untergang.

Nicht glücklicher war 50 Jahr später ein ähnlicher Versuch eines deutschen Heerführers der Sueven, des Ehrenfest (Heerfest) oder Ariovist, sich auf Kosten eines gallischen Volks, welches ihn gegen ein anderes zu Hülfe gerufen, in Gallien selbst festzusetzen. Dort stieß in gleichem Beginnen Julius Cäsar mit ihm zusammen. Nachdem friedlicher Vergleich stolz und kräftig von dem Deutschen zurückgewiesen worden war, der mit dem Römer gleiches Recht der Eroberung zu haben meinte, und sich das römische Herr (manche Thränen der Furcht waren geflossen und unzählige Testamente gemacht worden) endlich ermannt hatte: kam es zwischen Besançon (Vesontio) und dem heutigen Mömpelgart zu einer blutigen Schlacht und Niederlage Ariovists, der mit wenigen Begleitern kaum über den Rhein entkam. Dafür war aber auch Cäsars (gar wohlgefällig von ihm selbst beschriebener) zweimaliger Rheinübergang fruchtlos und nur militärische Diversion, um die Sue-

ven von neuen Einfällen in Gallien abzuhalten, und dieses desto ungestörter sich unterwerfen zu können.

Doch wurden nun die Deutschen am Rhein mit römischer Cultur und Sitte und Kriegskunst immer bekannter, und halfen selbst in der Schlacht bei Pharsalus (48 v. Ch.) Cäsarn über Pompejus siegen und so den Grund zu einem Kaiserthume legen, das nach einem halben Jahrtausende auch nur ihnen wieder erliegen sollte. Der schlaue Octavian August hatte sich kaum auf dem neuen Kaiserthron befestigt, als er, um seine Römer durch neuen Glanz für alte Freiheit zu entschädigen, nicht allein die Süddonauländer, Rhätien, Vindelizien und Norikum erobern, sondern auch die Deutschen in Großdeutschland selbst durch seine Stiefsöhne Drusus und Tiberius angreifen ließ. In den eroberten Strichen diesseits des Rheins wurden römische Castelle erbauet, wurde römische Sprache und Gerichtsverfassung eingeführt und der freie deutsche Sinn unter das Beil des römischen Lictors gebeugt. Der Deutschen edle Freiheit und Nationalität schien untergehn zu sollen; doch Deutschlands Genius wachte über seinem Volke. Noch verdiente es seine Freiheit, weil es sie zu retten und zu schirmen wußte. Drei Tage vernichteten das Werk von dreißig Jahren.

Nicht umsonst hatte ein edler Cheruskerjüngling Hermann (Arminius) einige Jahre in Rom gelebt und der listigen Tapferkeit wieder tapfere List entgegen zu setzen gelernt. Tiber, der in Pannonien (das südliche Ungarn) zu thun hatte, ließ nur drei Legionen (etwa 18000 Mann) unter Varus in den Rheinlanden zurück. (9 n. Chr.). Obgleich gewarnt, ließ sich der eitle Varus durch angeblichen Aufstand einzelner Stämme in den großen Teutoburger Wald locken, wo Hermann und die deutschen Hülfsvölker ihn verlassen und durch heimlich herbeigerufene Stämme verstärkt, in den Gegenden bei Herforden und Uffeln, wo noch heute ganze Leichenhügellinien die Richtung der Schlacht bezeichnen, und Namen wie Fallrum, Römerfeld, Kohlstädt, Todtengrund, Winnefeld, noch heute an das große Ereigniß erinnern, die Waffen gegen die eingeschlossenen Legionen kehren. Der tapferste Widerstand war vergeblich. Drei Tage wurde an ihnen geschlachtet, denn ein Schlachten, nicht

eine Schlacht war es zu nennen. Wenige entkamen, Varus tödtete sich selbst. — So zerriß ein edles Volk, schwer gereizt, die Ketten, die man ihm geschmiedet hatte. Vergeblich jammerte August um seine Legionen; aber auch vergeblich fürchtete man der Deutschen Einfall in Italien; sie wollten nur frei im freien Lande leben. Die folgenden Einfälle des Germanikus, Drusus Sohnes, hatten keinen dauernden Erfolg. Leider aber geriethen bald die Deutschen selbst untereinander in Krieg; die Cherusker führte Hermann siegreich gegen den Markomannen Marbod, aber wenn auch der Letzte ein unrühmliches Exil und Ende bei den Römern fand, so fiel auch Hermann durch seine eigenen Verwandten, weil er nach königlicher Gewalt und Alleinherrschaft gestrebt haben sollte. (21 n. Chr.)

Zu einem ähnlichen innern Kriege kam es über den Besitz von Salzquellen zwischen den Chatten und Hermunduren, (58. n. Chr.) man glaubt, an der fränkischen Saale. Die Hermunduren siegten, und schlachteten, was ihnen die Chatten angedrohet, die Gefangenen den Göttern. Aber wenige Stämme gingen trauriger unter, als die Amsibarier, aus ihren Sitzen an der Ems von den Chauzen vertrieben, unter Bojokal. Als ihnen die Römer leeres Land zwischen dem Rhein und der Yssel abschlugen, sprach dieser: „Wohl, Land zum Leben kann uns fehlen; zum Sterben, nicht!" So irrten sie herum, bis Schwert und Hunger sie vernichtete. Umsonst versuchte bald nachher der edle Claudius Civilis seine Batauer dem drückenden Römerjoche zu entziehen. Zwar schlug er bei Xanten im Clevischen die Römer, und gab damit das Signal zum Abfall vieler Völker, aber Vespasians Feldherr, Petilius Cerealis, besiegte ihn in drei großen Schlachten. Einige der spätern Kaiser suchten ihre deutschen Erwerbungen nördlich von der Donau durch große Graben und Pfahl- und Mauerwerke zu sichern, die der Aberglaube dann die Teufelsmauer nannte.

Drohender aber wurde die Gefahr, als unter Mark Aurels glorreicher Regierung eine Menge Völker, Jazygen, Vandalen, Quaden, Markomannen, Hermunduren, Sueven, von Ungarn längst der Donau bis an den Rhein hin sich gegen Rom verbündeten. (166 — 180).

Tapfer kämpfte Mark Aurel, aber sein feiger Sohn Commodus schloß (180) um jeden Preis Frieden und eilte zu seinen römischen Wollüsten zurück. — Um eine große Erfahrung waren die Deutschen reicher geworden; daß man mit vereinten Kräften den Römern besser widerstehen und nachdrücklicher sie selbst angreifen könne. So treten jetzt besonders vier Stammbündnisse, der Gothen an der Weichsel später bis gegen das schwarze Meer hin sich dehnend, der Sachsen an der Ost- und Nordsee bis an die Weser; der Franken im nordwestlichen und der Alemannen und Sueven im südwestlichen Deutschland auf; mit und in ihnen verschwindet eine Menge der einzelnen Völkernamen, und durch sie geht Deutschland vom Vertheidigungssystem zum Angriffskriege über. Umsonst glaubten sich die Römer mancher durch Aufnahme in ihre Heere zu entledigen.

Der Vortheil solcher Bündnisse offenbarte sich bald, und stieg mit dem innern Verfalle des römischen Reiches. Dieser ungeheuere Staatscoloß hatte seinen eigenen Grund durch allzugroße Ausdehnung nach außen, und immer sichtbarer werdende Verschlechterung von innen untergraben. Man hatte in drei Erdtheilen die Gränzen, wie ein Redner pomphaft sagte, da gesteckt, wo der Besitz aufhörte wünschenswerth zu sein; doch dieselben tapfern Heere, die das Reich so groß gemacht, waren zu seiner Beschützung nicht mehr vorhanden. Der schwerbewaffnete Soldat, der Kern des Heeres, schnallte seine Rüstung ab, um, schien es, besser laufen zu können; deutsche Miethtruppen, die, ihr Gewicht erkennend, bald den Meister spielten, mochten sich für ihn herumschlagen. Die Regenten selbst wurden fast immer thierischer; und schon konnte der Staat fast nur durch grausame Despotie gehalten werden. Die alten Tugenden der Scipionen und Catonen waren längst verschwunden, oder höchst gefährliche, oft verbrecherische Eigenschaften. Der Statthalter in der Provinz kaufte seine Stelle theuer, kam als Bettler, und ging als Crösus zurück. Die Hauptstadt zählte mehr Sklaven als Freie, mehr Fremde als eigentliche Römer, und war jedem Verbrechen feil. Liebe zum Vaterland kannte man kaum, weil man es nicht mehr achten konnte, und als es sich selbst aufzugeben anfing, war es auch aufgegeben.

So bedurfte es nur eines Anstoßes von außen, der die in voller Entwicklung ihrer Kraft befindlichen deutschen Stämme auf das römische Reich hinwarf, um dieses morsche Staatsgebäude zu zertrümmern. Dies that die große Völkerwanderung, ein Stück Völkerarbeit von 1500 Meilen, von Asiens östlichem Ozean bis an die Säulen des Herkules. In Gegenden, deren Dasein man kaum gekannt hatte, in den Hochebenen Mittel-Asiens wurde das mogolische Nomadenvolk der Hunnen von östlichen Völkern entweder gedrängt, oder aus Mangel an Weide, westlich vorzudringen genöthigt. (376.). Die zitternden Abendländer wußten sie nicht häßlich genug zu schildern, und verglichen sie zweibeinigen Thieren oder plump ausgehauenen Brückenpfosten. Die Alanen, ihr Nachbarvolk in Westen, mußten sich an sie anschließen, und so noch manches andere überwundene Volk. Mit verstärktem Andrange stieß man nun am schwarzen Meere auf das Ostgothen-Reich, dessen großer König Ermanarik entweder seines Reiches Untergange durch freiwilligen Tod zuvorkam, oder durch roxolanische Jünglinge endete, die ihre ermordete Schwester an ihm rächten. Diese Gothen, von den Hunnen geschlagen, wußten sich nur westlich auf ihre Brüder die Westgothen zu werfen, die vom Dniester bis zu den Donaumündungen verbreitet waren. Diese, zu schwach, die große auf sie anfluthende Völkerwoge zu brechen, flohen theils in unwegsame Gebirge, theils baten sie den römischen Kaiser Valens um Land und Weide jenseits oder südlich von der Donau; dafür wollten sie der Gränze Hüter sein. So geschahs. Aber bald erzwangen sich andere Gothen auch den Uebergang nach Thrazien und Mösien, und Valens erlag ihnen mit seinem ganzen Heere. (378.)

Ein Glück für das römische Reich, daß die Hunnen in den großen Steppen Süd-Rußlands, Ungarns und Polens reichliche Weide fanden, und vorerst nicht weiter vorzudringen begehrten. Der Kaiser Theodosius (ein Spanier) theilte (395) das römische Reich so, daß sein Sohn Honorius die Abendländer mit Rom (dann Ravenna) als Hauptstadt, sein Sohn Arcadius die östlichen Länder mit Constantinopel als Residenz erhielt. Die herrschsüchtigen Minister beider jungen Kaiser haß-

ten sich tödtlich, und vor allem suchte Rufin die Westgothen, die in seines Herrn Lande saßen, auf Italiens Kosten los zu werden. Wirklich brach auch Alarich, Heerführer oder König der Westgothen, die bisher Griechenland verwüstet hatten, von Illyrien nach Italien mit seinen Schaaren auf, kehrte aber nach einem Siege, den der edle Stilicho, Feldherr und Minister des Honorius, über ihn bei Verona (403) erfocht, nach Illyrien zurück. Nicht besseres Glück hatte zwei Jahre später der deutsche Hordenführer Rhadagais. Als man aber zur Vertheidigung Italiens die Rheingränze von Truppen entblößt hatte, drangen andere von den Hunnen aufgeschreckte Völker, wie die Vandalen unter Geiserich, ein Theil der Alanen, die Sueven, die am rechten Rheinufer, und die Burgunder, die Anfangs an der Ostsee, jetzt den Sueven östlich saßen, ins römische Gallien ein. Die drei ersten Völker kamen bis Spanien, wo im Norden ein suevisches Königreich entstand; die Vandalen aber und Alanen gingen von Spanien nach Afrika, und gründeten auf Karthagos Trümmern ein Königreich. Bald langten auch die Westgothen in Spanien an, und gründeten dort und im südwestlichen Gallien unter Adolf ein mächtiges Reich. Denn Alarich selbst hatte zwar neue Einfälle nach Italien gemacht, selbst Rom (409) erobert, aber bei Consenza seinen Tod und ein merkwürdiges Grab mit Roß und Rüstung in dem Bette eines dazu von den Gothen abgeleiteten Flußes gefunden. Als der Fluß den alten Lauf über das Grab hinweg genommen, zog der Gothen Heer nach Gallien und Spanien.

Die Burgunder aber bildeten (414) im südöstlichen Gallien an der Rhone ein eigenes Reich, und nach Honorius Plan die Vormauer gegen die Westgothen. So drangen auch bald am Niederrhein einzelne fränkische Stämme nach Gallien, zwischen Rhein, Mosel und Schelde ein; und in das von den Legionen (426) entblößte Britannien zogen sächsische Horden unter Hengst und Horse (449), und gründeten dort sieben kleine Königreiche.

Unterdeß hatten die Hunnen das morgenländische Kaiserthum oft beunruhigt, manche Provinz verwüstet, und manchen Frieden sich theuer abkaufen lassen. Attila und Bleda, zwei Brüder, herrschten über sie; doch

Bleda fiel durch Attila, der nicht umsonst das Schwert des Mars gefunden haben wollte, und sich am liebsten Gottes Geißel nennen hörte, ein Hunnenideal im Aeußern und im Innern. Mit 700,000 Mann, theils Hunnen, theils besiegter oder verbündeter Völker (Gepiden, Avaren, Ostgothen, Longobarden, Thüringer u. s. w.) brach er aus seiner Pfahl-Burg, von der er die Länder von der Wolga bis zur Theis und Weichsel beherrscht hatte, gegen Westen auf (450). Die herrlichen Rheinstädte, Strasburg, Speier, Worms, Mainz, Trier, manche ein zweites Rom und Kaisersitz, wurden verwüstet oder ausgeplündert; doch fand er schon in Gallien, wo die Matrona (Marne) die catalaunischen Felder wässert, ein großes Heer zum Widerstand bereit. Aetius mit seinen Römern, Dietrich mit seinen Westgothen, Sangipan mit den Alanen, außerdem Franken und Burgunder, ein Stamm der Sachsen erwarteten hier den allgemeinen Feind. Eine wahre Völkerschlacht begann. Hundert und zwei und sechzig Tausend fielen von beiden Seiten; selbst der edle König Dietrich; aber die Geißel Gottes wurde diesmals selbst gegeißelt, der Sieg wurde gewonnen, und Attila ging zurück (452). Bald darauf starb er; mit ihm verfiel sein Reich; die unterworfenen Völker traten wieder in Freiheit. So ging die Gefahr eines Weltreiches mit dem Welt-Eroberer selbst unter.

Doch auch die zwölf Jahrhunderte, welche Rom nach alten Weissagungen, halb steigend, halb fallend erfüllen sollte, waren abgelaufen. Es war bestimmt, durch Deutsche zu fallen, aber, so schien es, erst dann zu fallen, wenn der germanische Stamm reif genug geworden wäre, das Bessere der römischen Cultur und Sitte in sich aufzunehmen. Schon hatte der Vandale Geiserich Rom furchtbar von Afrika aus verwüstet; schon setzten Deutsche im römischen Solde Kaiser ein und ab; neun Imperatoren folgten sich in 21 Jahren, und endlich ließ (476) der Rüge Odoaker, Heerführer der Heruler, Scyren und Rugier, deutscher Stämme in Roms Solde, den Kaiser Romulus Augustulus vom Throne steigen. So endete die Reihe der Cäsaren, und das abendländische Reich, und Deutsche wurden seine Erben. Odoakern erkannten sie und die Römer in Italien als ihren König.

Die neue Herrschaft dauerte 17 Jahre. Dann trat der große Theodorich, König der Ostgothen, (490) zur Eroberung Italiens aus Pannonien hervor, besiegte Odoakern bei Verona, und richtete in Italien und nordwärts bis an die Rhone und Donau, östlich aber bis gegen Dacien und Macedonien sein großes ostgothisches Reich auf; ein Fürst wie wenige, gefürchtet und geachtet von den Fremden und den Unterthanen. Aber Ansehen und Blüthe seines Reiches knüpfte sich auch nur an sein gesalbtes Haupt, und brach bald nachher zusammen, während in Gallien ein deutsches Reich der Franken schnell und furchtbar um sich griff.

Zur Freiheit, so läßt wenigstens ihr Name schließen, hatten sich Chatten, Sigambrer, Cherusker, Chamaver und andere Völker zwischen Weser und Rhein verbunden; darum nannten sie sich die Franken, oder Freien. Als sie später sich dem Rheine näherten, und ihn sogar überschritten, unterschieden sich Salische und Ripuarische Frankenstämme. Sie standen unter kleinen Königen (die man die geborsteten oder behaarten nannte, da sie allein das Vorrecht, lange Haare zu tragen, hatten) ohne wechselseitigen Staatsverband. Durch langen Umgang mit den Römern, durch frühere widerliche Schicksale mag manches Edle des deutschen Charakters, besonders Treue und Redlichkeit, bei ihnen in den Hintergrund getreten sein. Ihre Wichtigkeit beginnt mit dem Salischen Fürsten Chlodwig oder Ludwig (aus dem Stamme des alten Königs Merovāus, daher er und sein Königsgeschlecht das der Merovinger heißt,) und die Insel der Bataver, die Gebiethe von Dornik und Arras, mögen anfangs sein kleines Reich, 5000 Streiter seine Heeresmacht, gewesen sein. Aber sein kühner Kopf wog auch ein Heer, und dem Unternehmenden läuft gern der Gleichgesinnte zu. Er wollte seinen Namen und seine Herrschaft groß machen über alle; es gelang, weil kein Mittel ihm zu schlecht, kein Verbrechen ihm zu groß war. War er doch selbst die Frucht eines Verbrechens, da sein Vater Childerich die Gastfreundschaft des thüringischen Königs mit Verführung der Königin gelohnt hatte. Ein Rest des Römerreiches in Gallien, das Gebiet der Suessiones oder Soissons, unter dem Stadthalter Syagrius, wurde seine erste Beute (486). Dann nöthigte er die

Thüringer zum Tribut (man zahlte ihn immer in des Landes reichlichsten Produkten, also hier in Vieh), schlug darauf in harter Schlacht (496) die Alemannen bei Tolbiacum, und nahm ihnen einen großen Theil ihres Landes. Selbst das Christenthum, welches er zu Rheims annahm, (lange zeigte man den Taufstein und das Oelfläschchen zur Salbung, welches eine Taube vom Himmel brachte!) wurde ihm nur Mittel zum Zweck. Denn auch das Westgothische Reich begehrte er; und weil man da noch arianisch-christlich glaubte, so schien es erlaubt, sogar ein Gottesdienst, die Ketzer auszurotten. Die Schlacht von Vouglé (507) brachte ihm fast den ganzen, diesseits der Pyrenäen gelegenen Theil von Alarichs II. westgothischem Reiche mit der Hauptstadt Toulouse ein. Noch machte er sich das Reich Burgund zinsbar, und rottete die übrigen Frankenfürsten mit teuflischer Bosheit aus. So herrschte er endlich allein, und fast über ganz Gallien und große Strecken Deutschlands. Aber die Blutsaat, die er ausgesäet, konnte seinem Geschlechte und seinem Reiche auch nur blutig aufgehen!

So hatten sich vor und nach der Völkerwanderung die Deutschen Stämme weit über Deutschland hinaus ausgedehnt, hatten in Schweden (wo schon früher unter ihren Odinen Gothen saßen), in England, in Frankreich, Italien und Spanien und selbst in Afrika Reiche gegründet, ihre Sprache und Sitte und Eigenthümlichkeit verbreitet. In Deutschland selbst waren aber als die Hauptvölker geblieben: die Sachsen, Franken, Friesen, Thüringer, Alemannen und Baiern (ein Mischlingsvolk wahrscheinlich aus den alten Bojern und von Herulern, Scyren, Turcilingern und Rugiern, die vor dem Untergange Roms von Gothen, Longobarden und Gepiden ihren östlichen Nachbarn gedrängt in den Gegenden des heutigen Baierns ihren Sitz genommen hatten). Mit den Alemannen hatten sich die Schwaben, Reste der alten Sueven, vereinigt; der Lech schied sie von den Baiern, jenseits des Oberrheins hießen sie später Alsassen, (oder Elsasser).

Vielfach hatte sich der Zustand Deutschlands und

seiner Bewohner in diesem halben Jahrtausend verändert. In den ehemals römischen Besitzungen am Rhein und südlich von der Donau waren eine Menge blühender Städte zum Theil aus stehenden römischen Heereslagern entstanden, in denen römischer Luxus, römische Sprache und Gesetzgebung galt. Auch der Wein und das bessere Obst wurde den Deutschen durch die Römer. Von den römischen Städten aus verbreitete sich, seit Kaiser Constantin das Christenthum zur Staatsreligion gemacht hatte, diese neue Religion, doch langsam und nicht ohne Widerstand, weil sie der Glaube der Feinde und Unterdrücker war, und eine Versöhnungslehre predigte, die dem deutschen Institut der Selbstrache, die sogar der Sohn vom Vater erbte, ganz entgegen war; denn nur wer sich rächen konnte, hatte Recht. Nur ein Volk war schon lange wegen seines früheren Verkehrs mit den Griechen, so wie zum Christenthum, so auch zur Schreibekunst und einiger Wissenschaft gelangt, das Volk der Gothen. Aber als ihr Ulphilas (360) das neue Testament in die mösogothische Sprache übersetzte, glaubte man in Constantinopel, wie ein Priester Arius gelehrt hatte, daß Christus von Gott erschaffen und daher nicht völlig gleichen Wesens mit dem Vater sei, eine Lehre, die verdammt und als Ketzerei hart verfolgt wurde. (Die mit silbernen Buchstaben auf purpurfarbiges Pergament geschriebenen Evangelien sind noch in Schweden und andere Stücke in Wolfenbüttel und Mailand vorhanden. In jener Gothen-Sprache lautete das Vater unser: „Atta unsar, thu in Himinam, weihnai Namo thein. Quimai Thiudinasus theins; Wairthai Wilja theins, swe in Himinah, ja ana Airthai. Hlaif unsarana thana sinteiman gif uns himadaga. Ia aflet uns thatei Skulans sijaima. Swa swe ja weis afletam Skulam unsaraim. Ia ni briggais uns in Fraistubnjai ak lausei uns of thama Ubilin; unte theina ist Thindanjardi, jah maths, ja Wulthus iu Aiwins.“)

Während aber die Deutschen im Auslande Staaten gründeten, verloren sie die Hälfte ihres eigenen Landes an Fremde; wie man nach Fremden trachtend, leicht das Eigene verliert. Die schon erwähnten Slaven (die Alten mögen sie unter dem Namen der Sarmaten ge-

kannt haben) besetzten die durch die Völkerwanderung öde gewordenen Strecken Ostdeutschlands, bald bis an die Elbe, Saale und zum adriatischen Meere. Sprache, Sitte, Religion, schied ihre Stämme streng von den Deutschen aus. Die nördlichsten und südlichsten, dem Meere nähere, nannten sich Wenden. In Deutschland besetzten sie im 6ten und 7ten Jahrhundert Meklenburg, Pommern, die Mark Brandenburg, das Lauenburgische, Meissen, Lausitz, Schlesien, Böhmen, Mähren, Steiermark, Krain und Kärnthen. Ihre Götter, Bilbog uud Czernebog, Prove, Crodo, Siwa, Radegast, Swantewit u. s. w. waren zum Theil versinnlichte Naturkräfte und von der abentheuerlichsten Gestalt. Aber neben Viehzucht trieben die Slaven fleißig Ackerbau und Handel, waren gastfrei wie der Deutsche, der ihnen der Stumme (Niemecz) hieß, weil er ihre Sprache nicht sprach und nicht verstand. Jahrhunderte dauerte ihre Bekämpfung durch die Deutschen. Doch wenn sie endlich auch bezwungen und mit des Siegers Sitte, Sprache und Cultur bekannter wurden; eine Einrichtung blieb ihnen fremd, die nur den Völkern germanischen Stammes eigen war, und leider nur zu tief in das innerste Wesen und Leben des Deutschen Volkes eingriff. Es war das Lehnwesen oder Feudalsystem.

Eroberten deutsche Völker ein neues Land, so wurden Land und Leute theils ganz, theils, wo man menschlicher verfuhr, nur halb oder zum Dritttheil durch Loose zwischen dem König oder Heerführer und seinen Leuten vertheilt. Damit schaltete jeder nach Belieben; man nannte es Allode, doch wurde wohl den Mächtigen des Volks, den Unteranführern, vor allem dem Fürsten selbst, ein größeres Stück zu Theil. Oft wäre aber nach der Eroberung das Amt des letztern und seine Macht zu Ende gewesen und jeder hätte gern wieder der alten Gleichheit und Freiheit gedacht. Da suchten sich die Fürsten durch Verleihungen von ihrem Antheile noch besondere Anhänger (Gesellen, Vasallen) zu erwerben, und liehen ihnen Grundstücke oder Aemter und deren Ertrag unter der Bedingung fernerer und besonderer Treue. Wer die Bedingung brach, oder starb, verlor natürlich das Geliehene; oder die Belohnung hörte mit dem Dienste, wenigstens mit dem Belohnten auf. Was hier der Fürst

im Großen that, that mancher wieder im Kleinen, und so sonderte sich vom allgemeinen Interesse an dem Staat bald ein besonderes an den Lohn-Leihenden oder Lehnherrn geknüpftes ab. Doch bildete sich später alles dies noch weit bestimmter und umfassender aus; und wurde dann erst recht gefährlich, als solche Lehen erblich wurden, und sich durch die Inhaber dieser Lehen die Gesammtkraft des Staats in viele kleine Theile, und das ganze Reich in viele kleine Staaten spaltete, in denen jeder große Lehensmann wieder ein großer König im Kleinen sein wollte. Aber man übersah auch dann die Uebel, weil gewiß zunächst ein kriegerischer Geist dadurch genährt, und nur der Niedere dadurch noch mehr gedrückt wurde.

Auch die Gerichtsverfassung und Gesetzgebung hatte sich in diesem Zeitraum sehr verändert und ausgebildet. Entschied man früher nach Gebrauch und Herkommen, so hatten jetzt nach Bekanntschaft und besonders nach Unterwerfung der Römer eine Reihe schriftlicher (in lateinischer Sprache, da die Deutsche noch zu roh und ungelenk war) Gesetzgebungen begonnen, die freilich mit der Zeit immer mehr und mehr erweitert und verbessert wurden; so die Gesetze der salischen und ripuarischen Franken, der Burgunder, Ost- und Westgothen (im 5. und 6ten Jahrhundert), zu denen bald nachher noch die der Baiern, Alemannen, Angelsachsen, und Longobarden hinzukamen. Bei rohern Völkern können Gesetzgebungen, ihrer Natur nach, fast nur den Streit über das Mein und Dein behandeln, oder Beleidigungen abwehrend Strafgesetzbücher sein. Mit großer Genauigkeit war zwischen Sklaven und Freien, Deutschen und Römern unterschieden; für jede Verletzung vom Schimpfwort bis zum Todschlag, und jeden Diebstahl eine Strafe oder ein Sühngeld angesetzt (z. B. 45 Schilling für ein gestohlnes Pferd, 35 für einen ermordeten Sclaven, dagegen 200 für den Mord eines Franken; wer jemand einen Fuchs nannte, zahlte 3; einen Concacatum 6 Schillinge u. s. w.) Im Untergau oder der Cente saß ein Centgraf, im ganzen Gau der Gaugraf unter freiem Himmel zu Gericht; ein Speer und Schild war das Mahlzeichen auf dem Mahlberg; den Richter umgaben die Erfahrnen und Rechtskundigen der Gemeinde, und

halfen das Urtheil finden oder schöpfen (Schöppen). Alles geschah öffentlich und mündlich, durch Leute von gleichem Stand mit dem Beklagten, damit jedem auch dem schwer Bestraften, die Freudigkeit gerechten Urtheils werde. Wo aber die Sache nicht zu ermitteln war, trat der Eid ein, den oft noch viele andre zur Verstärkung mitschwören halfen (consacramentales, wie mußte da schon Treue und Glaube gesunken sein!) oder das Ordal, durch dessen Ausgang die Gottheit die Wahrheit offenbaren sollte. Wen ein glühendes Eisen nicht verletzte, wer seine Hand unverletzt aus einem Kessel voll siedenden Wassers zog, wer im Zweikampf siegte, aber auch seltsam genug, wer im kalten Wasser untersank, wurde unschuldig erklärt. Noch andere Proben, wie die des Kreutzes oder des geweihten Bissens, den der Schuldige nicht hinunter schlucken oder bei sich behalten könne, brachte das Christenthum dazu.

II. Abschnitt. Von der Gründung der fränkischen Monarchie bis zur Entstehung des deutschen Reiches.

(511 — 843.)

Während der Westgothen Reich am Schluß des vorigen Zeitraums fast nur auf Spanien beschränkt worden war, stand das Ostgothische unter seinem großen Theodorich in seltner Blüthe. Aber nur zu häufig hängt eines kaum gegründeten Reiches Größe blos von dem persönlichen Werthe oder Unwerthe des Gründers ab. Gleich nach des Stifters Tode (526) der, wie sein eigenes Reich, so auch die benachbarten in Furcht und Ruhe gehalten hatte, traten Vormundschaften, Weiberregierungen und schwache Fürsten auf, und führten so des Reiches allmähligen Fall herbei. Auch das üppige Land und der Friede hatte, auf die sonst so kräftigen Gothen nachtheilig gewirkt — denn nicht umsonst, sagt Göthe, wandert der Mensch zwischen Löwen oder unter Palmen. — Dieser Verfall offenbarte sich bald. Der, durch seine Gesetzsammlungen so

berühmte griechische Kaiser Justinian hatte seine Ansprüche auf Italien noch keinesweges aufgegeben, nur hatte bis Theodorich starb, ein Schwert noch das andere in der Scheide gehalten. Jetzt aber lies er Belisar, seinen tapfern Feldherrn, der eben dem deutsch-vandalischen Reiche in Afrika ein schnelles Ende gemacht hatte, Sicilien erobern und die Gothen in Italien bekämpfen. Das unglückliche Rom, einst die Herrscherin der Welt, schon durch frühere Verwüstungen Alarichs und Geiserichs, besonders aber durch die Verlegung des Herrschersitzes nach Ravenna tief gesunken, wurde so entvölkert, daß es in diesen Kriegen statt seiner frühern Million einmal kaum 5000 Menschen zählte, ein andermal auf kurze Zeit alle seine Einwohner auswandern sah, und damit einen schrecklichen Beweis von wohl verdienter Wandelbarkeit der Dinge gab. Aber Belisar sowohl als Vitiges, der Gothen König, denen beiden es dienlicher gewesen wäre, die Stadt ganz zu zerstören, um sie dem Gegner nicht später entreißen zu müssen, ehrten in ihr die großen Erinnerungen der frühern Zeit. Vitiges wanderte nach Ravennas Uebergabe als Gefangener mit seinen Schätzen nach Constantinopel, aber den ganzen Krieg beendigte erst ein griechischer Verschnittener, Narses, der den neuen König Totilas besiegte und erschlug. Doch noch war der Muth der Gothen nicht gebrochen. Der letzte Haufe wählte Tejas zum Könige, und wehrte sich in dreitägiger Schlacht auf den Hügeln von Nocera. Aber seine Stunde hatte geschlagen; der König fiel, die Tapfersten mit ihm; der Rest wurde gefangen oder wanderte aus. So ging (554) ein großes edles Volk auch groß und edel unter, und lebt dafür noch immer in dem Tempel des Ruhmes; während manche Völker, die unedle Sklavenketten feig dem Tode vorzogen, längst schmähliger Vergessenheit geweihet sind.

Doch auch der Griechen Herrschaft in Italien war nicht von Dauer. Ein anderes deutsches Volk, die Longobarden unter Alboin, von Justinian in Pannonien aufgenommen, fiel 568 zugleich mit 20000 Sachsen in Italien ein, und eroberte es zum größten Theil. Noch heißt nach ihnen das nördliche Italien, wo Pavia ihre Hauptstadt wurde, die Lombardei. So die Deutschen in Italien.

In Deutschland wurde der Baiern Herzogthum unter seinen Agilolfingern bald den Franken zinsbar, stand aber, wie die Alemannen, unter Herzogen aus eignem Stamm; der Sachsen Reich, in Ostphalen, Engern und Westphalen abgetheilt, dehnte sich immer weiter aus; aber das mächtige Reich der Thüringer ging mit Blutschuld beladen, durch eines Weibes Herrschsucht, unter Hermanfried (529) im Kampfe mit den Franken und Sachsen unter, und erhielt fränkische Statthalter, zum Theil auch den Namen Franken; die Slaven drangen vor, und wurden nur durch Jahrhundertlange Kämpfe von gänzlicher Ueberschwemmung Deutschlands abgehalten.

Im alten Gallien aber, jetzt bis auf die Bretagne, wo freie Britten vor den Sachsen aus England fliehend, von der verlornen Heimath wenigstens den theuern Namen retten wollten, bis auf das zinsbare Burgund und Languedoc, wo noch Westgothen saßen, ganz den Franken durch Chlodwig unterworfen, folgten unter Chlodwigs Söhnen und Enkeln, Theilungen auf Theilungen, und wenn auch die dadurch herbeigeführte Schwächung des Reichs durch die Eroberungen Burgunds und Thüringens und durch Erwerbungen der Provence und Rhätiens von den Ostgothen, scheinbar ausgeglichen wurden; wenn sogar einzelne kräftigere Alleinherrscher auftraten: so ruhte doch im Ganzen kein froher Segen auf diesem Merovinger-Haus. Chlodwig hatte das Reich unter seine vier Söhne getheilt, von denen Chlotar I. alle überlebte und wieder Alleinherr der fränkischen Monarchie wurde, († 561). Auch er theilte wieder unter seine vier Söhne, allein durch die Gemahlinnen der beiden jüngern, durch Brunehild, eine westgothische Prinzessin, und Siegberts Weib, dem der deutsche oder östliche Theil des Reiches (Austrasien) zugefallen war, und Fredegund, Gemahlin Chilperichs, dem Soissons zu Theil geworden, entspann sich nach dem Tode Chariberts (an den Paris gekommen, wie an seinen Bruder Guntram Orleans und Burgund) ein so fürchterlicher Streit im königlichen Hause, wüthete Mord und Brand, Gift und Dolch so schrecklich an den vier Höfen, daß fast das ganze königliche Haus vernichtet wurde, und ein frommer Geschichtschreiber jener Zeit darin die Vorboten des jüngsten Tages sah, und ein neuerer

behauptete, daß es schwer sein würde, irgendwo mehr Laster und weniger Tugenden zu finden. Aber Brunehild empfing noch im 70ten Jahre ihre Strafe, schrecklich, wie ihre Verbrechen gewesen waren. Drei Tage lang wurde sie auf einem Kameel dem Volke zur Schau herumgeführt, dann gefoltert und endlich an den Schweif eines wilden Pferdes gebunden, und, so herumgeschleift, zerschmettert. Nur Fredegund entging dem irdischen Richter, und ihr Sohn Chlotar II. vereinte (613) wieder das ganze Reich.

Kamen nun noch klägliche Regierungen selbst zu solchen Gräueln hinzu, so mußte wohl das königliche Ansehen immer tiefer sinken. Da geschah es, daß durch ihre Inhaber eine an sich nicht sehr bedeutende Hofwürde des Major domus, Hausmaiers oder Intendanten des königlichen Hofwesens, so sehr gewichtig wurde, daß bald mit ihr der Heerbefehl im Kriege, und als Quelle aller Gnaden, Aemter und Verleihungen auch im Frieden das höchste Ansehen verbunden wurde. Wer hätte nicht auch mehr dem allmächtigen Feldherrn und Minister als einem schwachen Könige gehorcht, der oft nichts that (oft auch nichts thun durfte!) als Essen, Trinken, Schlafen, und seinen Namen zu Unterschriften, und seine Person zur Repräsentation an feierlichen Festen und Volksversammlungen herzugeben, und dann auf seinem Ochsenwagen wieder in seine Pfalz (oder Wohnung) zurückzufahren. Anfänglich hatte jedes der getheilten Reiche einen Majordom, und der Chlotars II. hieß Pipin von Landen († 639). Schon Pipins Sohn, Grimoald, suchte seinen Sohn auf den austrasisch-fränkischen Thron zu setzen, ohne ihn indeß darauf erhalten zu können; aber ein anderer Enkel jenes Pipin, (Pipin von Heristal) machte sich durch eine blutige Schlacht bei Testri (687) zum alleinigen Majordom in allen fränkischen Reichen, nannte sich dux et princeps Francorum, und vererbte sogar (714) seine Würde schon auf seinen Sohn Karl Martell (den Hammer).

Karl kam zur rechten Zeit und an die rechte Stelle. Wenige Jahre früher waren jenseits der Pyrenäen beim heutigen Gibraltar Sarazenen (Männer aus Osten) oder Araber gelandet, und in der blutigen Schlacht bei Xeres de la Frontera der Gothen Meister geworden. Sie

gründeten darauf im südlichen Spanien ein eigenes Reich, und drängten die Westgothen in die nördlichen Gebirge hinauf. Sie beseelte Muhameds Feuergeist, und seine Lehre, die dem kühnen Kämpfer für den Islam den Tod nur wünschenswerther macht. Ihr neues Chalifat sollte die Pyrenäen nicht zur Gränze haben; sie drangen herüber, aber Karl Martell empfing sie (732) zwischen Poitiers und Tours mit seinen Franken so nachdrücklich, daß nur ein kleiner Theil seinem Allah danken konnte, glücklich über die Pyrenäen zurückgekommen zu sein. Nicht besser ging es ihnen 739, worauf sie dann das Wiederkehren ganz vergaßen. So schützte Karl sein Land und vielleicht einen großen Theil Europas vor diesen stürmischen Staaten, und ihrer fremden Lehre, Sitte und Sprache. Auf Karln den Hammer folgte (741) sein Sohn Pipin der Kurze in Neustrien (Westfrankreich), Burgund und der Provence, und Karlmann in Austrasien, Thüringen und Alemannien; seit 747 aber war Pipin allein Major domus, demüthigte die Sachsen (wie Karl Martell die Friesen) und rückte nun seinem großen Plane, selbst den Königstitel zu führen, immer näher. Die weltlichen Großen, (viele waren in Martells Schlachten gefallen) gewann er durch Geschenke und Lehen, die Geistlichkeit (deren Einfluß auf das Volk er richtig würdigte) durch Aussichten auf Freiheiten und Kirchengüter, und so des Erfolges ziemlich sicher, erging dann seine Anfrage an den Papst Zacharias: Wer König sein und heißen müsse, ob der, welcher unthätig zu Hause sitze, oder der, welcher des ganzen Reiches Last und Sorge trüge? Der Papst entschied sich für den Letztern, und so wurde denn der arme Childerich III. (freilich nur eine Königspuppe, die man dem Volke, das am Alten hängt und wenigstens den Schein gerettet wissen will, hingegeben hatte) auf einer Volksversammlung zu Soissons, wo einst Chlodwig, sein Ahnherr, vor 266 Jahren durch seinen ersten Sieg den Grund zu seinem großen Reiche legte, abgesetzt und in ein Kloster nach Verlust des königlichen Schmuckes der Haare geschickt, 752. So endeten die Merovinger, und das neue Haus der Karolinger (von Karl Martell, Pipins Vater, oder Karl dem Großen, Pipins Sohne, so genannt) bestieg den Thron.

Pipin ersetzte durch Klugheit, Tapferkeit und Stärke, was ihm an Erbrecht und Körpergröße abging. In einem Stiergefecht erlag der Stier dem Löwen. „Wer, rief schnell Pipin, wer entreißt dem Löwen seine Beute?“ Alle zagten; da sprang er mit gezücktem Schwert hinab, und mit einem Hieb lag des Löwen Kopf zu seinen Füßen. „Ich bin nicht groß, aber starken Arms.“ Da scherzte niemand mehr über seine Gestalt. Auch als Feldherr war er ausgezeichnet. Papst Stephan, den die Longobarden in seinem Rom bedrohten, kam, das Haupt mit Asche bestreut, selbst zu Pipin, und bat ihn fußfällig um Hülfe gegen seine Feinde. Der König ließ sich von ihm krönen und ging sodann zweimal nach Italien, schlug Aistulf, den Longobardenkönig, und zwang ihn, Ravenna und andere beträchtliche Gebiete dem römischen Bischof zu übergeben; die Grundlage des nachmaligen Kirchenstaates. Von Pipins († 768) Söhnen Karlmann und Karl (dem Großen), regierte ersterer nur drei Jahre in seinem Neustrien, dann aber Karl allein im ganzen Reiche.

Karl, der Große, gehört zu den Männern, die unbedingt zu loben und unbedingt zu tadeln, gleich sehr Verrath an der Geschichte wäre; die aber ihrer Zeit weit vorausgeschritten, an Kopf und Herz wenig ähnliche Zeitgenossen zu finden pflegen, und an deren außerordentliche Leistungen nicht der gewöhnliche kurze Maasstaab des bürgerlichen Lebens gelegt werden darf. Denn eben das Außerordentliche überhebt sie gemeiner Würdigung. Den Blick unleugbar aufs große Ganze gerichtet, was nicht allein äußerlich gestaltet, sondern auch innerlich entwickelt und ausgebildet, und in seinem einzelnen oft fremdartigen Theilen verschmolzen werden sollte, mußte er oft das bestehende verletzen oder gar zerstören, den Besitz oft mit dem Besitzer zugleich vernichten. Zwei Richtungen seiner Thätigkeit laufen unverkennbar fast durch seine ganze 46jährige Regierung neben einander fort: die äußere des Erwerbens, die innere des Ausbildens, nur daß die letztere und schwerere hinter selbst billigen Wünschen oft zurückbleibt. Aber wie selten stehen auch in den Annalen der Fürsten beide Verdienste vereint auf Einem Blatte!

Kaum hatte Karl die Alleinregierung angetreten,

als er zuerst an völlige Unterwerfung der, zwar schon zinnsbaren, aber immer seine Gränzen beunruhigenden Sachsen dachte. Der wahre Grund dazu mag weniger in seinem Eifer, die christliche Religion zu verbreiten, als in dem Umstand liegen, daß er Austrasien zum Hauptland, und darin Achen zum Mittelpunkt des Reiches und zu seiner Residenz erwählte, und so auf dieser Seite entferntere und sichere Gränzen seinem Reiche geben mußte. Doch gab die Religion den Vorwand her; (wie er ihr diente, mußte sie ihm wieder dienen). Ein Nationalkrieg wurde gegen die Sachsen beschlossen, und, wenn auch mit vielen Unterbrechungen, fast 32 Jahre lang geführt. Denn kaum hatten sie eine Schlacht verloren und nun den Frieden angelobt, kaum hatte Karl sich dann nach andern Punkten seines Reichs und zu neuen Eroberungen gewendet, so fielen schnell die Sachsen wieder ab. Der Hauptwiderwille derselben ging aber gegen das Christenthum und den Zehnten, den sie den Geistlichen geben sollten. Schon die Lehre, den Feinden zu verzeihen, war gegen den Sinn dieses streitlustigen und kriegsfreudigen Volkes. Ihr Walhalla war ihnen lieber, als ein Himmel, von dem die Christuslehre selbst ihnen so wenig zu sagen wußte; ihr Opfern ihnen höher, als die geheimnißvolle, unverständliche Liturgie der Christen, und ihre Gottheit werther, als die Heiligen, die man ihnen rühmte, und bei deren Anbetung sie nur Götzen mit Götzen zu vertauschen wähnten. Nachdem Karl in den Wesergegenden die Ehresburg erobert, die Irminsul, ein berühmtes Idol der Sachsen zerbrochen hatte, (772) legte er in einem andern Feldzuge Festungen an der Elbe gegen die wieder abgefallenen Sachsen an, und drang ihnen mit Gewalt (indem er sie zu Tausenden in die Flüsse trieb und untertauchen ließ) die Taufe auf. Bald aber machte seine Abwesenheit sie wieder untreu; neuer Angriff auf sie und neue Unterwerfung und — neuer Abfall. Denn als sie zugleich mit einem Frankenheer die jenseits der Elbe wohnenden Franken bekämpfen sollten, erschlugen sie lieber gleich den größten Theil der Franken selbst. Da eilte racheschnaubend der furchtbare Karl herbei, verheerte weit und breit ihr Land, und ließ fünftehalbtausend Gefangene bei Verden an der Aller falten Bluts enthaupten. Allein, statt sich zu unterwer-

fen, stand nun das Volk in Masse auf, und erst nach zwei blutigen Schlachten bei Detmold und an der Hase gelobten Wittekind und Albion, der Sachsen Herzoge, Unterwerfung, und ersterer ließ sich zu Attigny in Frankreich taufen. Doch dauerte es noch bis 803, wo nach manchem erneuten Aufstande, und nach einigen Bewilligungen, die Karl ihrer Freiheitsliebe machte, zu Selz ein dauerhafter Friede zu Stande kam.

Doch während dieser Zeit war der König oft an ganz entgegengesetzten Punkten thätig gewesen. So hatte er schon 774 den Vater seiner verstoßenen Gemahlin, den Longobardenkönig Desiderius, besiegt und abgesetzt, und sich selbst zu Mailand als König der Lombarden mit der berühmten eisernen Krone krönen lassen; (doch mußten auf besondern Zügen noch einige Longobardische Lehenherzoge zur Unterwürfigkeit gebracht, oder in derselben mit Gewalt erhalten werden); dann (778) auf Einladung des Ibn-al-Arabi, Statthalters von Saragossa und Huesca einen Zug nach Spanien gethan, und dieses Land den Arabern bis an den Ebro abgenommen (die spanische Mark hieß es fortan). So hatte er auch (788) den Baiernherzog Tassilo II., des Desiderius Schwiegersohn, abgesetzt und dessen Land dem Frankenreiche hinzugefügt; aber auch zur Sicherung Baierns die östlichen Nachbarn derselben, die Avaren besiegt, deren Chagan die Länder von der Sau bis zur Ens von seinem mit 9fachen Wallringen umgebenen Hauptlager aus beherrschte. Nach Erstürmung des innersten Rings fand man unermeßliche Beute; und das Land zwischen der Ens und Theis wurde eine östliche Gränzmark des Frankenreichs (das nachherige Oestreich). Auch die Slaven, besonders die Wilzen im Mecklenburgischen, die Sorben und Czechen an der Elbe und in Böhmen, bekämpfte er, um sie vor weiterem Vordringen abzuhalten, und deckte dann die Gränze seines Reichs durch angelegte feste Plätze. Auch gegen das deutsche Seeräubervolk der Normänner im heutigen Jütland zog er, und König Henning mußte die Eider als Gränze seines und des Frankenreiches anerkennen.

Dem Könige mochte der Plan vorschweben, alle Völker germanischen Stammes zu Einem Reiche wie zu Einem Glauben zu vereinen, und erstem, wie der gan-

zen Christenheit sich zum Schirmherrn und weltlichen Oberhaupt zu geben. Daher kam es ihm sehr erwünscht, doch schwerlich unerwartet, daß am Weihnachtsfest 800 Leo III. in der damaligen Peterskirche ihm plötzlich eine Kaiserkrone aufsetzte, und das ganze Volk in und außer der Kirche ihm dreimal zujauchzte: „Karolo Augusto, von Gott gekröntem, frommen, großen und friedebringenden Kaiser von Rom Leben und Sieg!" So wurde 324 Jahre, nachdem Deutsche das römische Kaiserthum vernichtet, dasselbe unter günstigern Zeichen von Deutschen wieder aufgerichtet, und bald bleibend an die deutschen Könige gebracht; eine Würde, die viel und wenig war, je nachdem sie der Besitzer zu benutzen wußte.

So war demnach ein Reich gegründet, welches vom Ebro an bis an die Theiß in Ungarn, und von der Eider bis zur Tiber, Theile Spaniens mit Majorka und Minorka, ganz Frankreich und den größten Theil Italiens, Deutschland bis an die Nordsee und Elbe, mithin die Länder der Alemannen, Sachsen, Thüringer, Friesen, Baiern und einiger Slavenstämme, und Ungarn bis an Theiß umfaßte. Aber das Größere war noch zurück! Noch fehlte ein gemeinschaftliches Band, welches so verschiedene Länder und Völker (auch ohne das Schwert) umschlungen hätte. Dieß sollte durch Gesetze, Christenthum und erhöhete Cultur geschehen. So vermehrte er die alten verbesserten Gesetze der Franken durch neue, die in Capitel eingetheilt, Capitularien hießen, sorgte für Aufzeichnung der Rechtsgewohnheiten der Völker, die noch keine geschriebene Gesetzgebung hatten; richtete, besonders in Deutschland, um auch das geistliche Siegel auf die Eroberung seines guten Schwerts zu drücken, Bißthümer und Kirchen ein; suchte zum Behuf des Handels Maas und Gewicht auszugleichen, ordnete bestimmte Handelsplätze, und wollte sogar das schwarze Meer und die Nordsee durch einen Canal zwischen der Altmühl, die in die Donau fällt, und der Rednitz, die dem Main zufließt, vereinigen. Für Sicherheit der Straßen wurde streng gesorgt, das Betteln nicht geduldet, der Luxus in Kleidern und im Trinken (rühmlich ging er selbst voran) und der Wucher beschränkt. Die Provinzen wurden nicht mehr durch mächtige Herzoge, (sie dachten zu leicht an Abfall) sondern durch Grafen, und

die Gränzländer durch Markgrafen verwaltet; ihre Verwaltung aber durch königliche Sendgrafen untersucht. (Doch half dieß dem vielen Druck nicht ab, den bei den großen Entfernungen und langen Kriegen, Land und Volk gleich sehr empfinden mußten). Auch für die Wissenschaften und Künste sorgte er, umgab sich selbst mit den ausgezeichnetsten Gelehrten, und einer Art gelehrter Academie, wo er den Namen David führte: stiftete Schulen, in welchen er selbst nicht selten gegenwärtig war; ließ alte Dichtungen sammeln, und für die Ausbildung der deutschen Sprache sorgte er selbst durch einen Versuch, eine deutsche Gramatik zu entwerfen. Für den Gesang in den Kirchen sorgte er durch herbeigezogene Italiäner, denn seiner Franken Gesang soll wie der Lastwagen Rollen über Knüppelbrücken geklungen haben. So war das Große und das Kleine ihm stets gegenwärtig, und wenn er jetzt das Heil von Millionen bedachte, so ordnete er gleich darauf auch an, wie viel Obstbäume auf seinen königlichen Höfen gesetzt, und wie die Eier auf seinen Villen verkauft werden sollten.

Selbst in seinem Aeußern war er der würdigste des Volks. Ansehen gab ihm seine hohe majestätische Gestalt, und Liebe gewann ihm sein heiteres Angesicht. In jeder Körperübung war er Meister, wohl wissend, daß selbst die Krone körperliches Ungeschick nicht bedecke und vor Gefahr nicht schütze, die der rüstige gewandte Mann nicht scheuet. So lebte dieser merkwürdige Fürst, eine Zierde seines Volkes und Jahrhunderts; mit vielen Königen und Fürsten befreundet, und selbst aus dem fernen Asien durch Gesandtschaften beschickt und beschenkt. Merkwürdig war auch sein Grab zu Achen, nachdem er dort (28. Jan. 814) seinen Geist in eines Höhern Hände befohlen hatte. In vollem Kaiserschmuck, mit Krone, Schwert, ein goldnes Evangelienbuch auf den Knien, ein Stück des heilgen Kreuzes auf dem Haupt, die goldene Pilgertasche um die Hüfte, wurde er, auf einem goldnen Stuhle sitzend, in die Gruft der von ihm gegründeten Marienkirche hinabgelassen, und eine spätere Heiligsprechung sollte auch die Fehler von ihm abwaschen, die ihn als König, Krieger, Mensch, Bruder und Gatten von dem unparteiischen Geschichtschreiber beigemessen werden müssen. Doch gilt auch hier des Dich-

ters Wort: Und wer den Besten seiner Zeit genug gethan, der hat gelebt für alle Zeiten!

Wenn Karl der Große viele seiner Schöpfungen noch unvollendet ließ, mit Vielem auch dann erst angefangen hatte, als mit seinen Haaren manche Leidenschaft zu bleichen anfing; so hätte auch ein kräftiger Nachfolger noch ein schweres Spiel gehabt. Aber von seinen ehelichen Söhnen überlebte ihn nur Ludwig (der Fromme, oder gutmüthig-schwache), in dem des Vaters Geist und Energie nicht war; und wenn nicht unter ihm schon alles in Trümmern ging, so war es wenigstens nicht sein Verdienst. Nachdem er schon zeitig sein Reich unter drei Söhne getheilt, kam ihm ein vierter, Karl (der Kahle), aus zweiter Ehe, dem er gern, wo nicht alles, doch gleichen Antheil zugewendet hätte. Da zogen die Söhne gegen den Vater selbst zu Felde, nahmen ihn gefangen, und wollten ihn in einem Kloster dem Reich entsagen lassen. Im Bußhemde mußte Ludwig öffentlich ein Verzeichniß seiner Sünden vorlesen. Aber das Volk murrte, ob der unnatürlichen Söhne, und Ludwig, der beste unter ihnen, (nachher der Deutsche genannt) befreite den Vater. Allein bald fand auch er sich zurückgesetzt, griff zu den Waffen, aber den Vater ereilte auf dem Zuge gegen ihn am Rhein der Tod (840). Da stritten sich die Söhne über das Erbe; und Ludwig und Karl schlugen den schon vom Vater zum Kaiser und König Italiens ernannten Lothar bei Fontenay, 841. Doch erst nach zwei Jahren kam der berühmte Vertrag zu Verdün (843) zu Stande, demzufolge vom Frankenreiche Karl der Kahle den westlichen Theil bis an die Rhone, Saone, Maas und Schelde, (von nun an ausschließlich Frankenreich oder Frankreich genannt) Lothar den Kaisertitel mit Italien und dann die Länder zwischen jenen vier Flüssen links, und dem Rheine rechts (Lotharii regnum, Lothringen) erhielt, während auf Ludwigs Antheil das eigentliche Deutschland kam, bis an den Rhein (nur Mainz, Speier und Worms auch noch jenseits, um sich eignen Weins erfreuen zu können.) Frankfurt wurde seine Residenz.

So trennte sich das große Frankenreich, und jetzt scheidet sich erst Deutschland als ein eigenes Reich aus

jener größern Masse aus. Das Reich Lothars zerfiel am ersten, und wurde eine Beute der beiden Nachbarn.

Fast in allen Beziehungen hatte sich auch in diesen 300 Jahren das innere Leben des Deutschen Landes und Volkes verändert. Anfangs bestanden 6 — 7 Hauptvölker in angestammter Freiheit neben einander, jetzt war ein einziges das Herrschende geworden, dem Alemannen, Baiern, Sachsen, Thüringer, Friesen und einige östlicher wohnende Slavenstämme gehorchten. Deutlicher hatte sich nun die Verfassung und Verwaltung, bestimmter das Kirchenwesen und das Lehnsystem ausgebildet; und schroffer schieden sich die Stände von einander. Für Sprache, Kunst und Wissenschaft war neues Feld gewonnen.

Das herrschende Volk der Franken hatte durch einen Gewaltstrich seiner Majordomen die Dynastie der Merovinger mit der der Karolinger vertauscht. Größere Kraft und Einheit war dadurch ins Reich gekommen, und größerer äußerer Glanz, aber beides auf Kosten der Volksfreiheit. Die Thronfolge war im Mannsstamm (das Salische Gesetz schloß Weiber aus, wenn auch die Königinnen vor der Zeit der Majordomen die Aufsicht über den Hofstaat und großen Einfluß auf die Regierung hatten) erblich, doch wurde dem Schein nach das Volk vorher gefragt; auch mußten bei der Huldigung vorher die Freiheiten und Rechte des Volkes beschworen werden. Die Volksversammlungen (vom März auf den Mai verlegt) waren mehr Heerschauen; und ein Ausschußtag im Herbst, wurde fast nur mit den Großen des Reichs zur Vorberathung für das nächste Jahr gehalten. Die Beschlüsse oder Reichstagsabschiede gingen in die Capitularien über. Die in Zeiten innerer Verwirrung zu mächtig gewordenen großen Vasallen drückten die Karolinger (als reges Francorum Dei gratia) nieder. Neben den Vasallen bildeten sich die Ministerialen, die, unter der Bedingung steter Treue, Hof- oder bürgerliche Dienste und Aemter verwalteten, aber Anfangs, wo noch die Krieger nächst der Geistlichkeit das höchste Ansehn hatten, nur zwischen diesen und

den Leibeigenen standen. Aus den Kriegsvasallen, den höheren Ministerialen, die besonders in den Hofwürden, als Kanzler, Pfalzgraf (Oberhofrichter), Truchseß, Marschall, Kämmerer und Mundschenk, bald zu großem Ansehen gelangten, und den freien Herrn, ging später der Adel des Königreichs hervor, im Gegensatz mit den Leibeignen und dem in den Städten sich allmählig bildenden Bürgerstand. Die Provinzen standen bis auf Karl den Großen unter Herzogen, dann unter Grafen; die Gränzländer unter Markgrafen.

Besonders hoch stieg schnell die Geistlichkeit, durch ihr Ansehen bei dem Volke, durch ihre Gelehrsamkeit, die freilich oft nur auf Lesen und Schreiben (daher die geistliche Kunst, ars clericalis, genannt) beschränkt, doch Fürst und Volk nicht selten überragte, und zu den Staatsgeschäften unentbehrlich war, und durch die Reichthümer, welche sie sich auf verschiedenen Wegen zu verschaffen wußte. Die Zahl der Geistlichen vermehrte sich ungeheuer, seitdem auch bei den Franken das Christenthum Staatsreligion geworden war; doch waren auch schon vorher in den Rheinstädten Gemeinden mit ihren Aufsehern oder Bischöfen, die aber bald nach der Größe oder Wichtigkeit ihrer Städte, so gut wie die Patriarchen von Jerusalem, Constantinopel, und der Bischof von Rom den Rang sich streitig machten. Der Letztere stieg bald im Abendland zum höchsten Ansehen, und maßte sich eine Oberaufsicht über alle christliche Gemeinden, nicht nur Italiens, sondern bald auch sämmtlicher germanischer Reiche an. Vor und in den Zeiten der Merovinger entstanden die Bißthümer zu Trier, Cöln, Mainz, Metz, Toul, Verdun, Speier, Worms, Strasburg, Tongern (Lüttich), Trient, Chur, Windisch, (Kostnitz), Augsburg, Lorch, (Passau). Später unter den Karolingern kamen Salzburg, Regensburg,, Freisingen, Eichstädt, Würzburg, Büraburg, und die berühmten Abteien Fulda und Corvey hinzu. Durch Karl den Großen und seine Nachfolger wurden Osnabrück, Verden, Bremen, Paderborn, Minden, Halberstadt, Hildesheim, Münster Bißthümer, Hamburg Erzbißthum. Viel trugen dazu in Deutschland die einzelnen Heidenbekehrer bei. Die wichtigern derselben waren Gallus in Schwaben, Eustatius, Emmeran, Corbinian, Ruprecht in Baiern, Bonifaz in

Thüringen und Hessen, Kilian in Ostfranken, Wilibrord in Friesland, und Anscharius, Bischof von Hamburg, bei den Dänen und Slaven. Sie legten in Verbindung mit den Landes-Großen Kirchen und Kapellen, Klöster, Stifter und Bißthümer an; und frommer Glaube, christliche Politik und der Umstand, daß hier der Besitzer nicht wechselte oder starb, und auch nicht theilen konnte, brachte bald unermeßliche, meist steuerfreie, Besitzungen und Reichthümer in ihre Hände. Doch war noch große Rohheit, besonders bei der niedern und Klostergeistlichkeit. Den Mönchen und Nonnen mußte in Karls Zeit Mord, Raub, Diebstahl, Trunkenheit, Spiel und Unzucht noch verboten werden! Viel trugen zur Cultur des Bodens auch die Klöster bei. Die Mönche, in Aegypten entstanden, breiteten sich schnell über Europa aus, und bekamen im 6ten Jahrhundert die feste Regel oder Vorschrift Benedikts für ihr Zusammenleben. Tausende von Morgen Landes sind durch sie urbar gemacht worden; in die Nähe ihrer festen Klöster und in deren Schutz und Gottesfrieden, so wie in den Schutz andrer festen Plätze, flüchteten sich neue Ansiedler.

Bei großen Festen und Messen, wo viele Gläubige zusammen kamen, fanden sich auch Kaufleute und Käufer ein, und so erhielt nach und nach die Messe außer der kirchlichen auch noch eine kaufmännische Bedeutung. In den Klöstern barg sich auch in den finstersten Jahrhunderten die Gelehrsamkeit; dort wurden Codices der alten Classiker abgeschrieben, aber auch wohl ausgekratzt und verdorben, und Todtenbücher, Martyrergeschichten und fromme Legenden auf das alte Pergament geschrieben. In den Kloster- und Stiftsschulen trieb man etwas Musik, Mathematik, Grammatik, Rhetorik, Dialektik und Astronomie; aber wenn man auch einige durch ihre Werke ausgezeichnete Männer, wie Gregor von Tours, Fredegar, Eginhard, Paulin v. Aquileja, Paul Warnefried u. s. w. findet, wenn man erstaunt, daß ein Erzbischof von Salzburg, Virgilius, schon die runde Gestalt der Erde und Gegenfüßler lehrte: so hörte man auch einen Geistlichen in nomine patria, filia et spiritua sancta taufen. Der Ausbildung der deutschen Sprache stand besonders die lateinische entgegen, die in den Kirchen und gelehrten Werken und den Gesetzen

gebraucht wurde, und endlich durch eine unglückliche Vermischung mit den deutschen Dialekten zu den romanischen Sprachen Anlaß gab, wie sie in Frankreich, Spanien, Portugal, Italien und England gesprochen wurden. Bei den Sachsen, wo sich die Sprache noch am reinsten erhalten haben mochte, lautete die Abschwörungsformel, die Bonifaz bei seinem Bekehrungswerk gebrauchte: „Ec forsaho (entsage) allom Diaboles wercum end wordum, Thunaer (Thor) ende Woden (Wodan) end Saxmode (Versammlung) ende allom them unholdum the hira genotas (Genossen) sint."

Von den Künsten findet man noch wenig Spur; und was man etwa leistete, hatte man den Arabern und Byzantinern abgesehen. Karls berühmte Palläste zu Achen, Nimwegen, Ingelheim am Rhein, mögen, obgleich prächtig genug beschrieben, nur sehr dürftig gewesen sein. Größere Sorgfalt wendete man bald auf Kirchen. Privatwohnungen waren meist von Holz; ja im baierischen Gesetzbuch setzte man noch Strafen darauf, wer den Dachgiebel eines Hauses abriß, oder muthwillig die Pfeiler umwarf, auf denen die Häuser ruhten. Doch kamen allmählig auch festere Gebäude, mit mehrerer Bequemlichkeit versehen, auf. Außer den Leibeigenen, die damals für ihre Herrn fast jede Handwerksarbeit fertigten, gab es bald auch Köche, Goldschmiede und andere Künstler in Deutschland, (Karl der Große bekam vom griechischen Kaiser die erste Orgel geschenkt, die Deutschland sah, und 70 Jahre später bestellte schon ein Papst vom Bischof von Freisingen in Baiern eine Orgel und einen Orgelbauer), sowie auch Ackerbau und Wein- und Obstzucht fleißiger betrieben wurden. Freilich war Land noch im Ueberfluß zu haben, und die meisten Gemeinden hatten, außer dem Bedarf des Einzelnen, noch viele Almenden oder Gemeindegüter. Landbau und Jagd waren Hauptbeschäftigung, und beider Ertrag Hauptnahrung. Die Kleidung war noch einfach. Linnen webten selbst dem großen Karl die eigenen Töchter, und ein Wamms von dickem Friesischen Tuch (daher Fries?) war seine Lieblingstracht. Das Geld war selten, darum der Handel oft nur Tausch. In Schwaben galt ein Pferd sechs, ein Stier drei Schillinge, ein guter Leithund aber zwölf.

Stände in unserm Sinne des Wortes gab es noch nicht, wohl aber Classen oder Abstufungen des Volks. Der König stand an der Spitze des Volks und des daraus gebildeten Heeres. Ein jeder Freie war zum Nationalkrieg und Heerbann verpflichtet; nicht minder die Vasallen (Gesellen) für ihre Lehen, die endlich das stehende Heer der Nation bildeten. Der König lebte als der reichste Privatmann eigentlich von dem, was seine Güter ihm eintrugen; dann von freiwilligen (bald in gezwungene umgewandelten) Geschenken, vom Antheil an den Strafgefällen und dem Ertrage der wenigen Zölle und anderer Gefälle. Die Geistlichkeit, durch Erzbischöfe, Bischöfe, Aebte und Prälaten repräsentirt, erschien auf der Volksversammlung, oder hielt eigene Synoden, bei denen der König Zulaß hatte. Sie wurde bald der erste Stand des Volks. Zum Kriege kam sie nicht in Person, mußte aber von ihren Gütern, die meistens noch bei königlichen Richtern und Vögten (advocatis) zu Rechte gingen, Mannschaft stellen. Dann kamen die Großen, Freien (Dynasten, ohne Lehensverband, die immer seltner werden, jemehr scheinbare Vortheile mit dem Vasallenstand verbunden wurden) und die großen Vasallen, Herzoge, Pfalz-, Mark-, Send-, Gaugrafen, nebst den Hofämtern; dann die Ministerialen und kleinern Vasallen, die wieder bei größern zu Lehen gingen; dann die Gemeinfreien, die aber um Schutz und Vortheil von oben, gern ihre Güter bei Großen wieder lehnsabhängig machten, so daß leider die Zahl der Freien, des Volks Kern und Kraft, immer mehr zusammenschmolz, und es endlich fast gefährlich war, auf freieignem Grund und Boden niemanden als dem allgemeinen Herrn (beim Heerbann) zu gehorchen. (Ein eigentlicher freier Bürgerstand entstand erst mit Vermehrung der Städte.) Dann kamen die freien Meier, (liberi coloni) die gegen einen Grundzins von Königen, Kirchen oder Großen ihre Güter hatten. Ein ähnliches leisteten die Freigelassenen, (frilazzi, liti, Leute) ihren frühern Herrn. Die Leibeigenen, aus denen das Gasindi (Gesinde) genommen wurde, machten eigentlich, als aller Ehre und Rechte beraubt, keinen Theil des Volkes aus.

Geschichte der Deutschen. Zweites Buch.

Mittlere Geschichte.

Von der Entstehung des deutschen Reiches bis zur Reformation.

(843 nach Chr. — 1517 n. Chr.)

I. Abschnitt. Bis auf den Regierungsantritt Rudolfs von Habsburg.

(843 — 1273.)

Wenn jetzt erst von der Geschichte Deutschlands als eines Reiches die Rede sein kann, seitdem es sich aus der großen fränkischen Ländermasse ausgesondert hat, so tritt es auch sogleich unter neuen Verhältnissen und Interessen auf. Lothars Zwischenreich, so wie seine Herrschaft über Italien zerfiel schnell; beide Länder entzweiten Deutschland und Frankreich bald, und eines suchte dem andern den Besitz beider streitig zu machen. Deutschland hatte nun allein seine Gränzen gegen die in Norwegens und Schwedens Süden und seiner eigenen nördlichen Halbinsel hausenden, und meist von Seeräuberei lebenden, Normänner zu vertheidigen; allein den immer weiter vordringenden Slaven entgegen zu kämpfen; allein die Avaren, Mähren, und die noch furchtbareren Ungern, die bald fast jährlich sengend und brennend einfielen, zurückzuweisen, und in seinem Innern mehr als eine entscheidende Krisis zu bestehen, unter denen nach Abgang der Karolinger die Verwandlung der Erbkrone in eine Wahlkrone, die angeknüpfte Verbindung mit Italien und die Erblichwerdung der großen Lehen von höchster Wichtigkeit waren. Denn durch letztere entschied es sich, daß Deutschland nicht, wie die Nachbarstaaten, ein ganzes in sich fest verbundenes Reich, sondern ein Staatenbund, oder ein Aggregat von Reichen werden mußte; höchst verderblich für sein politisches Dasein, für die innere Cultur des Volkes und Landes aber höchst segensreich.

Ludwigs Regierung (843—876) konnte nur eine höchst kriegerische sein; indem er bald mit seinen Brüdern und deren Nachkommen über Lothringen und Italien, bald mit den Normännern und Slaven kämpfen mußte. Die Normänner lebten auf ihren geschwinden Seeräuberkähnen, wie einstmals die Hunnen auf ihren Pferden; sie liefen in die Mündungen der Flüsse Deutschlands und Frankreichs ein, raubten und plünderten, und waren bei ernster Gegenwehr oft eben so schnell verschwunden als gekommen. Die Wellen war ihr Element, einige bemannte Kähne oft das ganze Erbtheil ihrer Prinzen (Seekönige), und kaum war ein Geschwader auf einem Punkte zurückgewiesen, oder (wie in Frankreich geschah) mit Geld abgefunden, als schon ein anderer wieder auf einem andern Punkte feindselig gelandet war. Darum betete man auch in den Kirchen: „A furore Nortmannorum, libera nos Domine!" Im innern Lande wurden die slavischen Stämme der Sorben, Böhmen, Mähren und Obotriten ziemlich glücklich bekämpft, weil sie nicht vereint aufzutreten verstanden, und die Großen des Landes ihnen gegenüber mit königlicher Bewilligung feste Burgen und Bergschlösser aufbauten, die leider bald selbst dem raub- und fehdesüchtigen Adel in den Zeiten des Faustrechts zu Schlupfwinkeln dienen sollten. Uebrigens wird erzählt, daß die Sachsen und Thüringer (von denen erstere unter einem Herzog, letztere unter einem Markgraf standen) von den Slaven in die Flucht geschlagen, bei ihrer Heimkehr von ihren Weibern wegen ihrer Feigheit mit Prügeln empfangen und mit Knitteln von den Pferden geworfen worden wären!

Kaum hatten die Söhne Ludwigs, Karlmann, Karl der Dicke und Ludwig der jüngere, dem Vater die Augen zugedrückt, so mußten sie erst ihren Oheim, Karln von Frankreich, für einen Einfall nach Deutschland züchtigen, und dann über eine Theilung Deutschlands sich vereinigen. Aber gerade der unfähigste von allen, Karl der Dicke, bekam endlich auch die Antheile seiner Brüder und zuletzt gar noch die französische Monarchie dazu; weil man in dem dortigen Prinzen Karl (dem Einfältigen) kein Kind regieren lassen wollte, wo es besonders gegen die Normänner eines Helden bedurfte. Aber Karl der Dicke, der nun zum letztenmale Karls des

Großen Reich fast ganz vereinigte, (indem er auch Italien und die Kaiserwürde schon vorher erlangt) machte sich durch seine Feigheit und Erbärmlichkeit auf seinen Thronen so verächtlich, daß er endlich förmlich auf dem Reichstage zu Tribur von den Völkern Deutschlands abgesetzt wurde. (887.)

Zum erstenmale übten jetzt die deutschen Stämme das alte Recht der Wahl; und diese entschied für des Abgesetzten Vetter, Herzog **Arnulf** von Kärnthen, Karlmanns unehelichen Sohn (887 — 899). Bei ihm galt nicht Glück für Verstand, sondern Verstand und Tapferkeit für Glück. In einem festen Lager bei Löwen lachten die wieder eingefallenen Normannen des deutschen Reiterheeres; aber Arnulf war der erste, der vom Pferde sprang und gegen das Lager anstürmte, die andern nach. Zwei Könige der Feinde fielen, und was nicht floh, fiel mit ihnen. Leider rief er aber auch gegen den von ihm selbst erst so mächtig gemachten Mährenfürsten Zwentibold, die finnischen Horden der Ungern (Madscharen) aus der Moldau und Wallachei zu Hülfe; ein wildes Reitervolk, in Sinn und Sitte, und selbst dem Wohnsitz nach den frühern Hunnen ähnlich, und mit ihnen oft verwechselt. Nur um alte Schrecken zu erneuern, nannten sie sich selbst wohl manchmal Hunnen. Rohes Fleisch, auf dem Pferde mürbe geritten, war ihre Speise; Milch, Blut oder Meth ihr Trank; Menschenherzen sollen ihre Medicin gewesen sein. Von Gestalt klein, schrecklich von Gesicht, barbarisch rauher Sprache, schienen sie einem berühmten Bischof ein Beleg der Langmuth Gottes, welche solchen Menschen, nein menschlichen Ungeheuern, ein so schönes Land überlassen habe. Wirklich brachen sie der Mähren Macht, aber sie hatten auch das schöne Deutschland, und mit dem Vorsatze kennen lernen, diese Bekanntschaft nach ihrer Weise nicht unbenutzt zu lassen. In Italien buhlten um die Königskrone der Lombarden und die Kaiserkrone mehrere Fürsten, bis endlich der Papst den König Arnulf einlud, sich des Landes zu bemächtigen. Er drang 896 bis Rom vor, welches die eine Partei verschlossen hielt. Aber die Deutschen öffneten es mit ihrem Schlüssel, dem guten Schwerte. Es wird erzählt, ein Hase sei durch das Lager der Deutschen gelaufen. Verfolgt

wendete er sich nach der Stadt zu; die Vertheidiger der Stadtmauern, in dem Wahne, man wolle eben stürmen, hätten die Mauern eilig verlassen, und so die Deutschen die Mauern erstiegen. Der neue Kaiser erfuhr bald der Römer Untreue und Bosheit. Nach seinem Abzuge fielen sie wieder ab, und erst unter Otto dem Großen wurde die Kaiserkrone dauernder erworben. Bald nach seiner Rückkehr starb er zu Regensburg 899.

Zwar hatten die Deutschen schon seinem 6jährigen Söhnlein, Ludwig (dem Kinde), die Nachfolge zu Forchheim zugesichert; aber bei den ewigen Fehden übermächtiger Vasallen, bei den schrecklichen Einfällen der Ungern, waren weder die Reichsregenten, Erzbischof Hatto von Mainz und Herzog Otto der Erlauchte von Sachsen, noch später der junge König selbst im Stande, den Reichsgebrechen kräftig abzuhelfen. Mit Kummer über solches Unheil starb Ludwig 911 zu Regensburg; mit ihm das Karolingergeschlecht in Deutschland (in Frankreich dauerte es bis 987 ruhmlos und verachtet fort). „Der Fluch“ so ruft ein Neuerer ihnen nach „welchen (Karls) des Eroberers Hand auf viele Völker und Länder gebracht, war auf sein eigenes Haus zurückgekommen, und hatte seinen Thron zerschlagen. Verarmt, geblendet, in Klöstern, in Hütten, als Flüchtlinge, als Bettler, Vater- und Brudermörder, selbst im Glanze ihrer Kronen verhaßt und verspottet, starben Söhne, Enkel und Urenkel des unglückseligen Geschlechts.“

Sofort traten die Sachsen und Franken zusammen, und wählten, als Herzog Otto von Sachsen die Krone ausgeschlagen, den Grafen Konrad von Franken. Die Lothringer aber unterwarfen sich dem Könige von Frankreich, Karl dem Einfältigen, nachdem das Haus und Reich Lothars bald zerstückelt worden war. Im Streite mit Ottos von Sachsen Sohn, Heinrich, belagerte er diesen in seiner Burg Grona, nachdem (wie altsächsische Schriftsteller, des Königs Feinde, erzählen) der Plan, ihn mit einer künstlichen Halskette zu ermorden, gescheitert war. Schon mußte Heinrich unterhandeln, als ein sächsischer Graf ankam und Heinrich fragte, wo er mit den eben ankommenden 30 Legionen Sachsen (es waren aber blos 5 Mann) sich aufstellen solle. Da zogen sich die Franken zurück und Heinrich war gerettet.

Auch mit andern Großen in Schwaben und Baiern hatte Konrad Händel, und außerdem noch die fast jährlich einfallenden Ungern zu bekämpfen. Solche Anstrengungen und Sorgen führten ihn (918) dem Grabe zu. Doch hatte er noch mit Umgehung seines eigenen Bruders Eberhard den deutschen Fürsten, eben den Herzog Heinrich von Sachsen, den er früher bekämpft hatte, zu seinem Nachfolger empfohlen; überzeugt, der werde die Krone am tapfersten schützen, der sie am tapfersten angegriffen habe. Und so geschah's.

Mag es auch sein, daß man den neugewählten Herzog Heinrich von Sachsen beim Vogelfange fand, als man ihm seine Wahl kund that: so sollte man ihm doch nicht den albernen Beinamen Finkler oder Vogelsteller, sondern eher den des Großen oder des Ritterlichen geben. Denn mit seltenem Blicke übersah er Deutschlands schwierige Verhältnisse, und wirkte mit seiner Politik gleich viel als mit dem Schwerte. Selbst das streitige Lothringen brachte er an Deutschland und viele unruhige Große zu ihrer Pflicht zurück. Doch nicht blos die innere Beruhigung seines Landes, auch dessen Sicherung nach außen war seine Aufgabe. Fast jährlich beunruhigten die Ungern, nicht selten mit den Slaven gemeinschaftliche Sache machend, den deutschen Boden. Mit einer Schlacht war es nicht abgethan; auf gänzliche Entfernung aber konnte man nur dann rechnen, wenn ihnen ihre Hülfe bei den Slaven abgeschnitten und die Leichtigkeit im offenen Deutschland Beute zu machen, erschwert würde. Einen 9jährigen Waffenstillstand mit den Ungern, für die Rückgabe eines gefangenen Anführers ausbedungen, benutzte er, die ganze schwerfällige Kriegsart der Deutschen umzuschaffen, sie an leichtere Bewegung mit Pferd und Waffe zu gewöhnen (zu welchem Zweck er eine Art von Kriegsspiel einführte, die den Turnieren der spätern Zeit ähnlich war) und ließ dann seine Truppen im Kampfe mit den Slaven sich üben und bewähren. So besiegte er die Böhmen, die Dalamintier in Meißen, (ein furchtbares Blutbad unter ihnen mag sich mit dem großen Zweck, den er im Auge hatte, entschuldigen lassen) die Heveller in Brandenburg, und nahm den kriegerischen Normanuen das Land jenseits der Eider bis an die Slye ab. Um

diese Eroberungen recht dauernd zu sichern, setzte er in diesen neuen Gränzländern oder Marken Markgrafen an. So entstanden die Markgrafschaften Schleswig, Brandenburg (vorher Nordsachsen) und Meißen; der letztern beiden Befehlshaber wurden, als Vasallen des Königs, nachher mächtige Landesfürsten. Auch das innere offene Land sicherte er durch Anlegung von festen Plätzen, in welche theils Truppen, theils der neunte Mann vom Lande gelegt, und in Kriegszeit alles Getreide, Haab und Gut geflüchtet wurden. So entstanden, außer den festen Plätzen in den Marken selbst, Quedlinburg, Nordhausen, Duderstadt u. s. w.; andere offene Plätze, wie Erfurt, Merseburg, wurden stark mit Wällen, Mauern und Gräben befestigt, so daß die stürmischen Reiterschaaren der Ungern im offnen Lande wenig fanden, und doch, der Belagerungen unkundig, den Burgen und Städten wenig anhaben mochten. Als nun beim Ablauf des Waffenstillstandes die Ungern statt des geforderten Tributs (nach einer unverbürgten Sage) einen räudigen Hund zugeschickt erhielten, und dafür im folgenden Jahr (933) mit zwei Heeren in Deutschland einbrachen, wurde das eine von den Sachsen und Thüringern, das andere bei Merseburg (wo noch heute dankbare Nachkommen des Tages festlich gedenken) von Heinrich selbst so geschlagen, daß sie 22 Jahre lang des Wiederkommens vergaßen. Seinen Plan auf die lombardische und die Kaiserkrone vereitelte sein Tod zu Memleben (936). So machte er in Krieg und Frieden dem Deutschen Namen Ehre. Dafür erwählten auch die Völker seinen Sohn Otto zu seinem Nachfolger.

Otto I. (936—973) verdiente sich den oft gemißbrauchten Beinamen des Großen auf andere Weise. Vom Mainzer Erzbischof wurde er gekrönt, und bei der Krönungstafel bedienten ihn die Fürsten Deutschlands als Kämmerer, Marschall, Truchseß und Mundschenk; Verrichtungen, die später zu erblichen und auf bestimmten Ländern haftenden Reichserzwürden wurden. Dann gab er sein eigenes Herzogthum Sachsen dem wackern Hermann Billung zu verwalten; bemüht, als allgemeiner Herrscher in seines Vaters Geiste fortzuwirken. Doch gebrach ihm nicht selten Heinrichs heller politischer Blick; denn sonst hätte er den keimenden Haß zwischen

den Franken und Sachsen im Entstehen unterdrückt, und nicht Empörungen im eigenen Hause zum Ausbruch kommen lassen. Die Unruhen der Großen in Baiern, Franken und Lothringen wurden nur mit Mühe beigelegt, und seine Plane, die großen Herzogthümer Deutschlands seinem Hause zu erhalten, kaum halb erreicht. Dagegen suchte er seines Vaters Eroberungen auch mit geistlichem Stempel zu bekräftigen, indem er in den Slavischen Marken die Bißthümer zu Havelberg, Brandenburg, Meissen, Merseburg und Zeiz (später Naumburg), das Erzbißthum Magdeburg, und in der wieder eroberten Markgrafschaft Schleswig das gleichnamige Bißthum, so wie im Obotritenlande Aldenburg und in Polen zu Posen Bißthümer errichtete.

Unterdessen war in Italien seit Arnulfs Tode neuer Streit über die Krone gewesen. Dort war mit König Lothar (950) die ältere Linie der Karolinger ausgestorben, und dessen Wittwe, Adelheid, rief König Otto nach Italien gegen ihre Feinde zu Hilfe, und bot ihm ihre Hand. Otto, nach erhaltener Krönung zu Pavia, nannte sich König der Longobarden und Franken (951), doch kam er damals noch nicht nach Rom, wohl aber suchten ihn bald nachher in Deutschland die alten Ungerischen Gäste wieder auf. Allein mit 8 Heereshaufen begegnete ihnen Otto (955) am Lech, und nachdem er mit dem Heere das Abendmahl genommen, und alle sich durch einen großen Eid zum Kampf auf Tod und Leben verbündet hatten, wurden die Ungern so geschlagen, daß sie seit dieser Zeit Deutschland in Ruhe ließen.

Bald aber rief der Papst Johann XII. den König Otto nach Italien, wo (962) dieser sich zu Rom zum Kaiser krönen, und als der Papst mit seinen Römern von ihm abfiel, diesen durch ein Concilium in der Peterskirche als Kirchenräuber, Mörder, Ehebrecher, Säufer, Spieler und Flucher ab-, und einen andern an seine Stelle einsetzen ließ. Es war zwar bestimmt worden, daß Italien immer ein von Deutschland abgesondertes Reich bleiben, und daß man keinen Papst ohne Einwilligung des Kaisers wählen sollte; allein die unruhigen Italiäner hätten am liebsten gar keinen fremden Herrn gehabt, und mußten fast von jedem spätern Deutschen

König vor seiner Krönung erst wieder unterworfen werden. So wurde Jahrhunderte lang Deutschlands Jugend nach Italien geschleppt, um dort für eine unglückliche Politik zu bluten, oder an Seuchen zu sterben, oder bisher unbekannte Laster und Krankheiten, und römische Gesetzgebung von dort zurückzubringen. Wie viel Opfer für den eiteln Wahn, mit der Kaiserkrone auch weltlicher Oberherr der Christenheit zu sein!

Der Kaiser ließ auch seinen, ihm zum Nachfolger bestimmten Sohn zum Kaiser und Mitregenten krönen, und verschaffte ihm vom oströmischen Hofe die griechische Prinzessin Theophania zur Gemahlin. Er starb 973 zu Memleben an der Unstrut.

In Otto II. war weniger des Vaters, noch weniger des Großvaters Geist. Ueber Lothringen erneuerten sich die Kämpfe mit Frankreich, die Otto'n bis nach Achen und in die Vorstädte von Paris führten; und mit Italien, wo er seinen Plan auf die Eroberung Unteritaliens richtete, auf welches er durch seine griechische Gemahlin Rechte erworben zu haben glaubte. Allein die dortigen Griechen riefen aus Sicilien und Afrika die Araber herbei, und schlugen ihn mit deren Hülfe bei Basentello (982) so, daß der Kaiser mit seinem Pferde zu einem griechischen Schiffe schwimmen mußte. Ueber neuer Rüstung starb er zu Rom 983.

Für den Knaben Otto III. regierten eigentlich seine Mutter, Großmutter und Vaters Schwester, Mathilde, Aebtissin von Quedlinburg, in Verbindung mit dem Erzbischofe von Mainz. Solch Weiberregiment gab dem Herzog Heinrich dem Zänkischen von Baiern, seinem Vetter, Hoffnung auf den Thron, die aber an der Redlichkeit des Mainzer Erzbischofs scheiterte. Auch die Slaven empörten sich, und in Italien hatte ein kühner Usurpator, Crescentius, die Kaiserrolle gespielt. Da ging 996 der junge Otto nach Italien, vernichtete den Gegner, setzte zwei Deutsche nach einander zu Päpsten ein, und gefiel sich so daselbst, daß er sein Deutschland gern für immer von Rom aus regiert haben würde. Ums Jahr 1000 erwartete man damals fast allgemein den Untergang der Welt; dieß wirkte auf den schwärmerischen und schwermüthigen Fürsten so, daß er zu

Gnesen das Grab des heiligen Adelbert, und zu Achen Karls des Großen Gruft besuchte. Da fand man noch den einbalsamirten Körper im Kaiserlichen Schmucke auf dem Stuhle sitzen, entwandte ihm das goldene Kreuz, und schloß die Gruft. Nach Rom zurückgekehrt, wäre er fast in einem Aufstand des Volkes umgekommen; doch auch durch die Flucht entging er seinem Schicksal nicht. Er starb noch in Italien, nach alter Sage durch Handschuhe vergiftet, die ihm seine eifersüchtige Geliebte, Crescentius Wittwe, gesendet hatte; nach anderer Meinung an dem Friesel. (1002.)

Heinrich II. (der Heilige), Herzog von Baiern, des Zänkers Sohn, ein Enkel von Ottos I. Bruder, folgte seinem kinderlosen Vetter, nachdem mehrere Mitbewerber um die Krone mit Gewalt entfernt, und mehrere Deutsche Völker allmählig erst gewonnen worden waren. Unter seiner schwachen Regierung fehlte es nicht an Händeln im Innern, und nicht an Kriegen nach Außen, so mit Polen, Böhmen und Italien, wo er zu Pavia (nebst einem lahmen Fuß, da er, vom Volke verfolgt, sich durch das Fenster rettete) die Lombardische (1004), und zu Rom die Kaiserkrone (1014) erwarb. Die Griechen in Unteritalien besiegte er mit Hülfe der Normannen, die sich, Anfangs nur als Pilger dahin gelangt, dann als tapfere Streiter dort niederließen, und von da aus Sicilien eroberten, und ein Königreich errichteten. Nichts bezeichnet ihn mehr (obgleich die geistlichen Federn ihn darum himmelhoch erhoben) als die Stiftung des Bißthums Bamberg (1006), zu dessen Ausstattung mit Grund und Einkünften er von den benachbarten Bischöfen auf die demüthigendste Weise Land erbettelte. Doch trug ihm dieß, wie seiner Gemahlin Kunigunde die vielbezweifelte Jungfräulichkeit, die Heiligsprechung ein. In seiner Schöpfung Bamberg wurde er 1024 begraben; der allerletzte des sächsischen Königshauses. Der große Ahnher Heinrich war an ihm nicht mehr erkennbar; es war dieser sächsischen Herrscherdynastie wie früher der Karolingischen und Merovingischen ergangen.

Ein kräftiges Geschlecht trat mit den Königen aus dem Fränkischen Hause (1024 — 1125) auf. Graf Conrad der Salier besaß an der Fränkischen Saale

reiche Güter. Sein Vetter, Conrad der Jüngere, war Herzog in Rhein-Franken. Zwischen beiden Ehrenmännern war die Wahl schwer, als die deutschen Großen und Edlen mit stattlichem Gefolge auf dem Wahlfeld bei Mainz auf beiden Seiten des Rheins sich versammelt und gelagert hatten; endlich, nachdem sich beide, wen auch von ihnen die Wahl träfe, Treue und Freundschaft zugesagt, wurde Graf Conrad der Salier gewählt. Er durchreisete nach seiner Krönung zu Mainz das verwilderte Deutschland; sprach überall mit Kraft und Würde zu Recht und Frieden. Gegen die ewigen Befehdungen der Ritter und Edlen unter einander, ordnete er nachher die treuga Dei oder den Gottesfrieden an, demzufolge vom Mittwoch Abend bis zu Montag Morgen bei Strafe des weltlichen Gesetzes und des Kirchenbannes keine Fehde geführt werden durfte. Wurde diese Vorschrift gleich selten gehalten, so war doch ein Gesetz vorhanden, an welches ein kräftiger Regent sich mit Nachdruck halten konnte. Nachdem er sich in Italien die Königs- und die Kaiserkrone geholt hatte, gab er zwar seinem Freund Kanut, dem Dänenkönig, die Markgrafschaft Schleswig zurück, erwarb aber dagegen (1032) die Burgundsche Krone. Schon 879 und 888 unter den schwachen Karolingern hatten sich zwei Statthalter im ehemaligen Königreich Burgund zu unabhängigen Herren des Landes gemacht, und so auf beiden Seiten des Juragebirges (jetzt Provence, Dauphiné, Savoyen, Stücke von Helvetien u. s. w.) zwei neue Königreiche Burgund gegründet, die um 930 zu einem Arelatischen (von Arles der Hauptstadt) Königreich vereiniget, durch Vertrag jetzt an die Deutschen Könige fielen, so daß Toulon, Marseille, Lyon und Genf nun deutsche Städte wurden, und Conrad somit vier Kronen auf seinem Haupte trug. Auch Polen wurde der Deutschen Oberhoheit unterworfen. Noch folgenreicher war das Gesetz, welches er im Heereslager vor Mailand 1037 für Italien erließ, daß die kleinen (nicht unmittelbar vom Reich genommenen) Lehen vom Vater auf den Sohn, vom Bruder auf den Bruder erblich übergehen sollten. Bald ging dieß auch auf Deutschland, und im folgenden Jahrhunderte selbst auf

die großen Lehen über. Dieser treffliche Fürst starb (1039) zu Utrecht.

Ihm folgte von 1039—1056 sein Sohn, der junge, aber hoffnungsvolle Heinrich III., unterrichtet, hohen Geistes und kräftigen Willens, das königliche Ansehen zu vergrößern, und seinem Geschlechte den Thron erblich (wie die Karolinger in Frankreich) zu hinterlassen. Aber wenn er auch wirklich mehrere große Reichslehen an sein Haus brachte, seinen Sohn Heinrich (IV.) als Kind schon krönen ließ, Ungarn und Böhmen der Deutschen Oberhoheit unterwarf, und in Rom, als Kaiser, Päpste ein und absetzte, (1046, wo Rom zu gleicher Zeit drei Päpste hatte, von denen jeder der ächte und untrügliche sein wollte) so brachte doch die stolze Willkühr, welche viele seiner Schritte bezeichnete, die Großen gegen ihn auf, und sein kleiner Sohn mußte dies nachher entgelten. Bei einer Zusammenkunft mit König Heinrich von Frankreich kam es zum Streit, und Heinrich III. warf seinem Gegner nach altem Brauch den Fehdehandschuh zum Zweikampf hin. Allein in der Nacht darauf entwischte der Franzose. Da ging der Deutsche König hochgeehrt von seinem Volk zurück nach Goslar am Harze, das er mit Mauern, Burgen und Kirchen versehen, und zum großen Verdruß der Sachsen (die schweren Frohndienst dabei leisten mußten, und gern den Franken weit entfernt gesehen hätten) zu seinem Lieblingssitz gemacht hatte. Dazu hatten die reichen Silberbergwerke des Harzes ihn in den Stand gesetzt. Bei aller Jugend (er war nur 39 Jahr alt, als er dort auf der Jagd zu Bothfeld starb, 1056) war er demüthig und fromm, unterwarf sich gern den Kirchenbußen und Geißelhieben seiner Geistlichen, und setzte nie die Krone auf, ehe er gebeichtet hatte. Darum ehrte ihn das Volk, wie ihn die Großen fürchteten und haßten.

In weniger Fürsten Schicksalen begegnen sich so schnell abwechselnd die Höhen und Tiefen des Lebens, Nacht und Tag des Glückes, als in dem Leben des Königs Heinrich des vierten, (1056—1106), aber auch, in Folge einer übel geleiteten Erziehung, in wenigen Charakteren so viel Stärke und Schwäche, so viel Geduld und wieder Leidenschaftlichkeit, so viel Uebermuth und Kleinmuth, so viel Anlagen und so viel Ver-

bildung derselben. Die Erziehung des sechsjährigen Knaben, leider hier mit der Reichsverwaltung verbunden, wurde der würdigen Mutter Agnes durch den ehrgeizigen und finstern Erzbischof Hanno von Cöln entrissen, als er den königlichen Knaben auf ein schönes Rheinschiff gelockt, und troz seines Sprunges ins Wasser, in seine Hände gebracht hatte (1062). Allein ein gefährlicherer Feind als Hannos Strenge, erwartete den Prinzen in des Erzbischofs Adalbert von Bremen (der ihn dem Cölner entführt hatte) einschmeichelnder Nachgiebigkeit gegen alle Begierden und Gelüste des königlichen Knaben, und in seiner Anweisung, den stolzen Fürsten (besonders Sachsens), als wenn sie nach Unabhängigkeit strebten, den Fuß auf den Nacken zu setzen. Zwar mußte den bösen Rathgeber nach einigen Jahren der König entfernen, aber seine Grundsätze hatten schon dauernd des Jünglings empfängliches Herz vergiftet und dadurch einen Kampf entflammt, der durch weit verbreiteten Gährungsstoff hochbedenklich, durch Hinzutreten der Anmaßungen der Kirche (oder die Hierarchie) vernichtend für den irregeleiteten, und noch über die Bahre hinaus dauernd, werden sollte.

Vom Vater her schon lastete auf Heinrich der Haß der Sachsen; Heinrich mehrte ihn durch Geringschätzung derselben, durch drückende Anlegung vieler neuer Burgen, die dem Argwohn Raum geben mochten, er wolle die Sachsen sich unmittelbar unterwerfen, und zu Knechten der Franken machen. Bald zerfiel er auch mit seiner eigenen Gemahlin Bertha, mit den Thüringern, und dem edlen Graf Otto von Nordheim, Herzog von Baiern, dessen Land er einem jungen Schwaben, Welf IV. (dem Stammvater des jüngern nachher so mächtigen und noch in Großbritannien herrschenden Welfen Hauses) verlieh. Als er nun auch den Prinz Magnus von Sachsen auf seiner Harzburg gefangen hielt, und auf drohende Vorstellungen der Sachsen nicht achtete: trieben 60000 Feinde ihn aus seinen Burgen, lösten für die verschonte Besatzung von Lüneburg ihren Magnus ein, und erzwangen (1074) einen Vergleich. Die Burgen wurden gebrochen, aber in wilder Wuth wurde auch der Kirchen und der Gräber nicht geschont. Da flammte Heinrichs Zorn von neuem auf; an der Unstrut von

ihm (1075) geschlagen, mußten sie sich unterwerfen. Als aber Heinrich gegen den Vertrag viele ihrer Großen in der Haft behielt; als manche andere Herzoge und Große für ihre Länder ähnliches befürchteten, und als die Sachsen im weit entfernten Rom einen furchtbaren Bundesgenossen fanden, begann ein viel gefährlicherer Kampf mit der unsichtbaren Macht der Kirche. Was die Fürsten und Völker nicht erreichten, gelang dem Zimmermannssohne von Savona.

Hildebrand (so hieß dieser) war im geistlichen Stande, dem er sich gewidmet, bald bis zum Archidiaconus der römischen Kirche gestiegen, und schon durch seinen großen Geist, durch seine fest entschiedene Denk- und Handlungsweise und altrömische Standhaftigkeit unter mehreren Päpsten die Seele der römischen Curie gewesen. Wie das Kreuz über dem Reichsapfel, der die Erde vorstellt, solle die kirchliche über der Erdenmacht erhaben stehen, solle wie die Sonne und der Mond sich verhalten, kein irdisches Band sie ferner binden und Kaiser, König und Fürst ihr Vasall sein. Die Fesseln, die dem Geistlichen durch seine Ehe und Versorgung seiner Kinder, durch den Besitz von Gütern, auf welche die weltliche Hand, aus der sie einst der Kirche zu Theil geworden, ihr Oberansehn gründe, (weil sie die geistlichen Inhaber sinnbildlich erst durch Ring und Stab damit belehnen müsse), oder durch Käuflichkeit der Kirchenpfründen an die weltliche Macht anketteten, sollten gesprengt, und das bisherige Verhältniß umgekehrt, die Kirche frei und herrschend, der Staat von dem Willen der Kirche, die Fürsten von dem Oberrichteramt des Papstes abhängig werden. Demnach dürfe auch das Haupt der Kirche nicht mehr vom Kaiser, sondern durch die Wahl der sieben obern römischen Geistlichen (Cardinäle) gesetzt werden. So begann Hildebrand und seit 1073 als Papst, Gregor VII., einen Riesenkampf mit fast tausendjährigen Einrichtungen, mit den Fürsten der Erde, und den noch schwerern mit dem Bedürfniß der menschlichen Natur, der am schwersten widerstrebt wird. Schon der große Plan Gregors setzt billig in Erstaunen, aber es wächst noch, jemehr sich langsam, planvoll der außerordentliche Mann seinem Ziele wirklich nähert. Willkommen war ihm König Heinrichs

Zwiespalt mit den Sachsen, noch willkommner der Sachsen Klage bei dem Papste. Heinrich wurde nach Rom citirt, bei Strafe des Bannes und der Absetzung. Dafür lies Heinrich, solcher Sprache ungewohnt, den Papst durch deutsche Bischöfe absetzen; allein Gregor sprach nun den Bann der Kirche über ihn, und entband die Christen von allen Eiden, die sie ihm geleistet hatten. Kein Unterthan und Diener solle ihm gehorchen, kein Priester ihm die Sakramente reichen; als einen Verpesteten ihn jeder fliehn. Die Sachsen und viele unzufriedene Fürsten im übrigen Deutschland, die schon einen neuen König wählen wollten, verstatteten dem flehenden König kaum eine Jahresfrist, um mit der Kirche sich zu versöhnen. Heinrich, von seinem Anhange und seinem Muthe fast ganz verlassen, schleicht sich verkleidet in dem härtesten Winter durch scharf bewachte Pässe, er verschmäht allen ihm in Italien angebotenen Beistand, trifft den Papst auf dem festen Schlosse Canossa bei der Markgräfin Mathildis von Toskana, und bettelt dort im Burghof drei kalte Tage lang, barfuß, im härenen Bußgewande, ohne Speis und Trank, um Gehör bei seinem harten Gegner. Endlich ließ ihn der Papst zu sich, entband ihn von dem Banne, doch unter den Bedingungen, die drückender als jene Buße waren: seine Räthe abzudanken, des Papstes Wink und Entscheidung über die königliche Würde abzuwarten, und bis dahin aller königlichen Ehrenzeichen und Rechte sich zu enthalten. So hatte Heinrich, bis auf das Bewußtsein einer schimpflichen Demüthigung, so gut wie nichts erlangt, weil er nicht die Kraft hatte, seine Rolle entweder als König oder als Büßender durchzuspielen. Wirklich brach er auch mit Hülfe unzufriedener Italiäner sein Gelübde, und verlegte dem Papst den Weg nach Deutschland zur entscheidenden Reichsversammlung, kam aber dadurch bald von neuem in den Bann. In Deutschland aber setzten eine Anzahl Fürsten zu Forchheim ihn ab, und wählten den Schwaben-Herzog Rudolf zu ihrem Könige. Dagegen fand auch Heinrich seinen Anhang, setzte an Rudolfs Stelle den edeln Herrn Friedrich von Hohenstaufen, der sein Eidam wurde, als Herzog Schwabens ein, wurde aber bei Mellrichstadt (1078) und Fladenheim (1080) geschlagen. Nur in der dritten

Schlacht bei Mölsen an der Elster (15. Oct. 1080) stieß Herzog Gottfried von Niederlothringen dem Gegenkönige den Schaft der Reichsfahne in den Leib, worauf Rudolf zu Merseburg starb. Auch die rechte Hand, mit der er einst dem König Treue geschworen, hatte er in der Schlacht verloren. Dies und sein Tod galt für ein Gottesurtheil und verstärkte Heinrichs Anhang wieder. Dieser ließ den Papst von neuem absetzen und Clemens III. wählen, den nun Heinrich selbst nach Rom führte, wo er im J. 1084 von ihm zum Kaiser gekrönt wurde. Selbst in der größten Gefahr, von seinen Römern in der Engelsburg belagert, hatte der unbezwingliche Gregor nicht nachgegeben. Durch seinen Freund, den Normannenherzog Robert Guiscart, befreiet, starb er 1085 zu Salerno. Wie man auch von seinem Handeln denke, immer ist es etwas Seltenes und Großes, Einem Plane, Einer Ueberzeugung so zu leben und zu sterben. Zwar war in Deutschland unterdessen Graf Hermann von Luxenburg als Gegenkönig (die Gegner nannten ihn den Knoblochskönig, weil an dem Orte seiner Wahl, zu Eisleben, diese Pflanze häufig wuchs) aufgestellt worden (1081), allein er war dem Gegner nicht gewachsen, und dankte 1088 ab; so wie des Markgraf Ekbert von Meissen Versuch, die deutsche Gegenkrone zu behaupten, mit dessen Ermordung (1090) scheiterte.

Doch war der Sturm noch lange nicht beruhigt. Als Heinrich in Italien den von der Gegenpartei ernannten Papst, der den Bann gegen ihn erneuerte, abgesetzt hatte, wurde dort sein eigener Sohn Konrad (1093) gegen ihn aufgewiegelt, und pflanzte die Fahnen der Empörung auf. Als dieser von Heinrichs Anhang in Deutschland abgesetzt worden, und bald gestorben war, fiel auch sein zweiter Sohn Heinrich von ihm ab, fand Anhang und zog gegen den eigenen Vater das Schwert (1104). Doch zu furchtsam, eine Schlacht zu wagen, unterwarf er sich scheinbar reuig seinem Vater, lockte ihn aber nach Bingen am Rhein und nahm ihn hier gefangen. Dort, oder zu Ingelheim, zwang er ihn der Krone zu entsagen, und ließ ihn auf einem Reichstag zu Mainz nochmals absetzen. Doch entkam der alte Kaiser wieder nach Lüttich, um noch einmal des Schwertes Schärfe gegen den Sohn zu versuchen. Doch dem

grausenvollen Kriege kam (den 7. Aug. 1106) des Vaters Tod zuvor, ohne darum der Leiche Ruhe zu verschaffen. Den Gebannten durfte keine geweihte Erde aufnehmen, weil des Bannes Kraft den Unglücklichen auch in die Gruft verfolgt. Darum stand fünf Jahre die kaiserliche Leiche zu Speier unbeerdigt, bis endlich der Papst den Fluch zurücknahm. Nun erst wurde ihm Ruhe und ein kostbares Leichenbegängniß, der Todten letzte Herrlichkeit. Zwei und sechszig Schlachten, die er geliefert, fünf Kirchenbanne, drei Absetzungen und Gegenkönige, zwei Söhne als Rebellen, mußten eine Regierung wohl stürmisch machen, die nicht nach Weisheit, sondern nur nach Leidenschaften handelte, und den Geist der Lehns-Aristokratie und einer hildebrandischen Hierarchie nicht zu beschwören wußte; einen Geist, der eben damals die wahrhaft einzige Erscheinung der Kreuzzüge ins Leben treten ließ, wenn auch andere Ursachen derselben näher zu liegen schienen.

Schon seit 8 Jahrhunderten waren einzelne Christen oder kleine Gesellschaften andächtig nach Palästina gepilgert, um an den Stellen, wo der Gottessohn Mensch geworden, gelehrt, Wunder gethan und gelitten habe, ihre Andacht zu verrichten. Je mühseliger und gefahrvoller die Reise, je verdienstlicher schien sie. Jerusalem und das von Constantin angeblich aufgefundene heilige Grab kam in die Hände des edeln Volks der Araber, denen Moses und Christus nächst Muhamed auch göttliche Propheten waren; bald aber kam ein wilder Stamm der Seldschukischen Türken von den nordöstlichen Gebirgen herab, eroberte das heilige Land, und, argwöhnisch auf die vielen Christen, die ihnen den Besitz wohl streitig machen könnten, drückte er die Franken (so nannte man die Europäer insgesammt) ungemein und hinderte den Besuch der Andachtsorte. In einem Zeitraum, wo die Kirche begierig jede Gelegenheit ergriff, ihr Ansehn zu erhöhen und ihre Macht zu verbreiten, wo aber auch ein streitlustiger Ritterstand ohne bestimmte Richtung seiner Thätigkeit nach aussen sich selbst nur aufgerieben haben würde, während noch die untern Stände in schwerer Knechtschaft auf Erlösung harrten, kam auf einmal ein Einsiedler, Peter von Amiens, aus Palästina zurück; ein hageres, blasses Männ-

chen, auf einem Esel reitend, aber mit hinreißender Beredsamkeit und einem Feuereifer, wie er nur immer frommen Schwärmern eigen sein mag, und schilderte der unterdrückten Christen Noth, der Türken Wuth, und wie gottselig das Beginnen wäre, zur Ehre Gottes Schwert und Lanze zu ergreifen und im heiligen Osten die eigenen Sünden im Heidenblute abzuwaschen. Die Päpste sahen, was sich darauf gründen ließ; die Geistlichkeit hoffte Vermehrung ihrer Macht und Wichtigkeit; die Fürsten sahen eine würdigere Krone; die Ritter einen edeln gottgeweihten Kampf; der Sünder die Erlösung; der arme Unterdrückte eine Freiheitspforte. So fand der Aufruf zum heiligen Kriege ungemeinen Beifall, nicht blos durch den Reiz des Neuen und Abenteuerlichen, sondern, weil er auch die Idee des Göttlichen und Ewigen, die oft dunkel im Menschen ist, unerwartet und rasch ins äußere Leben treten und an einem großen Ziele die Lücke jedes Daseins zu ergänzen hoffen ließ. Wars auch ein Wahn, so konnte er doch begeistern, und in 200 Jahren 7 Millionen Menschen — eine umgekehrte Völkerwanderung — zu Einem großen Zweck entflammen, und unterm Kreuzeszeichen Europas Völker zum erstenmale vereinigen.

Auf einer zu diesem Zweck gehaltenen Kirchenversammlung zu Clermont in Frankreich (1095) erscholl aus tausend und wieder tausend Kehlen das begeisterte: Gott will es! und jeder heftete sich ein rothes Kreuz auf seine Schulter. Die Menge konnte es kaum erwarten, und ungeordnete Haufen unter Peters und des Ritters Walther Habenichts Anführung stürmten voraus, um schlecht geführt — einmal sollte eine Gans und eine Ziege den Weg zeigen — ohne Plan, Ordnung und Taktik schon auf dem Wege durch Hunger und Schwert umzukommen. Erst am 15. Aug. 1096 begann der eigentliche Hauptzug: der kriegsfreudige Normann, der leichtbegeisterte Franzose, der tapfere Lothringer, der ränkesüchtige Italiäner machten den Kern des Heeres; (der Deutsche, der langsamer zur Begeisterung war, unternahm erst später seine Züge.) Jeder Fürst führte seine Schaaren; aber alle überragte an frommen Sinn und ritterlicher Würde, der edle Gottfried von Bouillon, Herzog der Niederlothringer. Von 300,000

sahen aber nur etwa 40000, nach drei Jahren, die heilige Stadt, und manchem kostete noch ihre Erstürmung das Leben. Der edle Gottfried sprang, einer der ersten, von einem Kriegsthurm auf die Mauer; die andern folgten; ein schreckliches Blutbad begann in der Stadt, und Raub und Plünderung. Endlich besann man sich, daß man dem Heiligen zu nahe sei, um so teuflisch weiter fort zu morden, und zog dann mit entblößtem Haupt und barfuß, andächtig zu dem heiligen Grabe. Man trug dem großen Gottfried die Königskrone des neuen Reiches an, aber er weigerte sich, da eine Königskrone zu führen, wo der Heiland nur die Dornenkrone getragen habe. Er nannte sich nur Schirmherr des heiligen Grabes und Baron von Jerusalem, aber ihm folgte schon 1100 sein Bruder Balduin, als König. Balduin aber starb in demselben Jahre, wo endlich den unglücklichen Heinrich IV. die geweihte Erde aufnahm, 1112.

Heinrichs des fünften Regierung (1106—1125), fand keinen Gregor VII. sich gegenüber, wenn auch fast durch seine ganze Regierung der sogenante Investiturstreit (über die Belehnung der Geistlichen mit ihrem Kirchengute durch Ring und Stab von Laienhand), und die Gährung der deutschen Großen untereinander und gegen den König sich fortzieht. Endlich wurde durch ein Concordat zu Worms (1122) die freie Wahl der Bischöfe und Aebte unter Oberaufsicht, und im Fall des Zwistes, unter Entscheidung des Kaisers gestellt, aber die Belehnung mit dem Scepter (statt Ring und Stab) beliebt; der Streit im Reiche aber durch den ersten Landfrieden (zu Würzburg 1121) nur nothdürftig beschwichtigt. Die Kaiserkrönung erhielt Heinrich 1111, nachdem er erst den Papst mit seinen Cardinälen, die vorher viel Bedingungen vorschreiben wollten, durch seine Deutschen hatte gefangen nehmen lassen. Da wurde Paschal gefügiger, aber dem abziehenden Kaiser folgte auch ein Bannstrahl nach. Wenn dieser übrigens bei noch geringerer Rechtlichkeit, als sein Vater, mehr als jener erreichte, (z. B. bedeutende Bereicherung des königlichen Schatzes,) so war dies Folge seiner größern Schlauheit und Verstellungsgabe. Mit ihm, dem

Kinderlosen, stieg der salische oder fränkische Regentenstamm vom deutschen Throne.

Herzog Lothar von Sachsen (1125 — 1137) bestieg durch Wahl von zehn Fürsten aus den vier Hauptstämmen Deutschlands den deutschen Thron; indem man die Schwestersöhne Heinrichs V., die Herzoge Friedrich von Schwaben und Conrad von Ostfranken, beides Hohenstaufen, übergangen hatte. Schon dies erregte einen Streit, der fast die ganze Regierung Lothars ausfüllte. Doch verband er sich gegen sie, mit dem Welfen, Heinrich dem Stolzen, Herzog von Baiern, dem er seine Tochter und sein Sachsen gab, und brachte sie glücklich zur Unterwerfung. So entsprang aber auch der lange dauernde Haß der Welfen und Hohenstaufen oder Waiblingen, dem das letztere siegreiche Geschlecht doch noch zuletzt erlag. Lothar, ohne innere Kraft und Energie, ging gleich bei seiner Wahl, als blinder Freund der Geistlichkeit, die Bedingung ein, die Bischöfe und Aebte mit dem Scepter erst nach der päpstlichen Bestätigung zu belehnen, und würdigte sich auch, für die Güter der toskanischen Mathildis, zum päpstlichen Lehnsmann herab. Daß er die Kaiserkrone (1133) in Italien empfing, und einen Zug gegen den neuen, von einem Gegenpapst eingesetzten König, Robert von Sicilien (einen Normann) that, ist minder wichtig, als daß um diese Zeit (nach Vorgang der kleinen Lehen) die großen Reichslehen, als die Herzogthümer, Pfalz-, Mark-, Land- und Burggrafschaften, durch Observanz erblich wurden, in den Geschlechtern, die sie eben damals innehatten. So blieb Franken und Schwaben den Hohenstaufen, Baiern und Sachsen meist den Welfen (bis 1180); Thüringen den Nachkommen Ludwig des Bärtigen; die Markgrafschaft Oestreich den Bambergern; Meissen dem noch jetzt über Sachsen herrschenden Hause Wettin; Brandenburg dem Hause Anhalt. Damit war der große Schritt geschehen, der es unmöglich machte, daß Deutschland je ein einiges ganzes Reich werden konnte; damit der Grund zum heutigen Staatenbund gelegt.

Auf Lothar folgte das Geschlecht der schwäbischen oder hohenstaufischen Kaiser, 1137—1254, gleich ausgezeichnet durch die großen Herrscher, durch seine Politik und seinen Kampf mit Papst und Welfen, durch sein

tragisches Ende, wie durch die großen Entwicklungen, die unter ihm und von ihm herbeigeführt, das deutsche Land und Volk erfuhr. Ritterthum, Kreuzzüge, Minnegesang, Beginnen wissenschaftlicher Cultur, und ein blühender Bürgerstand, der des Adels Uebermacht und dem Faustrecht kühn die Waage hält, sind Früchte jener unläugbar schönsten Zeit des deutschen Mittelalters. Aber es bestätigt sich auch hier die große Wahrheit, daß ein Volk nur über Leichenhügel zu besseren Zuständen fortschreitet; daß jeder solcher Uebergang im Großen nur krampfhaft und gewaltsam vor sich geht, und daß Geschlechter schleunig fallen müssen, um an Kraft und Geist Verjüngteren den Platz zu schaffen.

Nicht auf den, durch zwei Herzogthümer, Sachsen und Baiern, und sehr bedeutende Erbbesitzungen in Norddeutschland, Schwaben und Italien, hochmächtigen Welfen, Heinrich den Stolzen, (obgleich ihn auch der Besitz der Reichskleinodien seines Schwiegervaters dazu zu bestimmen schien) fiel die Königswahl der deutschen Fürsten, sondern (durch wenig edle Mittel) auf den Hohenstaufischen Herzog, Conrad von Ostfranken. Heinrichs Widerspruch führte zu seinem politischen Untergange. Er wurde von dem neuen Könige und seinem Anhang geächtet, und sein Herzogthum Baiern dem Markgraf Leopold von Oestreich, Sachsen aber dem berühmten Markgraf Albrecht dem Bär von Nordsachsen (dann Brandenburg, wo er Berlin gründete) gegeben. Heinrich behauptete sich zwar in Sachsen, starb aber bald; doch hinterließ er einen Knaben, Heinrich, nachher von seinem Waffenschild und Muth, der Löwe, beigenannt; dem hingen die Sachsen an, während sein Vatersbruder, Welf VI. von Schwaben, Baiern seinem Hause, aber vergeblich, zu erhalten trachtete. Damals (1140) wurde das Städtchen Weinsberg vom König Conrad belagert, und endlich nur den Frauen erlaubt, mit ihrem Liebsten auszuziehen. Da trugen sie ihre Männer heraus, und der erweichte Conrad schonte der Stadt, um jener seltenen Weibertreue willen. In Italiens Händel mischten sich Conrad III. nicht, machte aber, als die traurige Kunde vom gelobten Lande kam, daß 1144 die Ungläubigen dort die christliche, und für die Sicherheit Jerusalems so wichtige Grafschaft Edessa genommen

hätten, 1147 einen Kreuzzug nach Palästina, wozu der fromme Eiferer, Abt Bernhard von Clairvaux, außer König Ludwig von Frankreich, dießmal auch die Deutschen zu begeistern gewußt hatte. Allein es wurde gar nichts ausgerichtet, und ruhmlos kehrte Conrad wieder, um (1152) wenigstens in seinem Franken (Bamberg) zu sterben. Die Kaiserkrone hat er nie erhalten.

Da bekam seines Bruders Friedrichs Sohn, der Schwabenherzog Friedrich I., Barbarossa oder Rothbart, (1152—1190) von den Fürsten die deutsche Krone; gut gewählt, weil er dem Welfen, wie dem Oestreicher, die um Baiern haderten, gleich nah verwandt, den langen Streit entschied, Baiern dem jüngern Heinrich dem Löwen (1156) und Oestreich, aber jetzt unabhängig von Baiern, sehr vermehrt und mit großen Vorrechten, als ein Herzogthum dem neuen Markgraf Heinrich gab. Groß an Körper wie an Geist, zeigte Friedrich einen Herrscher, wie ihn Deutschland lange nicht gesehen. Er brach die Macht der großen Vasallen, verschaffte seiner Krone ungewohnten Glanz, und sein ernster, fester Wille schuf in Dentschland Recht und Ruhe. Nur in dem schwierigen Streben, sich Italiens dauernd zu bemächtigen, verkannte er seine Kraft; brach in 6 Zügen, die er dahin vornahm, seines Adels Blüthe vor den übermüthigen Städten der Lombardei, die, mit Mailand an der Spitze, einen mächtigen Bund gegen ihn schlossen, und nach langem Kampfe (obgleich Mailand schon einmal erobert und dem Boden gleich gemacht worden, 1162) ihn zu einem für ihn wenig ehrenvollen Frieden, 1183, zu Kostnitz nöthigten. Diese Städte, blühend, reich und voll Selbstgefühl, wollten die deutsche Herrschaft nicht mehr anerkennen, und wurden darin von einem Papst — Alexander III. — bekräftigt, der gegen Friedrichs Willen gewählt, von diesem auch nicht anerkannt wurde, trotz dem aber sich seinen Gegenpäpsten und dem Kaiser gegenüber hartnäckig zu behaupten, und endlich seine Anerkennung, auf Kosten seiner Gegner, durchzusetzen wußte. — Schon Alexanders Vorgänger, Adrian IV., ein Bauernsohn aus England, ließ sich von Friedrich den Steigbügel halten und die Füße küssen, als dieser sich zu Pavia die lombardische, und in Rom die Kaiserkrone holte (1155).

Bei jenem Kämpfen in Rom und in der Lombardei, hatte bisher der mächtige Herzog Heinrich der Löwe, als Vasall, dem Kaiser treue Dienste geleistet, und, wie er bei Rom den Kaiser aus Lebensgefahr gerettet, auch den Lombarden sein tapferes Schwert wohl fühlen lassen. Aber Heinrich hatte in Deutschland eine Menge geheimer und offener Feinde und Neider seiner Macht, die er besonders in den nordöstlich von ihm gelegenen Slavenländern, Meklenburg und Pommern, zu einem frei-eigenen Königreiche ausdehnen wollte, deswegen dort auch Bißthümer gründete, und den stolzen deutschen Bischöfen zum Trotz, die nur vom Papst abhängen wollten, Bischöfe ansetzte. Er mochte im Geheim dem Papste Alexander anhängen, und an den ewigen und nutzlosen Kämpfen in Italien um so weniger Behagen finden, jemehr er selbst in seinen eigenen Landen der Feinde sich erwehren mußte. Darum versagte er (1175) dem Kaiser seinen Beistand gegen Alexandria, und blieb unerbittlich, als dieser selbst vor ihm auf die Knie fiel. Da nun der Kaiser (1176) von den Lombarden bei Lignano völlig geschlagen wurde, und so die Arbeit von 20 Jahren ganz vernichtet sah, lieh er gern den Feinden Heinrichs sein Ohr, als diese ihn wegen seines Stolzes und seiner Anmaßung bei ihm verklagten. Vor des erzürnten Kaisers und seiner Feinde Richterstuhl, auf mehrere Reichstage vorgeladen, erschien er nicht, und wurde zur Strafe dafür, seiner Herzogthümer und anderer Lehen verlustig erklärt. Sachsen erhielt Graf Bernhard von Anhalt, Albrecht des Bären Sohn, obgleich so verkleinert, (weil den größten Theil der Länder andere Feinde sich angemaßt hatten) daß er fast nur das Lauenburgische behielt, und den Herzogstitel von Sachsen lieber auf seine Erbländer an der Mittelelbe (die Gegenden von Wittenberg, nachmaligem Kurkreis des neuern Sachsens, welches slavischen Ursprungs, dadurch erst den neuen Namen erhielt) übertrug. Das Herzogthum über Baiern aber wurde dem tapfern Otto von Wittelsbach, des Reiches Pannerträger in Italien, dem glorreichen Ahnherrn der Baiernfürsten bis auf die neueste Zeit, überlassen. Der unglückliche Heinrich der Löwe, nach einem muthigen, aber vergeblichen Kampfe, mußte sich endlich dem Kaiser zu Füßen werfen, und nach einem

zweimaligen Exil an den Englischen ihm nah verschwägerten Hof, mit seinen Erblanden Lüneburg und Braunschweig sich begnügen, wo er dem ehernen Löwen gegenüber, den er dort sich aufgerichtet, im Braunschweiger Dome von St. Blasius, den er gegründet, nach einem vielbewegten großen Leben, die Ruhe fand, (1195) die im Leben auch einem mildern, sanftern Fürsten nicht geworden wäre, weil seine Macht mit Deutschlands Freiheit und der Kaiser Oberlehnsherrlichkeit unverträglich schien.

Auf seinem letzten Zuge nach Italien, 1184, ließ Friedrich seinen Sohn Heinrich zum König Italiens krönen, und eröffnete ihm auch, durch dessen Vermählung mit der normannischen Thronerbin, Constantia, die Aussicht auf die verhängnißvolle Erwerbung Neapels und Siciliens, mit deren König, Wilhelm, er sich eben ausgesöhnt hatte. Noch im hohen Alter unternahm er 1189 einen Kreuzzug, indem seit 1187 durch den großen Salaheddin von Aegypten das christliche Königreich Jerusalem, mit der Hauptstadt selbst (bis auf wenige Ueberreste) in der Sarazenen Hände gefallen war. Mit den Erfahrungen, die er auf dem Zug von 1147 schon eingesammelt hatte, vermeinte er den guten Kampf für Gottes Sache auch zu einem glücklichen zu machen. Zu Nürnberg sicherte er (um sein Haus wohl bestellt zu haben) noch Deutschlands Ruhe durch einen Landfrieden, und zog nun mit großer Heeresmacht über Griechenland nach Kleinasien. In Syrien aber, unweit Seleucia, als er durch den Seleph setzen wollte, ereilte ihn der Tod, (1090) worauf sein Sohn Herzog Friedrich von Schwaben, in Verbindung mit Richard Löwenherz und Philipp August von Frankreich, das Kreuzheer weiter führte, ohne mehr als Acco gewinnen zu können.

Nur die Fehler, nicht die Tugenden des Vaters, kamen mit Heinrich VI. (1190—1197) auf den Thron; nur daß er in Deutschland, wo so viele mächtige und ebenbürtige Fürsten waren, weit leiser und schlauer auftreten mußte, als in seinen Erbkönigreichen Neapel und Sicilien. Wenn er in Deutschland nur Geitz und Habsucht zeigte, als er dem Hause Wettin die Markgrafschaft Meissen (wo durch Salzfuhrleute zufällig des Erzgebirges großer Silberreichthum entdeckt, und

von Goslarer Bergleuten weiter cultivirt worden war) entreißen wollte; als er an dem edlen Richard Löwenherz, den er dem Herzog Leopold von Oestreich, in dessen Gefangenschaft er auf der Heimkehr vom Morgenland gefallen, für 50,000 Mark abkaufte, 200 Procent für dessen Freilassung gewinnen wollte (er forderte 150,000); und als er endlich für sein sicilisches Geld und sehr bedeutende Vorrechte die Deutschen Fürsten hatte bestechen wollen, den Deutschen Thron seiner Familie erblich zu überlassen: so trat er als vollendeter Tyrann in seinen Erbreichen auf, wo eine normännische Partei ihm den Thron streitig zu machen suchte, und er nach deren Besiegung seine Gegner blenden, hinrichten, von Pferden schleifen, an den Füßen aufhängen, sogar den einen auf einen glühenden Stuhl von Eisen schmieden und eine glühende Krone auf dem Kopf ihm nageln ließ! Unter Rüstungen zu einem Kreuzzug starb er plötzlich (1197) zu Messina. Fluch und Jubel folgte ihm zugleich in die Gruft des Domes zu Palermo nach, wo er noch 1781 in seinem porphyrnen Sarge fast unversehrt gefunden wurde.

Hatten gleich zu Frankfurt Deutschlands Fürsten seinem Kinde, Friedrich, 1196 die Nachfolge zugesichert, so erkannte man doch nur in beiden Sicilien den dreijährigen Knaben, unter Regentschaft seiner Mutter, als König an. In Deutschland aber wählten die zwei Hauptparteien der Welfen und Hohenstaufen, jede nach ihrem Sinne, die erste, Heinrichs des Löwen Sohn, Fürst Otto von Braunschweig (1198 — 1218), die letzte, Heinrichs Bruder, den Herzog Philipp von Schwaben (1198 — 1208). So theilte sich Deutschland in unendlicher innerer Zerrüttung, die nur dem furchtbaren Papst Innocenz III. (dem Schöpfer der Inquisition und Erfinder des Interdikts) hochwillkommen war, der jene Fürsten weit an Kraft des Geistes und des Willens überragte, und sich zum Schiedsrichter in dem großen Streit berufen glaubte. Allein, ob sich gleich der Papst für den Welfen erklärte, und Philipp in seiner Pfalz zu Bamberg von einem Pfalzgraf, Otto von Wittelsbach, des Baiern Herzogs Neffen, (1208) ermordet wurde: so stellte doch Innocenz selbst gegen Otto, den er noch 1209 gekrönt hatte, in König Friedrich von

Sicilien, Heinrichs Sohne, einen Gegenkönig auf, weil Otto nicht alle Reichsrechte in Italien dem Papste opfern wollte. Otto erlag dem Banne des Papstes, eigner Unklugheit und dem Kriegsglück, wie der Geistesüberlegenheit seines jungen Gegners, und starb ruhmlos auf der Harzburg und ohne Erben, 1218.

Ein desto glänzenderes Gestirn ging in diesem zweiten Hohenstaufischen Friedrich (1212 — 1250) am Deutschen und Italiänischen Himmel auf; dem merkwürdigsten von allen Deutschen Kaisern im Mittelalter, theils durch die entwicklungsreiche Zeit, in die sein Leben fiel, theils durch das kräftige, und doch so vielseitige Gepräge seines hellen großen Geistes. Er liebte Aufklärung und Wissenschaft, wie seit Karl dem Großen keiner; stiftete die Universität zu Neapel, war selbst Dichter, wie noch vorhandene Gedichte zeugen; aber mit allen seinen trefflichen Eigenschaften kam er nur in desto größern Streit mit den Päpsten seiner Zeit, die zwischen seine italiänische und deutsche Herrschaft mit ihrer Herrschsucht und Begehrlichkeit eingeklemmt, für das den schwächern Kaisern abgetrotzte mit Recht erzittern mußten. Darum hatte er auch schon bei seiner Krönung zu Achen einen Kreuzzug angeloben müssen, weil der weit entfernte minder gefährlich war.

Ein viertes Kreuzheer (1204) unter Markgraf Bonifaz von Montferrat war gar nicht nach Palästina gekommen, sondern hatte Constantinopel für einen verjagten griechischen Prinzen erobert, und endlich dort ein ein eigenes (lateinisches) Kaiserthum errichtet, das bis 1261 dauerte. Doch war nach so viel mislungenen Zügen der Eifer noch nicht ganz erkaltet; selbst Kinder spielten Kreuzzugs; denn es brachen 1218 unter Anführung von Priestern 30,000 französische, und 20,000 deutsche Knaben nach Palästina auf, kamen aber für ihren Vorwitz alle entweder um, oder als Sklaven nach Aegypten. Andreas II., König von Ungarn, und Graf Wilhelm von Holland, eroberten bei einem neuen Versuche, 1219, nur Damiata in Aegypten. Das heilige Grab aber, und Jerusalem war noch in ungeweihten Händen, und von der ganzen päpstlichen Colonie nur wenig Landes an der Küste übrig.

Friedrich II. hatte bei der Kaiserkrönung (1220)

das Versprechen eines Kreuzzuges erneuert; nur hielt ihn noch die Einrichtung seiner Erbstaaten auf, und 1227, als er wirklich schon zu Schiff gegangen war, eine Krankheit, die ihn zur Rückkehr zwang. Gregor IX., aufs höchste aufgebracht, schleuderte dafür den Bannstrahl auf den Kaiser, und als dieser wirklich 1228 den Zug von neuem unternahm, und glücklicher als alle seine Vorgänger durch Vertrag Jerusalem in seine Hände brachte, hetzte der Papst die christlichen Ritter und Geistlichen, ja selbst die Feinde des Christenglaubens, dem gebannten Kaiser auf den Hals, fiel in Italien mit seinen Schlüsselsoldaten (sie führten Peters Schlüssel als Abzeichen, aber nicht seinen Muth) des Kaisers Land an, und nöthigte ihn so zu schneller Rückkehr. Des Papstes Helden flohen auf allen Punkten, und Gregor, nachdem er umsonst in Deutschland nach einem Gegenkönig sich umgesehen, mußte seinen Gegner vom Banne lösen. (1230.)

Aber was hier fehlschlug, ließ auf anderm Wege sich erreichen. Denn um diese Zeit gefiel es den Lombarden, ihren alten Bund gegen den Kaiser zu erneuern; und bald darauf dem eignen Sohn Friedrichs, für ihn Reichsverweser in Deutschland, die Fahne der Empörung gegen seinen Vater aufzustecken. Jetzt, nach 15jähriger Abwesenheit, eilte Friedrich nach Deutschland zurück (1235). Der erschrockene Sohn, verlassen von seinem Anhang, mußte sich unterwerfen, und wurde auf einem großen Reichstag zu Mainz abgesetzt, und in Ketten nach Apulien geführt, dagagen durch Wahl der Fürsten dem zweiten Sohne Friedrichs, Konrad IV. die Deutsche Krone zugesprochen (1237). In Deutschland sorgte er für bessere Ruhe, und der erste Landfriede in Deutscher Sprache wurde schriftlich aufgesetzt, und das erste Hauptstück handelte von der Bestrafung solcher Kinder, die sich gegen ihre Aeltern aufgelehnt hätten. Allein, auch was er sonst noch heilsames verordnete, von der Bürger Freiheiten, von Münzen, Zöllen, Krankenhäusern u. s. w., war eine zarte Pflanze, die nur in der Sonne der kaiserlichen Gegenwart gedeihen konnte, welche aber nur zu bald für Deutschland wieder unsichtbar wurde. Denn in Oberitalien war seine Anwesenheit vonnöthen, als, durch den neuen Bann des Papstes ge-

gen ihn ermuntert, die Lombarden den Gehorsam weigerten, und auch ein blutiger Sieg bei Cortenuovo die Muthigen nicht beugte. Die Päpste richteten, seit Unteritalien den Hohenstaufen gehörte, ihre Politik auf Oberitalien, wo eine große Partei (der Päpste oder Welfen) die Anhänger der Kaiser oder die Ghibellinen befehdete: Parteien, die sich lange noch erhielten und bekämpften, als schon der letzte Hohenstaufe unterm Henkerbeil gefallen war. Doch auch die allgemeine Meinung des christlichen Europa nahm der Papst für sich durch Schreiben an die geistlichen und weltlichen Fürsten in Anspruch, warf dem Kaiser Gotteslästerungen vor, verglich ihn dem Thiere mit Bärenfüßen und Löwenrachen in der Offenbarung, wogegen Friedrich in ähnlichen Schreiben ihn mit dem großen Drachen und dem Antichrist bediente. Dafür predigte Gregor sogar das Kreuz gegen den Kaiser; dieser aber ging schnell auf Rom los, und ließ sich durch des Papstes Processionen und Reliquien nicht zurück beschwören. Auch ein allgemeines Concilium, zur Absetzung des Kaisers, schlug fehl; weil Friedrich die geistlichen Herrn, die, trotz seiner Abmahnungen, zu Wasser nach Rom zu gelangen hofften, zu ganzen Schiffsladungen auffangen, und in sichere Verwahrung setzen ließ.

Zu solchen Unruhen kamen neue. Ein ungeheurer Schwarm Mogolen drang durch Rußland und Polen nach Deutschland vor, um Dschinchischans ungeheure Monarchie noch weiter auszudehnen. Friedrich konnte nur seinen Sohn sich gegen sie rüsten lassen; allein zum Glück kehrten sie nach ihrem großen Siege auf der Wahlstatt, unfern Liegnitz (1241), von freien Stücken mit ungeheuerm Raube wieder um. Noch bedenklicher aber wurde Friedrichs Lage, als er in dem neuen Papst Innocenz IV. einen neuen Gegner erhielt. Dieser entwischte dem Kaiser aus Italien, und berief nach Lyon eine allgemeine Kirchenversammlung, wo trotz der trefflichen Vertheidigung Friedrichs durch seinen Hofrichter Thaddäus von Suessa, der Bann erneuert, und des Kaisers Entsetzung von allen Würden feierlich ausgesprochen wurde. Auch ließ es sich der Papst schwere Summen kosten, um im Landgrafen Heinrich Raspe von Thüringen einen Gegenkönig aufzustellen. Allein der

Pfaffenkönig (so nannte man den fast nur von Geistlichen gewählten Gegner) starb schon im folgenden Jahre auf seiner Wartburg (1247). Da trieb der Papst einen Graf Wilhelm von Holland als Gegenkönig auf, der erst vom Knappen zum Ritter erhoben werden mußte, aber bei Friedrichs Leben nur wenig Anhang fand.

Die letzten Lebensjahre Friedrichs waren eine ununterbrochene Kette von Unfällen. Seinen Plan, sich nach Aussterben der Herzoge Oestreichs, dieses schönen Landes als einer Hausbesitzung zu bemächtigen, vereitelte der Papst, und Böhmens König Ottokar; sein natürlicher, aber geliebtester Sohn Enzius wurde von den Bolognesern gefangen (1249); sein Kanzler, Petrus de Vineis, in dem Friedrich mehr seinen Freund, als seinen Diener gesehen, suchte Friedrich zu vergiften, und ermordete sich selbst im Kerker; der Kaiser selbst wurde bei Parma entscheidend geschlagen, und Gift, vom Papste gemischt, drohte seinem Leben. Deutschland war in schrecklicher Verwirrung; nur Mordbrenner und Räuber schienen da zu hausen; so, daß eine Anzahl Städte am Rhein sich selbst durch einen rheinischen Bund, und Hamburg, Lübeck, Bremen, Braunschweig u. a. m. durch die Errichtung der Hanse beschützen mußten. Ein tiefer Gram bemächtigte sich Friedrichs, und untergrub sein Leben, doch eingedenk des alten Kaiserwortes, „ein Kaiser müsse stehend sterben„ gab er bis auf den letzten Augenblick die Hoffnung und die Thätigkeit nicht auf. Da übereilte ihn der Tod zu Fiorentino in Apulien, nachdem ihn noch der Erzbischof von Palermo vom Banne entbunden. Fern von seinem Deutschland, dem er nicht mehr helfen konnte, zu Palermo, fand er sein Grab; aber der Deutsche rühmt ihm dankbar nach, daß er es war, der Roms Hierarchie zuerst mit festem Sinn und Deutschem Ernste bekämpfte und erschütterte. Darum Friede wenigstens der großen Leiche!

Conrad IV. (1250 — 1254) gleichfalls im Kirchenbanne, hatte in Deutschland mit einem Gegenkönig und den meisten Großen einen vierjährigen Kampf um seine Krone, den nur sein eigner Tod dort endete; und in Italien den Kampf um sein Erbland Neapel und Sicilien, welches der Papst, der nun jubelnd über Friedrichs Tod nach Italien zurückkam, gern sich zuge-

eignet hätte, und welches gegen Conrad in vollem Aufstande war. Zwar wurde er desselben Meister, legte auch dem auf dem Markte Neapels aufgestellten Pferde, dem Sinnbilde der Stadt, einen Zaum an, und behauptete sich nicht ohne Härte, besonders gegen seinen natürlichen Bruder Manfred, der ihm endlich im Lager von Lavello durch Conrads Arzt ein vergiftetes Klystier beibringen ließ, woran er, in tiefem Jammer über sein und seines Reiches Unglück, und den Tag seiner Geburt verwünschend, starb; der letzte König dieses großen und doch so unglückseligen Geschlechts. Nur einen zweijährigen Sohn, Konradin, hinterließ er, der erwachsen seine Ansprüche auf die, unterdeß vom Papste Clemens IV. an einen französischen Prinzen, Karl von Anjou, verschleuderten Erbreiche in Italien geltend machen wollte, 1268, allein bei Tagliacozzo in den Abruzzos geschlagen, als ein Opfer des päpstlichen Hasses zu Neapel enthauptet wurde, wodurch auch in dem deutschen schon sehr verringerten Erbland Schwaben, die mächtigen Vasallen und Städte allmählig ganz selbstständig oder reichsunmittelbar wurden. — So furchtbar aber bestrafte sich ein einziger Misgriff des ersten Friedrichs, seinem Geschlecht ein Erbland in Italien zu verschaffen; aber aus der Hohenstaufen Kampfe gegen die Hierarchie der Päpste ging doch unleugbar die Morgenröthe geistiger Freiheit hervor!

Wilhelm von Holland genoß fast gar kein Ansehn. Ein Utrechter Bürger konnte ihn mit Steinen werfen, ein anderer seine Gemahlin auf der Straße plündern, und der Erzbischof von Cöln ihn sogar in seinem Pallast verbrennen wollen. Als er die freien Friesen bezwingen wollte, fiel er in einen Morast, und wurde unerkannt erschlagen (1256). Erst 1817 wurde er in dem Stalle, in dem er verscharrt gewesen, entdeckt, und ihm ein kleines Monument zu Middelburg errichtet. — Die deutsche Krone war so verachtet, daß sie kein Deutscher mehr tragen wollte; da verkaufte ein Theil der Wahlfürsten seine Stimme dem englischen Prinz Richard von Cornwallis um schweres Geld; ein anderer bot sie dem König Alfons von Castilien an. Aber nur Richard kam nach Deutschland, und sein Ansehn dauerte nur so lange, als sein Geld. Sollte Deutschland nicht ganz

politisch untergehen und sich zerbröckeln, so mußte ein gediegener Mann, von Geist und Kraft und ehernem Willen, zum Scepter greifen. Man fand ihn in dem Aargau auf der Habichtsburg oder Habsburg; den Retter, den zweiten Gründer Deutschlands.

Doch weil es löblich ist, das Rechte auch zur rechten Zeit zu thun, und damals eben das deutsche Mittelalter in seiner Blüthe, und damit auch im Wendepunkte war, mag ein Blick auf dasselbe, und wie es sich seit 843 gestaltet und entwickelt, zweckmäßig und lehrreich sein.

Das Erbreich Deutschland war seit 911 in ein Wahlreich übergegangen. Eigentlich wählten alle Freie der deutschen Völker; allein wie hätten sie sich alle nach Mainz auf das Wahlfeld begeben, wie dort lagern, wie Nahrung finden wollen. Bald erschienen nur die reichern Freien und die Großen mit ihren Vasallen. Wahrscheinlich stimmten diese, wie ihre Lehnsherrn es für gut fanden, und so verminderte sich die Zahl der eigentlichen Wähler immer mehr, bis man endlich bei einer kleinen Zahl Fürsten stehen blieb, die auch gegen Ende dieses Zeitraums auf 7 zusammenschmolz. Diese nannte man alsdann (von küren, wählen) die Kurfürsten. Drei derselben waren die Erzbischöfe von Mainz, Trier und Cöln, zugleich Kanzler von Deutschland, Italien und Burgund; dann wurden es mit ihnen nach und nach der Pfalzgraf des Rheins, zugleich Erz-Truchses (dapifer); der König von Böhmen, als Erzmundschenk; der Herzog von Sachsen, als Erzmarschall; und der Markgraf von Brandenburg, als Erzkämmerer. Diese Würden, mit gewissen Leistungen bei der Kaiserkrönung verbunden, hieß man Erz- (Archi) würden. Im Kleinen ahmten wieder die Fürsten Deutschlands mit ihren Erbämtern, diese Erzwürden nach.

Seitdem die großen und kleinen Lehen erblich geworden waren, wurden auch die Namen von den Besitzungen entlehnt; es kamen zu den sonst gewöhnlichen Rufnamen, die nun meist Vornamen wurden, noch Geschlechtsnamen hinzu, die meistens von den Burgen und

Besitzungen entlehnt wurden. Wer vorher blos Graf Adolf, Heinrich oder Hermann, oder Graf in Winzenburg hieß, nannte sich nun Graf Hermann von Winzenburg; woraus denn erbliche Familiennamen wurden, die auch durch die, zur Zeit der Kreuzzüge üblicher gewordenen Wappen (anfangs blos Auszeichnungen zur Kenntlichmachung, bei geschlossenen Waffen) sich unterschieden. Das Wappen aber wurde dem Unwürdigen zerbrochen; und der letzte eines Geschlechts wurde mit Schild und Helm begraben. Dagegen ließen die großen Reichsvasallen bald wieder ihre Familiennamen z. B. Wittelsbach, Wettin, Anhalt, u. s. w. weg, und nannten sich blos Landgraf Ludwig, Herzog Heinrich, Pfalzgraf Otto von Gottes Gnaden. Aus den Ministerialen bildete sich allmählig ein Hofadel, aus den Vasallen ein Ritterstand. Seit Heinrich der Große den Ungern gegenüber im Deutschen Heer die Reiterei besonders ausbildete, stand, auch schon der theurern Rüstung wegen, der Reiter in höherm Ansehn. Bald wollten die Reichern und Vornehmern, wie die Vasallen, fast nur zu Pferde dienen, und dem Aermern und Geringern überließ man den Dienst zu Fuß. So gab der Reiterdienst eine Art von Ansehn und Adel; der sich immer strenger von den untern Ständen abzusondern trachtete. Die Uebungen, die Heinrich mit seinen schwerfälligen deutschen Reitern anstellte, bildeten später vom Wenden der Pferde und Schwenken der Waffen (tourner) Turniere genannt) allmählig ein Prüfungsinstitut und einen Vereinigungspunkt des berittenen Adels oder der Ritterschaft. Man gelangte nur stufenweis zur Ritterwürde, die, wie sie höhern Adel gab, auch bald dem Adel vorbehalten blieb. Doch verdiente sich auch mancher Bürgerliche den Ritterschlag. Der Edelknabe oder Page wurde Knappe und Schildträger des Ritters, und dann erst nach treuen, tapfern Diensten und nach einer förmlichen Probe seiner Waffenfähigkeit, nach einem Kampf, der bald nur in einem dreimaligen Schwertschlag ausartete, wurde er förmlich, nach vorhergegangenem Beten, Fasten und Genuß des heiligen Sacraments, in den Ritterstand aufgenommen. Er legte dabei das Gelübde ab, stets wahr zu reden, das Recht zu schützen, sein Schwert zur Vertheidigung der Religion,

der Unschuld, der Wittwen und Waisen zu führen. Dabei aber begnügte sich der Schwung noch nicht, den die Gemüther in den Zeiten der Kreuzzüge genommen hatten, wie denn überhaupt die Kreuzzüge noch zum heroischen Zeitalter der Deutschen gehören, welches jede Nation beim Uebertritt zur höhern Cultur durchschreiten muß. Nach Eroberung der heiligen Stadt bildeten sich unter weit strengern, der Kirche angeschmiegten Formen, mit dem Gelübde der Keuschheit, des Coelibats und ewigen Kampfes gegen die Ungläubigen, die Ritterorden der Tempelherrn, und die des Spitales zur Ehre des Johannes des Barmherzigen von Alexandria (Johanniter oder Malteser, 1118) und der Marianer oder deutschen Herrn (1190). Letztere wandten sich nach dem Verlust des heiligen Landes nach Italien und von da unter ihrem Ordensmeister Hermann von Salza nach Polen zur Bekämpfung der heidnischen Preußen, und gründeten den großen Ordensstaat, aus dem nachher das Königreich Preußen hervorgegangen. Dagegen gelangten die erstern (anfangs so arm, daß zwei auf einem Pferde reiten mußten) zu solchem Reichthum, daß sie 1312, des Papstes und des Königs von Frankreich Habsucht reizten und aufgehoben wurden. Die Ritter vom Spital, zuletzt in Malta, bestehen, so wie der deutschen Herren Ritterorden, noch fort. Nach Vorbild dieser Orden entstanden dann fast in jedem Reich Europas ähnliche und so viele, daß der fromme und tapfre Geist jener ersten Vorbilder selten sichtbar blieb. — Doch mache die Lichtseite des Ritterthums, jene Begeisterung, und jener freudige Kampf fürs Göttliche, Rechte und Schöne auch seine Schattenseite nicht vergessen. Es verführte auch zu Rohheit und Brutalität gegen den nicht Ebenbürtigen und Waffenlosen, zum Uebermuth gegen das Gesetz und zur Verachtung alles dessen, was nicht im Kreis des Ritterwesens lag, oder gar feindselig mit ihm zusammenstieß. Mancher Ritter, fern von den Pflichten seines Standes, lebte nur von Streit und Fehde, von Raub und Plünderung, überfiel von seiner trotzigen Burg herab den armen Wanderer, den Bauer und den Städter, warf Knechte nieder, entehrte Frauen, Jungfrauen, Nonnen, und spottete der Ahndung der Gesetze ungestraft. Die schwachen Kaiser vermochten

ihren gebotenen Landfrieden nicht aufrecht zu erhalten, der eingeführte Gottesfriede wurde nicht geachtet, es war kein Recht, als was sich ein jeder selbst verschaffte, oder das Recht des Stärkern, war das stärkste Recht. Man nannte dies das Faustrecht (ein Name, recht geeignet, uns unsre Polizei und Ordnung recht wünschenswerth und heilsam zu zeigen!). Aber noch am Ende dieses Zeitraums trat, wo die offenen Gesetze machtlos gegen die Mächtigen und Großen waren, ein Gericht auf, welches nur bei nächtlichem Dunkel und an geheimer, grauenvoller Stätte furchtbar waltete, und das Frei- oder Fehmgericht hieß. Von Westphalen, wo es zu Dortmund seinen Hauptsitz hatte, (auf rother Erde) verbreiteten sich die Freistühle (so hieß ein solches Gericht, von Wissenden und Freischöffen, unter einem Freigrafen, die alle unter dem Oberstuhlherrn, dem Erzbischof von Cöln standen) fast über ganz Deutschland. Dort galt kein Ansehen der Person, und später erhielten selbst Kaiser die geheimnißvolle Ladung. Wer offener Züchtigung trotzte, zagte hier, weil er die weit verbreiteten Wissenden nicht kannte, und oft bei seiner Frevelthat überrascht, durch ihre Dolche fiel, oder von dem nächtlichen Tribunal verurtheilt, gewiß den Tag nicht wiedersah. —

Aber noch ein wirksameres Gewicht stellte sich bald des Adels Uebermuth und Stolz, der Großen Willkühr, zum Schutz des Friedlichen, ja selbst zur Unterstützung der königlichen Macht, entgegen. Dies war der Bürgerstand. Die Städte, entweder Ueberbleibsel aus der Römer-Zeit, oder als Zufluchtsort gegen Ungern und Slaven entstanden, oder Ansiedlungen unterm Schuze fester Burgen (daher burgenses, Bürger) oder geistlicher Stifter, wurden wegen der Sicherheit, die sie gewährten, bald Sitze der Gewerbe, des Handels und des Wohlstands. Ihr Geld verschaffte ihnen von Geldbedürftigen Fürsten große Freiheiten, vorerst die Befreiung von den landesherrlichen Vögten, nachdem der Leibeigenheits-Stand der Handwerker seit den fränkischen Kaisern nicht allein aufgehört hatte, sondern die Handwerker gleicher Arbeit sich auch in geschlossene Gesellschaften oder Zünfte zusammengethan hatten. Sodann verschafften sich die Städte das Recht der Selbstverfas-

fung, oder Selbstgesetzgebung, Selbstverwaltung, und Selbstgerichtsbarkeit, (Willkühren, Statuten, Weichbildsrechte). Sehr bald zeigten sie den ungestümen stolzen Rittern, daß sie Gewalt mit Gewalt vertreiben könnten, sie übten sich in den Waffen, (die Schießhäuser und Schützenkompagnien mancher alten Städte mögen, zur Belebung des kriegerischen Geistes, in jenen Faustrechtszeiten errichtet worden sein) und vertheidigten ihre festen Thürme und Mauern, oder traten in mächtige Bünde, wie der Rheinische, die Hanse waren, zusammen. Wollte der Adel sich einen guten Tag machen, so stieg er von seinen Burgen nieder in die Städte; dort fand er jegliches Bedürfniß, Trinkstuben, Bade- und Tanzhäuser, und mancherlei Bequemlichkeit, die ihn locken mochte. Bald zogen sich auch wohl Adelige selbst in die Städte und bildeten mit den Vornehmen der Stadt die sogenannten Geschlechter, die meistens mit den Vorstehern der Zünfte (doch nicht ohne langen Streit darüber) die Regierung führten. — Für den Bauernstand, der ganz noch in Leibeigenschaft geschmachtet hatte, eröffnete sich in den Kreuzzügen eine Quelle der Freiheit, weil der mitziehende von jedem Hörigkeitsverhältniß frei wurde. Tausende mochten sich auch freuen, einmal mit Fug und Recht ein Schwert umgürten und dreinschlagen zu dürfen. Andere Leibeigene flohen von dem Lande in die Städte und fanden meist bereitwillige Aufnahme gegen die Verfolger.

Ungemeines Ansehen und große weltliche Macht hatte in diesem Zeitraume die Geistlichkeit erlangt. Sie theilte sich in weltliche und Klostergeistlichkeit. Zu dem Benedictinerorden mit seinen Verzweigungen kamen bald eine Menge anderer, besonders die Bettelorden, die zu den andern Gelübden der Keuschheit, der Clausur (des Zusammenlebens) und des Gehorsams gegen die Obern, auch das der Armuth übernahmen, und sich von milden Gaben ihre Tage fristeten. Dahin gehören die Dominikaner- oder Predigermönche, die Lehre und Ketzerbekehrung (auch wohl Verfolgung durch das furchtbare Institut der Inquisition, die glücklicherweise in Deutschland, wo ein Graf von Sayn den ersten Ketzermeister Conrad von Marburg erschlug, wenig Beifall fand) zum Hauptgeschäft sich machten; die Franziskaner, die Car-

melITer, Augustiner. Außerdem der finstere Orden der Karthäuser. Der Uebrigen beschauliches, anstrengungsloses Leben schuf ihnen großen Zulauf; so, daß auch viele vom weiblichen Geschlecht unter solchen Regeln zusammen traten und Nonnenklöster stifteten. Auch brauchte man anfangs, um Mönch zu werden, nichts weniger als Gelehrsamkeit. Die Mönche wurden treue Anhänger des Papstes und eine Art von geistlicher Armee; wohin das Schwert nicht reichte, dahin kam der Mönch, und predigte den Bann und Interdikt, und hatte stets das Volk auf seiner Seite. Klöster wurden immer zahlreicher, sie zehrten einen guten Theil des Landes auf, zu dessen Cultur und Urbarmachung sie anfangs trefflich beigetragen hatten. Sie bereicherten sich durch Schenkungen aller Art, die, weil der geistliche Besitzer nicht wie der weltliche ausstarb und theilte, bald ins ungeheure wuchsen. Die Geistlichen der Domkirchen, welche seit Karl dem Großen nach Chrodegangs Regel (canon, daher canonici, Domherren) nach Art der Mönche, in besondern Häusern zusammen lebten, und des Gottesdienstes an der Domkirche zu warten hatten, verließen bald ihre gemeinschaftlichen Wohnungen, theilten die Einkünfte ihres Hauses und pflegten in Privathäusern ihrer Bequemlichkeit. Mit dem Reichthum der Geistlichen stieg leider häufig ihre Anmaßung und Verderbtheit. Längst dünkten sich die Erzbischöfe, Bischöfe und Aebte mancher Klöster den Fürsten gleich, oder über diesen, und wollten nur vom Papst in Rom abhängen. Des Heiligen warteten bei weitem nicht mehr alle. Aber Spiel, Jagd, Trinkgelag, Krieg, Umgang mit Weibern, nahm ihre Aufmerksamkeit in Anspruch; Stellvertreter (Vikare) und niedere Geistliche mußten für sie arbeiten. Viele umgaben sich mit Vasallen und Ministerialen, und selbst ein Kaiser, wie Friedrich Barbarossa, bequemte sich, für Kirchenleben Truchseß eines Bischofs von Bamberg, oder Vasall des Wormser Bischofs zu werden. Große, oft fürstliche Vorrechte, eigene Gerichtsbarkeit, Münzrecht, Zölle, Steuerfreiheit wußten sie sich zu verschaffen. Wie der Papst im Großen, übten sie den Bann im Kleinen, und waren meist geschäftige Verbreiter päpstlicher Straffentenzen, die, wie das Interdikt, oft ganze Länder trafen. In einem solchen Lande schwie

gen dann die Glocken und die Orgeln, keinen Kranken oder Sterbenden erquickte geistlicher Zuspruch, kein Todter wurde mit seinen Ehren in geweihter Erde bestattet, kein Sakrament der Taufe, Absolution, kein Abendmahl gespendet; verschlossen blieb die Kirche, und nur im Innern der Klöster und Kirche wurde, der Außenwelt unzugänglich, der Gottesdienst gehalten. Wurde wegen eines in den Kirchenbann verfallenen Fürsten das Interdikt verhängt, so mußte sich jeder Geistliche, der bei ihm war, von ihm trennen; alle Lehen zog die Kirche zurück; der Unterthan wurde vom Eide der Treue losgesprochen, wie einen Verpesteten sollten alle den Fürsten meiden. Allein allmählich gewöhnte man sich an diese, viel zu häufig verhängten Strafen; verwilderte, indem man es bequemer fand, die Kirche nicht mehr besuchen zu dürfen. Auch das canonische oder Kirchenrecht erhöhete das Ansehn der Geistlichen sehr, seitdem man die Kirchengesetze (decretalen) der Päpste gesammelt und Handbücher des geistlichen Rechts darüber gemacht hatte.

Bald nach diesem kanonischen Recht, kam auch das altrömische Recht nach Deutschland, seitdem der berühmte Irnerius oder Werner, ein Deutscher, an der Hochschule zu Bologna, über die wieder aufgefundenen römischen Rechtsbücher lehrte. Außerdem galt noch alte Rechtsgewohnheit, die fürs nördliche Deutschland in einer Privatsammlung, dem Sachsenspiegel Epkos von Repkow, und für Süddeutschland und die Rheinlande in dem Schwabenspiegel im 13. Jahrhundert gesammelt wurden. Ueber den Namen erklärt sich Epko selbst in der Vorrede: „Ein Spiegel der Sachsen — Soll dies Buch sein genannt — Darin der Sachsen Recht ist bekannt — Gleich als in einem Spiegel die Frauen — Ihr klares Angesicht pflegen zu schauen — Alle Leut vermahn ich dazu — Daß sie dies Buch nützen so.“

Die Wissenschaften waren damals fast ausschließlich, bis Deutschland 1348 seine erste Universität zu Prag erhielt, in den Händen der Geistlichen. Schulen gab es bei den Domstiftern und Klöstern. Besonders zeichneten sich die zu Reichenau, Prüm, Corvey, Hersfeld, Lüttich, Bamberg, Würzburg, Fulda aus. Wenn ein Karl der Große und Otto I. erst als Kaiser schreiben

lernten, so durfte man wohl von den untern Ständen noch weniger erwarten. Doch verdienen eben die Klöster und Stifter als Rettungsanstalten der Gelehrsamkeit großes Lob. Was wäre ohne sie nicht alles verloren gegangen? Großen Einfluß auf die Art zu studiren hatte der durch die Araber, den Franzosen und Deutschen bekannt gewordene Aristoteles; indem man seine Schriften erklärte und darüber disputirte, vermeinte man in der Dialektik und sophistischen Spitzfündigkeit die Quelle der Weisheit gefunden zu haben. Man trieb gewöhnlich das sogenannte Trivium, (daher Trivialschulen später niedere Schulen hießen) Grammatik, Dialektik und Rhetorik; dann ging man zum Quadrivium über, zur Musik, Arithmetik, Geometrie und Astronomie (die aber meistens in Astrologie ausartete). Doch findet man in diesem Zeitraume schon eine Reihe Gelehrter und Schriftsteller, ohne welche schwerlich im fünfzehnten Jahrhundert die Wissenschaften hätten auch in Deutschland so schnell aufleben können. So findet man im 9. Jahrhundert einen Rhabanus Maurus, Alcuin und Ottfried; im zehnten die berühmte Gandersheimer Aebtissin Roswitha, die unter andern 6 kleine lateinische Lustspiele schrieb, damit nur ihre Nonnen den schlüpfrigen Terenz nicht lesen möchten; im 11. den Wittekind von Corvey, den großen Astronom und Geometer Gerbert (als Papst Sylvester II.), so den Bischof Ditmar von Merseburg († 1018) und Graf Hermann den Gebrechlichen und den fast classischen Lambert von Aschaffenburg; im 12. den Bischof Otto von Freisingen und den Priester Helmold als Geschichtschreiber ausgezeichnet. Freilich spukte noch mancher Unsinn dicht neben den unschätzbarsten Stellen, und alles, selbst die Geschichte, hatte einen theologischen Anstrich. So erzählt Gervasius (in seinen, dem König Otto IV. zugeschriebenen Nebenstunden: otia imperialia.) „In Aegypten giebt es zwölf Schuh hohe Menschen, die keinen Kopf, sondern Augen und Mund auf der Brust haben.“ u. s. w. Nach Karl dem Großen sorgte kein Kaiser so für die Wissenschaften, wie der edle Hohenstaufe, Friedrich II. (der selbst Dichter und Schriftsteller war), aber die traurige Zeit politischer Verwirrung, (das Interregnum) die auf ihn folgte, verwischte

vieles wieder, oder hinderte es wenigstens im fröhlichern Gedeihen.

Nur zwei Künste standen, und seltsam eben in der finstersten und wildesten Zeit im hellsten Lichte und in schönster Blüthe, die Baukunst und die Dichtkunst; obgleich auch andere, wie Musik (die zu den sieben freien Künsten mit gehörte), die Kunst in Gold und Silber zierlich zu arbeiten u. a. manchen Meister hatten. Die altdeutsche Baukunst, (fälschlich die gothische oder gar sarazenische genannt) die so viele andere Kenntnisse schon voraussetzt, wurde durch ganze umherziehende Gesellschaften von Baukünstlern getrieben, die unter sich verbrüdert, zunftmäßig ihre Meister, Gesellen und Lehrlinge hatten. Die heilige oder kirchliche Baukunst jener Zeit ist uns in den Domen und Münstern von Strasburg, Cöln, Wien, an denen Jahrhunderte gebauet wurde, (am Strasburger Münster von 1015 — 1438) und vielen andern noch sichtbar; der plumpe Gaffer sieht nur ungeheure Steinmassen und mißt die Höhe; dem sinnigen Beschauer reden sie und sprechen ihm die Lehre aus, daß zu allen Zeiten der Mensch sein höchstes, was er glaubt, auch äußerlich am meisten ehren wollte, und daß nichts zu groß und schwierig sei, was nicht deutscher Fleiß und frommes Vertrauen auf Gott vollführen könne. Sinnvoll wölbt sich in jenen heiligen Hallen über den hohen Spitzbögen der schlanken Säulen und Fenster der ungeheure Dachstuhl, wie der Himmel über der Erde; sinnvoll schaut von Osten her, wo der Heiland lehrte, litt und starb, der hohe Altar hernieder; sinnvoll steht die Kirche auf der Kreuzesform, und trennt, wie Staat und Kirche, sich in Chor und Schiff.

Aber auch die Dichtkunst mußte in einer Zeit bei einem sinnigen Volke, das in seiner Blüthe, wie das deutsche stand, besonders blühn, wo, wie in den Kreuzzügen, Religion, wo Ritterthum, wo Ehre und Ruhm und Liebe sich so oft vereinten, und manches Glorreiche vollbracht ward, manches Wunder noch dem Glaubenden verkündigt wurde. Diese Zeit entfaltete, nachdem im südlichen Frankreich, in der Provence, die ersten Liederfinder (troubadours, von trouver) entstanden waren, auch im südlichen Deutschlande die Gabe des Gesanges,

und schuf, weil man häufig von der Minne oder Liebe sang, die sogenannten Minnesänger des 12. und 13. Jahrhunderts. Man zählt deren gegen 140, und selbst Kaiser und Könige darunter. Einige der berühmtern waren, Heinrich von Veldeck, (der die Aeneide, wie Albrecht von Halberstadt Ovids Epos bearbeitete) Wolfram von Eschilbach, Ofterdingen, Walther von der Vogelweide, Gottfried von Strasburg u. s. w. Ihre Werke sind zum Theil noch vorhanden, und oft ist man von der Zartheit der Gedanken, und der Lieblichkeit der Worte überrascht. Die berühmteste der deutschen Dichtungen aus dem Mittelalter ist der Sagen-Cyclus, der in dem Nibelungen-Epos besungen ist, dessen Sänger und Ordner man aber nicht mehr kennt. Eine glänzende Sängerversammlung hielt sich unter dem Landgraf Hermann von Thüringen auf der Wartburg auf, und da man poetische Wettstreite anstellte, (und einmal gar das Leben einsetzte) so nannte man diesen Sängerkampf: den Krieg auf der Wartburg (1207.) Der deutschen Poesie war seit ihrem Entstehen der Reim eigen, (der sogar oft auf lateinische Verse übertragen wurde). Als Probe der Sprache jener Zeit, stehe hier der Anfang des Nibelungenlieds:

Uns ist in alten mären wunders vil geseit,
von helden lobebären, von grozer arebeit,
von fröden und hochgeziten, von weinen und von chlagen
von chuoner rechen (helden) striten muget ir nu wunder horen sagen.

So begegnen sich in Einem Volke, und zu Einer Zeit, Rohheit und Zartheit, Empfänglichkeit fürs Große und Schöne, und wieder Egoismus und Barbarei der Sitten; Wissenschaft und Ignoranz; die Künste des Friedens und die Zerstörungen des Kriegs. Der Nationalcharakter der Deutschen, wenn man die Zähler so vieler Erscheinungen unter Einen Nenner bringen darf, war unstreitig noch ziemlich roh, aber kräftig, und vielfachen Eindrucks, vielfacher Bildung fähig. Krieg und Jagd, Schmaus und Spiel waren treue Begleiter des Deutschen durch zwölf Jahrhunderte geblieben; bieder, gastfrei war und blieb der Deutsche; tapfer in der ungelenken, schweren Rüstung, darum ein Grieche die

Deutschen wohl Säulen von Erz nennen konnte; er liebte das derbe, kerngesunde in Sprache und Sitte, und tauschte erst für eignes Blut viele fremde Bedürfnisse und Laster ein. Viel ließe sich noch über das Gerichtsverfahren (wo der Grundsatz noch immer galt, daß jeder nur von seines Gleichen gerichtet werden könne), vom Handel, der allmählig aus den Händen der Juden und Cowertschen (aus Cahors in Guienne) in die Mauern reicher deutscher Städte kam, von Kriegsart und Waffe, von Sitte, Tracht und Gebrauch, von Kunstfleiß und Gewerbe sagen, aber vorerst genüge dies, und fodere zum Studium der größern Werke auf, da sich der Geist und das innere Leben eines großen Volks in den kleinen Raum eines solchen Büchleins schwerlich bannen läßt. —

Mittlere Geschichte.

II. Abschnitt. Von Rudolfs Regierungsantritt bis zur Reformation.

1273 — 1517.

Nachdem König Richard 1273 in England gestorben war, wo er schon seit 3 Jahren unbekümmert um des deutschen Reiches Noth und Verwirrung mit seiner schönen deutschen Gemahlin wieder lebte: gedachten die deutschen Fürsten ernstlicher an eine Königs-Wahl, welche Deutschland einen kräftigen und doch auch keinen zu mächtigen und damit ihrer und der allgemeinen Freiheit gefährlichen Herrscher geben sollte. Darum hatte man auf den böhmischen König Ottokar, den noch Richard mit Oestreich, Steiermark, Kärnthen und Krain belehnt hatte, trotz seiner Bewerbung um die Krone keine Rücksicht genommen. Zur rechten Zeit aber gedachte Werner, Erzbischof von Mainz, daß ihn einst der biedere und tapfere Graf Rudolf von Habsburg das Geleit von Straßburg bis an die Alpen gegeben habe, und warb für ihn die Stimmen der übrigen Kurfürsten. Nur Böhmen wurde zur Wahl nicht zugelassen. Rudolf stammte von

Eticho, Herzog des Elsaß (660) ab, und war durch diesen mit den Merovingern im Frankenreich verwandt. Sein Geschlecht war nach und nach wohlhabend und mächtig geworden und besaß die Grafschaft Habsburg, einen großen Theil des Zürichgaues, Kyburg, Lenzburg, die obere Landgrafschaft Elsaß und sonst bedeutende Güter in Schwaben und der erst später sogenannten Schweiz. Kaum traute er seinen Ohren, als sein Schwager, der Nürnberger Burggraf Friedrich, ihm vor Basel, das er eben belagerte, seine Wahl kund that. Zu Achen wurde er gekrönt. Hier schon zeigte er, daß der Geist seines großen Taufpathen, des Kaiser Friedrich II. auf ihm ruhe. Der Scepter fehlte zur Belehnung der Fürsten. Es schien ein böses Omen. Rasch riß er vom Altar das Crucifix, da ein Zeichen durch welches die Welt erlöset sei, wohl das Scepter ersetzen könne. Er befestigte sich auf seinem Thron durch Verheirathung seiner Töchter an Deutschlands Kurfürsten, und durch Bezwingung Ottokars, der ihn nicht anerkennen wollte, und endlich in einer Schlacht bei Wien blieb, (1278) worauf dann Oestreich, Steiermark und Krain dem Sohne Rudolfs, Albrecht, mit Willen der Kurfürsten gegeben wurde. So gründete sich Rudolf neber seinen Erbländern eine schöne Hausmacht, und Oestreichs noch jetzt regierendes Herrscherhaus beginnt mit ihm.

Seine Politik war nur auf Deutschland gerichtet; Italien verglich er einer Löwengrube, in welche zwar viele Spuren hinein, aber nur wenige heraus führten. Dem Papste bestätigte er daher alle frühere Schenkungen und Ansprüche, belehnte König Karl von Neapel und Sicilien mit der Provence, und unterließ auch den versprochenen Zug nach Palästina, wo um 1291 mit Ptolemais der letzte Rest des christlichen Königreiches unterging. Desto thätiger war er für sein Deutschland. Den Adel ließ er einen fünfjährigen Landfrieden beschwören; dann zog er im Reich herum, und strafte dessen Uebertreter. In Thüringen allein zerstörte er 60 Raubnester, und 29 Raubritter von Adel wurden hingerichtet. Dem unruhigen Graf Eberhard von Wirtemberg, dessen Wahlspruch war „Gottes Freund und aller Welt Feind" belagerte er in Stuttgard, und zwang ihn die Mauern, auf die er trotzte, niederzureißen. Auch saß

er selbst häufig zu Gericht, und entschied mit seltnem Geist und Scharfsinn. Am liebsten verglich er die streitenden Parteien. Viele in dem Interregnum entrissene Güter brachte er ans Reich zurück. Allein seinen kräftigen Scepter mochten manche zu schwer gefühlt haben, als daß sie seinen Lieblingswunsch gewährt hätten, seinen Sohn, den rauhen Albrecht zu seinem Nachfolger zu erwählen. Der biedere Rudolf starb 1291, und man ehrte lange noch sein Andenken in dem Sprichwort: er hat Rudolfs Redlichkeit nicht. Sein ansehnliches schönes Aeußere bedurfte fremdes Schmuckes nicht; ein grauer grober Rock, und ein schlechtes Wamms, das er oft vor seinen Soldaten selbst sich ausbesserte, waren seine Tracht. Aber dieser schlichte Mann hat Deutschland sich selber wieder gegeben.

Der schlaue Erzbischof Gerhard von Mainz wußte seinen Vetter Graf Adolf von Nassau, einem ritterlichen aber armen Herrn, der nicht einmal die Krönungskosten bezahlen konnte, unter dessen Regierung aber Gerhard das Meiste zu gelten hoffte, die Kaiserkrone zuzuwenden, indem er jedem der Wahlfürsten gerade den als Throncandidat vorschlug, der jedem der verhaßteste war; worauf ihm alle gern die Ernennung überließen, wofern sie nur eben einen andern träfe. Gern wäre Adolf in seines Vorgängers Fußstapfen getreten, aber weder die innere Beruhigung des Landes noch die Erwerbung einer größern Hausmacht wollte ihm gelingen, wozu er sich die Landgrafschaft Thüringen ausersehen hatte. Mit englischen Hülfsgeldern, (ihm von Eduard I. gegen den König Philipp IV. von Frankreich gezahlt, der auch von dem ehemaligen Königreich Burgund viele Stücke dem deutschen Reiche entfremdete) kaufte er zwar dem Landgraf Albrecht dem Unartigen sein Thüringen ab, bemächtigte sich auch Freibergs vermittelst einer geöffneten Schleuse, konnte sich aber gegen Albrechts tapfere Söhne, Friedrich den Gebissenen und Diezmann, um so weniger behaupten als auch sein anfänglicher Beschützer, der Erzbischof von Mainz allmählig seine Hand von ihm zog. Dieser merkte nämlich bald, daß Adolf sich nicht als Puppe von ihm leiten lassen wolle, ja vieles nicht erfülle, was er dem Erzbischof auf Kosten des Reichs versprochen hatte. Darüber entrüstet, brachte er noch

mehrere Fürsten auf seine Seite, Albrecht von Oestreich rückte mit einem Heere an den Rhein, und nun wurde Adolf vor ein förmliches Fürstengericht dreimal geladen und als er nicht erschien, abgesetzt, und Herzog Albrecht von Oestreich zum römischen König gewählt. Adolf verzagte nicht; er wollte ritterlich um seine Krone kämpfen, unweit Worms (1298) stießen beide Gegner aufeinander. Adolfs rascher Muth führte ihn zu tief unter die Feinde; er stürzte mit dem Pferde, verlor, verletzt den Helm, und traf nun seinen Gegner selbst, der ihn schwer in den Kopf verwundete, während der Raugraf ihn durchbohrte, und Pferde den sich in seinem Blute wälzenden sodann zertraten. Nach andern fiel er von Albrechts eigner Hand; dem es noch nicht ahnete, wie bald ein Aehnliches ihn selber treffen würde.

Herzog Albrecht von Oestreich wurde nun noch einmal feierlich gewählt und gekrönt, und nur der Papst wollte ihn anfangs als Einäugigen, und als Mörder Adolfs nicht anerkennen; ergänzte aber später diese Mängel aus päpstlicher Machtvollkommenheit. Der harte Fürst, mit dem seine eigenen Unterthanen bis zu Aufständen unzufrieden waren, sah seine meisten habsüchtigen Plane scheitern; so mislang die Erwerbung der Grafschaften Holland, Seeland, und Friesland; so die Erwerbung Böhmens, durch den Tod seines Sohnes Rudolpf, den er den Böhmen zum Könige gegeben; so die Erwerbung Thüringens durch die Schlacht bei Lucca, unweit Altenburg; so machte er sich die vier rheinischen Kurfürsten, von Pfalz, Mainz, Trier und Cöln zu Feinden, weil er ihnen ihre neuen Rheinzölle entriß (wofür der Mainzer Erzbischof ganz unverholen sagte: „er habe noch mehrere Könige in seiner Tasche); und endlich scheiterte auch die Verwandlung der nur dem Reiche untergebenen, freien Landschaften Helvetiens in ein östreichisches Herzogthum, an dem schlichten Freiheitssinne jener Bergbewohner. Gerade der Druck, den Albrecht durch die Reichsvögte, die er ihnen setzte, durch einen Geßler, Beringer von Landenberg, gegen sie ausüben ließ, brachte sie zu dem Entschluße, die Vögte zu verjagen und Gewalt mit Gewalt abzutreiben. Bald erschoß Wilhelm Tell in gerechter Sache den Geßler, bald jagten dreißig edle Schweizer aus den Waldstätten, Walther Fürst von At-

tingbausen, im Lande Uri, Arnold an der Halden im Melchthal Unterwaldens, und Werner Stauffacher von Schwyz an der Spitze, auf dem Rütli, warben immer mehr Genossen, erstiegen am Neujahrstag 1308 die Burgen ihrer Peiniger, und trieben sie, doch ohne Blut zu vergießen, nach geschworner Urfehde aus ihren Marken. Aber sie erneuerten auch die alten Bündnisse, um Albrechts Zorn mit Männermuth begegnen, und der neuen Freiheit dauernd sich erfreuen zu können. Doch seiner Rache kam der Tod zuvor; er fiel durch seinen Neffen, Johann von Schwaben, dem er sein Erbe vorenthielt, an der Reuß ermordet (1. Mai 1308).

Nun fiel die Wahl der Fürsten auf den mindermächtigen Heinrich Graf von Luxemburg. Heinrich VII. (1308 — 1313) hatte sich schon als Graf durch seine Gerechtigkeitsliebe, seine Strenge gegen Räuber, und seine Fertigkeit in ritterlichen Künsten ausgezeichnet. Den Böhmen, die mit ihrem König (Heinrich von Kärnthen) unzufrieden waren, gab er seinen Sohn Johann zum König, und brachte so ein schönes Erbland an seine Dynastie, den Schweizern aber bestätigte er klüglich ihre Freiheiten. — Nach Italien, wohin seit 60 Jahren kein deutscher König gekommen war, und wo sich überall die Parteien der Welfen und Gibellinen (auch unter andern Namen) befehdeten, machte er leider wieder einen Zug. Zwar suchte er beide Theile zu versöhnen; zwar erlangte er 1311 zu Mailand die eiserne oder lombardische, und zu Rom (1312) die kaiserliche Krone; aber als er gegen den König Robert von Neapel (den Freund der welfischen oder päpstlichen Partei) zu Felde ziehen wollte, starb er plötzlich zu Buonconvento (die Sage will, ein Dominikaner habe ihm im Abendmahle Gift gereicht, das er aus Frömmigkeit nicht wieder von sich brechen wollte) am 24. Aug. 1313.

Zwei mächtige Parteien, die Häuser Oestreich und Luxemburg, beide mit großem Anhange, stritten jetzt in Deutschland um die Krone, und wählten, da keine nachgeben wollte, zwei Könige zu gleicher Zeit; die Luxemburgisch-bairische, den Herzog Ludwig von Baiern (1314—1347); die östreichische, den Herzog Friedrich den Schönen von Oestreich (1314 — 1330). Beide wurden, ersterer zu Achen, letzterer zu Bonn, gekrönt,

und jeder hatte so ziemlich gleich viel Stimmen und gleiche Macht in seine Waagschale zu legen; die Städte und die Schweizer waren für Ludwig, der Adel meist für Oestreich. So entstand ein achtjähriger innerer Krieg; Friedrichs Stütze war sein kriegerischer Bruder Leopold, die Blume der Ritterschaft genannt, der aber seine Kraft und seinen Ruhm durch eine Niederlage sehr schwächte, welche er 1315 von den Schweizern („den Bauern, die er mit dem Fuß zertreten wolle") bei Morgarten erlitt. Im engen Paß griffen 1300 das große Heer des Adels und der Reisigen mit herabgewälzten Felsen, mit Keulen, Morgensternen und Hellebarden an, brachten Verwirrung unter die Reiterei, warfen diese aufs Fußvolk; wer nicht blieb, fand nur in schimpflicher Flucht sein Heil; so auch der stolze Leopold.

Die Entscheidung in Deutschland beruhte gleichfalls auf dem Schwerte, zumal da der lasterhafte Papst Johann XXII., der Sohn eines Schuhflickers aus Cahors in Guienne, beide Könige, als ohne seine Einwilligung gewählt, nicht anerkannte. Im kleinen Krieg zog Ludwig, der aus Unmuth fast die Krone nieder gelegt hätte, meist den Kürzern; aber in einer Hauptschlacht (1322) bei Mühldorf in Baiern, wo Friedrich, ohne Leopold abzuwarten, losschlug, gewann Ludwig durch den kriegserfahrnen Seifried Schweppermann, aus der Gegend von Nürnberg, den Sieg und nahm seinen königlichen Gegner selbst gefangen, und schickte ihn nach Trausnitz in der Oberpfalz, doch in fürstliche Haft. Bekanntlich ehrte Ludwig seinen tapfern Feldherrn hoch, und gab ihm, beim Essen, nach der Schlacht, zwei Eier, während auf ihn selbst, und jeden Andern nur eines kam. Die Eier kamen dann ins Schweppermannsche Wappen, und Ludwigs Wort: „Jedem ein Ei, dem frommen Schweppermann zwei" in die Inschrift seines Grabes.

Der Sieger Ludwig wurde aber seines Sieges wenig froh. Der Papst, dessen Feinden in Italien er Hülfe zugeschickt, that ihn in den Bann, und hetzte die Fürsten gegen ihn auf. Darum beschloß Ludwig, sich mit dem Hause Oestreich auszusöhnen, und ließ seinen Gegner frei, wenn er der Königswürde sich entschlagen und Leopold und den Papst für Ludwig gewinnen wolle,

wo nicht, sich wieder in der Haft einzustellen, (1325). So lieb aber dem unglücklichen, und im Kerker ganz trübsinnig gewordenen Friedrich seine Freiheit war, und die Rückkehr zu seiner edeln Elisabeth, die sich um ihren Gatten blind geweint hatte: so redlich hielt er Wort, und kehrte in die Haft zurück, da er Ludwigs Feinde nicht zu dessen Anerkennung bewegen konnte. Solche edle deutsche Treue rührte auch den König Ludwig; er umarmte seinen Gegner, aß und schlief mit ihm, und wollte die Herrschaft mit ihm theilen (wogegen sich aber die Fürsten setzten); ja er übertrug dem Oestreicher den Schutz des Baierlandes, als er in Geschäften abwesend sein mußte. Der edle Friedrich folgte auf dem Guttenstein seiner vorausgegangenen treuen Elisabeth im Tode nach, 1330, und Ludwig wurde jetzt (bis auf den Papst und das Haus Oestreich) von allen anerkannt.

Noch während jener Händel, hatte er die Markgrafschaft Brandenburg seinem Sohne Ludwig zugewendet (1323), und nach dem Vergleich mit Friedrich, einen Zug nach Italien (1327) unternommen, wo er beide Kronen erhielt und einen andern Papst an Johanns Stelle setzen ließ. Von weitern Unternehmungen hielt aber den Kaiser sein Geldmangel ab; er mußte eilig, und unter großen Gefahren, nach Deutschland zurück, nachdem er in dem berühmten Vertrage von Pavia, (1329) Baiern, zwischen sich und den Söhnen seines Bruders, des Pfalzgraf Rudolf, getheilt hatte. Aber in Deutschland empfing ihn eine furchtbare Bannbulle des Papstes, der sogar ganz Deutschland mit dem Interdikt belegt hatte, was auch dessen besserer Nachfolger Benedikt nicht zurücknehmen durfte, weil er, so wie seine Vorgänger seit 1305, zu Avignon zu residiren gezwungen, in der Gewalt der Könige von Frankreich war, welche die Streitigkeiten in Deutschland nährten, um, wenn es auch mit der Krone selbst nicht glückte, doch überwiegenden Einfluß auf dies Reich zu haben. Als aber alle Unterhandlungen und alle Beweise, die Ludwig von seiner Rechtgläubigkeit beibrachte, so gut wie früher bei Friedrich II. und Innocenz vergeblich waren, gingen den Deutschen selbst die Augen auf, und die Kurfürsten (nachdem auf einem allgemei-

nen Reichstage zu Frankfurt (1338) die päpstlichen Verfügungen gegen Ludwig und das Reich für ungültig erklärt worden waren), schlossen zu Rense am Rhein noch besonders einen Kurverein, (1338) um ihre Rechte zur Königswahl, gegen die päpstlichen Anmaßungen festzusetzen, und alle Einwilligung und Bestätigung des Neugewählten, von päpstlicher Seite, für unnöthig zu erklären. Auch in der Vergrößerung seiner Hausmacht war er glücklich, wenn jene auch nicht immer ohne Willkür und Machtstreiche eingeleitet wurde; denn außer Brandenburg, erwarb er 1340 die Länder Heinrichs von Niederbaiern, (dem er 1333 in Augenblicken, wo er an dem Glück verzweifelte, die Krone hatte abtreten wollen), ohne seiner Vettern dabei zu gedenken; so schied er eigenmächtig die berühmte Margarethe von Tirol, (von ihrem Schloß, die Maultasche beigenannt) von ihrem böhmischen Gemahl, Johann Heinrich, und gab sie seinem Sohne, Markgraf Ludwig von Brandenburg, uud brachte mit ihr Tirol an sein Haus; und endlich erlangte er auch durch seine Gemahlin die erledigten Länder Holland, Seeland, Friesland und Hennegau; so, daß er wenigstens in Bezug auf sein Baiern, ein Augustus oder Mehrer des Reiches wurde, aber durch alles dies sich eben wenig Freunde machte. Endlich stellten gar seine Gegner, mit Papst Clemens VI. an der Spitze, ihm den Sohn des unruhigen und abenteuerlichen Johann von Böhmen, den Markgraf Karl von Mähren, als Gegenkönig auf (1346). Doch behauptete sich Ludwig bis an seinen Tod, der auf einer Bärenjagd, bei Fürstenfeld, unweit München, so plötzlich erfolgte, (11. Oct. 1347) daß viele an Vergiftung glauben wollten. — Ihm bleibt der Ruhm, mit Kraft der Hierarchie entgegengekämpft, und sie dauernd erschüttert zu haben; der Ruhm einer kräftigen, und seinem schönen Aeußern entsprechenden Individualität, die, in Tagen des Friedens, gewiß fürs Reich höchst segensreich gewaltet haben würde, wo eine größere, politische Haltung und Consequenz leichter durchzuführen gewesen wäre. Zwei große Maximiliane, spätere Nachfolger in Baiern, errichteten ihm, der eine auf der Kaiserwiese, wo er starb, eine einfache Spitzsäule; der andere in der Kirche zu unsrer lieben Frau in München, ein prächtig Monument. Den

furchtbaren Bann, in dem er starb, wird der höhere, gerechte Richter der Könige und Päpste, gelöset haben.

Im Aeußeren wie im Innern Ludwigs Widerspiel war Karl (IV.) 1347 — 1378, der nun allein regierte, aber bald durch die ihm feindselige Bairische Partei, in dem tapfern und achtbaren Günther, Graf von Schwarzburg, 1349, einen Gegenkönig erhielt, der jedoch wenige Monate nach seiner Wahl (wahrscheinlich an einem Successionspülverchen) verstarb. So landesväterlich Karl für sein Erbkönigreich Böhmen sorgte, (wozu damals noch Mähren und Schlesien gehörte, und wozu er noch beide Lausitzen, die Oberpfalz und die Mark Brandenburg erwarb), in dem es unter ihm seine blühendste Zeit hatte, eine Universität und die kaiserliche Residenz zu Prag, einen Erzbischof und mehrere Bischöfe erhielt, und durch der Elbe und Moldau Schiffbarmachung, durch Handel, Gewerbe und Bergwerke, immer wohlhabender wurde; desto stiefväterlicher war Karl IV. gegen das deutsche Reich, für welches er nur durch das erste deutsche Reichgrundgesetz der goldnen Bulle, damit dauernd sorgte, daß das, so oft unter verschiedenen Linien Eines Hauses zwistige, Kaiserwahlrecht der sieben Fürsten festgesetzt, und andern Unordnungen vorgebeugt wurde. Aber auch darin sorgte Karl nur für sich als Kaiser und als Kurfürst, und war der erste, der gegen sein eigenes Gesetz sündigte, indem er die Wahlstimmen für seinen Sohn mit theuerm Geld erkaufte. Die Seele seines Daseins war Egoismus; was ihm nicht Macht und noch lieber Geld eintrug, war für ihn nicht da. Darauf lief auch seine ganze Klugheit als Reichsregent hinaus. Nach Italien schlich er, wie der Fuchs zum Hühnerhofe, scharrte überall Geld zusammen, verkaufte große Rechte des Reichs, empfing in Mailand, wo er das mächtige Haus des Visconti begünstigte, und zu Rom die Königs- und die Kaiserkrone (so wie später zu Arles die burgundische Krone); stahl sich aber, so hatte er es dem vorsichtigen Papst versprochen, aus der Römer Stadt noch am Tage seiner Krönung, unterm Vorwand einer Jagd heraus, ohne sich um seine Rechte in derselben zu bekümmern und manchen auf der Reise erlittenen Schimpf zu achten. Nicht ehrenvoller lief auch ein zweiter Zug nach Italien ab, wohl aber höchst ein-

träglich für seinen Beutel, und Geld war seine Ehre! Darum konnte er auch wohl seinen Krönugsmantel und seine Kaiserkrone versetzen, und sich Schulden wegen zu Worms von einem Fleischer arretiren lassen. Für Geld nahm er Standeserhöhungen vor, und führte auch den Briefadel ein, der des Adels Ansehn bald sehr erschüttern mußte. Böhmen und Schlesien kamen nach seinem Tod an seinen ältesten Sohn Wenzeslav, dessen Wahl zum römischen König dem Vater schweres Geld gekostet hatte; Brandenburg an Kurfürst Sigismund, den zweiten; die Niederlausitz, Görlitz und Schweidnitz, an Johann, den dritten Sohn. So endete 1378 eine Regierung, die sich anfangs selbst durch Erscheinungen in der Natur, wie ein furchtbares Erdbeben in Deutschland, eine Pest, die ganz Europa durchzog und der schwarze Tod hieß, angekündigt hatte (1347). Dies, wie zehn Jahre früher, eine ungeheuere Wolke Heuschrecken, die alles auffressend, Hungersnoth erzeugt hatten, brachte die Secte der Flagellanten oder Geißler auf, die halb nackt in Gesellschaft Stadt und Land durchzogen, und sich blutig geißelten, um so den sichtbaren Zorn des Himmels abzubüßen. Wie bei den Kreuzzügen, folgten auch Kinder diesem Beispiel nach. Dabei verschmähten die Geißler aber Diebstahl, Unzucht und jegliches Laster nicht, und mußten endlich mit Bann und Schwert bekämpft werden. Auch fing man an, die schon so genug gedrückten Juden aufs schrecklichste zu verfolgen, und zu morden, weil sie (durch Vergiftung der Brunnen?) die Pest veranlaßt hätten.

Leider kamen mit König Wenzel (1378 — 1410) und seinem Bruder Sigismund (1410 — 1437) zwei Fürsten auf den deutschen Thron, die freilich einer wichtigen Entwicklung der Zeit, wie sie damals sich vorbereitete, gar nicht gewachsen waren, und für ihre politischen Mißgriffe nicht einmal durch große Privattugenden entschädigten. Denn erstlich wogte das Faustrecht mit allen seinen Gräueln wieder auf; die Macht vereinter Städte Schwabens und am Rhein, welche auf 41 an der Zahl anwuchsen, stellte sich Verbindungen von Rittern entgegen, die nach ihren Abzeichen, oder Stiftern, oder Heiligen, sich die Löwen-, Hörner-, S. Wilhelms-, St. Georgs-, Falkenritter, oder der alten Minne

(wie in Hessen) nannten. Alles Anzeigen tief daniederliegender Reichs-Ordnung und Verwaltung! Endlich trat auch in der Kirche ein großes Schisma ein, indem zu Rom und Avignon zugleich zwei Päpste residirten, und sich wechselseitig verfluchten. Jeder wollte der wahre, ächte und untrügliche seyn, und war es wohl auch darin, daß sein Gegner mit Unrecht Papst sei und nichts tauge. Zwar gebot Wenzel Landfrieden über Landfrieden, da 1387 ein heftiger Krieg zwischen Fürsten und Städten ausgebrochen war, welchem er ruhig zusah, um nicht, wie der Wolf, zwischen zwei sich stutzende Böcke zu kommen; aber es gebrach dem Reich an nachdrücklicher Execution desselben, und dem trägen Fürsten an Energie. Kam er doch einmal 6 Jahre lang gar nicht aus Böhmen heraus, und sagte, wer ihn sehen wolle, könne zu ihm kommen! Das Prager Bier und die Prager Frauen, meinte man, ließen ihn nicht fort. Ja nicht einmal im Erbland Böhmen konnte er Ruhe erhalten. Veruneinigt mit der Geistlichkeit, ließ er den erzbischöflichen Vikar Johann Pomuck in die Moldau stürzen; folterte andere mit eigener Hand; zerfiel mit vielen andern Unterthanen, über seine Begünstigung der Deutschen, (die er den Böhmen vorzog) und endlich gar mit seinem Bruder Sigismund, welcher König von Ungarn geworden war, und seinem Vetter, Markgraf Jobst von Mähren, und vielen Herrn vom Adel so, daß er gefangen genommen wurde, und (nach einer einheimischen Chronik) nur mit Hülfe einer Magd, Susanna, beim Bad entsprang. Später saß er noch einmal, von Sigmund gefangen genommen, 19 Monate zu Wien. Endlich beschlossen die deutschen Fürsten ihn abzusetzen, und ein Theil von ihnen wählte den Kurfürst **Ruprecht** von der Pfalz (1400 — 1410); der indeß bei seinen Unternehmungen weder in Deutschland, noch in Italien Glück hatte. In letzterm Lande verkaufte Wenzel dem mächtigen Visconti, Statthalter von Mailand, die herzogliche Würde als Reichslehen für 100,000 Goldgulden, um so, was nicht zu retten war, wenigstens einträglich und ehrenvoll (weil es dadurch dem Reich gerettet schien) zu verlieren. Nicht einmal so glücklich war Herzog Leopold II. von Oestreich in seinem Unternehmen, die „rebellischen Bauern," die

Schweizer zu züchtigen, dafür, daß sie einige ihm gehörige Städte in ihren Bund mit aufgenommen hatten. Der Herzog mit einem großen Heere auserlesenen Adels, zog gegen Sembach im Aargau (1386). Dort warteten die Eidgenossen mit ihren Harsten. Der Adel saß ab, und bildete mit Schild und Speer eine undurchdringliche eiserne Mauer. Viele Schweizer fielen. Da faßte ein Arnold von Winkelried eine Menge der Ritter-Lanzen, und drückte sie selbst in seine Brust! — So schuf er der Freiheit eine Gasse. Ueber den Gefallenen hin stürmten die Landsleute in die Lücke ein. Die schwere Rüstung und das Gedräng erschwerte den Kampf der Ritter, und als sie nach ihren Pferden riefen, waren die Troßbuben mit ihnen ausgerissen. Da fiel Erzherzog Leopold und gegen 2000 mit ihm, deren Namen alle die Geschichte kaum mehr kennt, während der wakkere Winkelried noch heute in den Annalen der Freiheit glänzt. Bei Näfels erlitt ein dritter Leopold, der des Vaters Tod zu rächen kam, bald darauf (1388) eine neue Niederlage, worauf es dann zu einem langen Frieden kam. — Zum größten Aergerniß der Christenheit hatten sich damals statt der zwei, gar drei Päpste aufgeworfen; indem zwar auf der allgemeinen Kirchenversammlung zu Pisa, 1409, die zwei Gegenpäpste abgesetzt wurden, und ein neuer an ihrer Stelle den päpstlichen Stuhl bestieg, aber die erstern dann doch fortfuhren, Papst zu sein.

Nach Ruprechts Tode (1410) wählte eine Partei den Ungernkönig Sigismund, Wenzels Bruder, die andere den Markgraf Jobst von Mähren. So hatte Deutschland auf einmal drei Könige, wie die Kirche drei Päpste! Als aber Jobst schon 1411 starb, fielen Sigismund auch die andern Stimmen zu, und selbst Wenzel (der 1419 starb) behielt sich nur den Titel eines Königs vor. Allgemein verlangte man damals zur Abstellung der schreiend gewordenen kirchlichen Misbräuche, zur Absetzung der drei Päpste, und zur Schlichtung der böhmischen Religionsstreitigkeiten ein Concilinm, welches auch so zahlreich besucht wurde, daß Costnitz (1414) kaum d e Zahl der 100,000 Fremden und Pferde faßte. Zwar wurden auch die 3 Päpste abgesetzt, (1417) aber der neue heilige Vater Martin V. vereitelte die beab-

sichtigte, und von den Geistlichen so sehr gefürchtete Reformation der Kirche in Haupt und Gliedern (die leider nicht, wie Sigismund rieth, vor der Papstwahl vorgenommen wurde) durch Concordate oder geistliche Verträge mit den einzelnen, dort vertretenen, Nationen.

Noch trauriger wurde der böhmische Streit dort behandelt. Die Universität Prag zerfiel (wie noch jetzt, 1826, die Leipziger) in vier Nationen, indem zu der inländischen böhmischen, drei fremde, die polnische, bairische und sächsische, kamen. Die drei fremden waren aber die begünstigten, und hatten fast alles Ansehen und alle Aemter inne. Als Wenzel aber, 1409, das Verhältniß umkehrte, zogen tausende von Studenten mit ihren Lehrern fort, von denen ein Theil sich nach Leipzig wendete, wo eine neue Universität entstand. Hierauf wählten die Böhmen Johann Huß von Hussinetz zum Rector der Universität, der durch des Engländers Wiclifs Lehre und Schriften über die Gebrechen der Kirche gewonnen, lange schon gegen den Ablaßhandel und andern Unfug der Geistlichen und Mönche gepredigt hatte. Durch nichts aber erregte er den Haß der Geistlichen mehr, als durch seine Angriffe auf das Supremat des Papstes und die weltlichen Güter der Geistlichkeit. Als selbst der Bann gegen ihn nichts half, und er auch nicht nach Rom kam, wohin er geladen war: wurde er unter sicherm Geleite des Kaiser Sigismund nach Constanz vor das Concilium beschieden, doch trotz des Geleites gefangen genommen, und weil er seine Lehre nicht widerrufen konnte und wollte, da man ihn seiner Irrthümer nicht überführt habe, öffentlich (6. Jul. 1415) verbrannt. Nach ihm sein Freund und Lehrgenosse Hieronymus von Prag (1416). Sigismund, den man bedeutete, einem Ketzer brauche er sein Wort nicht zu halten, that nichts für sie. So starben zwei sehr seltne Männer; schon darum selten, weil sie noch die Kraft hatten, ihr Leben an ihre religiöse Ueberzeugung zu setzen; während dem jetzigen Geschlecht der Muth dazu, nicht selten aber auch die Ueberzeugung selbst, ermangelt. — Aber an jenen Scheiterhaufen entzündete sich eine Flamme, die eine Reihe Jahre Böhmen und Deutschland furchtbar verzehrte. Denn die öffentliche Hinrichtung dieser Männer, verbunden mit der Ver-

dammung der Lehre des Böhmen Jacob von Mies, daß man das Abendmahl unter beider Gestalt (sub utraque) genießen müsse, erregte so den Zorn der Anhänger dieser Lehre, daß sie unter Anführung des tapfern Ziska das Prager Rathhaus stürmten, (von wo aus man mit Steinen auf einen ihrer Priester, der den Kelch trug, geworfen), 14 Senatoren aus dem Fenster stürzten, und die unglücklichen mit Spießen auffingen (1419), Sigismund, als König Böhmens nicht anerkannten, und nun in ungeheuern Haufen im Land umher zogen und die Güter der Geistlichen und Landherrn von der Gegenpartei verwüsteten. Sigismund zog zwar mit einem Kreuz-Heer von 80000 Mann gegen sie und belagerte Prag, aber Ziska schlug den Sturm ab, und Sigismund zog wieder ab. Mit gräßlicher Wuth, wie gewöhnlich in Religionskriegen, wo es den höchsten Ueberzeugungen gilt, wurde von beiden Seiten der Krieg geführt; zündeten die Deutschen ganze Dörfer an, und warfen Weiber und Kinder in die Flammen: so steckten die Hussiten deutsche Gefangene in ausgepichte Fässer und verbrannten sie. Nicht besser ging es in den folgenden Feldzügen; ja die Hussiten fielen nun auch von Böhmen (dem gelobten Lande) aus in Meissen, Sachsen, Franken, Brandenburg und Baiern (welche sie die Länder der Kananiter, Moabiter, Ammoniter, Philister u. s. w. nannten) ein, und verheerten alles auf das schrecklichste. — Endlich mußte man sich bequemen, mit ihnen zu unterhandeln und ihnen den Gebrauch des Kelchs im Abendmahl verstatten. Leider zerfielen sie ohnehin in mehrere Parteien: Prager, Taboriten, Horebiten, Orphaniten oder Waisen, unter den beiden Procopius dem Großen (Holy) und dem Kleinen, und es kam zum Kriege zwischen der gemäßigtern (den Utraquisten oder Calixtinern, weil sie von dem Concilium zu Basel, 1433, den Kelch durch die Prager Compactaten zugestanden bekommen hatten) und der strengeren Partei, von denen erstere siegte, und, 1436, Kaiser Sigismund auch als König anerkannte. — Auch die Baseler Kirchenversammlung erreichte ihren Zweck einer allgemeinen Reformation so wenig wie die Costnizer; doch wurde, außer der Beruhigung der Böhmen, wenigstens der Grundsatz durchgeführt, daß ein allgemeines Concilium über dem Papste stehe und diesen

richten könne. Sigismund hatte übrigens, um Geld zur Rüstung gegen die Hussiten zu bekommen, die Mark Brandenburg an den Nürnberger Burggrafen, Friedrich von Zollern, verpfändet, dann verkauft, (1417) und das erledigte Kursachsen dem Meißner Markgraf, Friedrich dem Streitbaren, übertragen, auch 1431 und 33 in Italien sich beide Kronen geholt. Ein schlechter Ehemann, ein mittelmäßiger Kaiser, sonst aber nicht ohne einige Tugenden, nahm er (1437) die große Lehre mit ins Grab, daß äußere Gewalt die Macht des Geistes und die Fortschritte der Geisterwelt nie hemmen könne, und das zum Leiten eines Schiffs im Sturm mehr gehöre, als blos beim Steuerruder zu stehen. Mit ihm starb die Luxemburgische Dynastie der deutschen Könige aus. —

Sigmunds Schwiegersohn, Herzog Albrecht von Oestreich, folgte auf den Thronen von Ungarn und Böhmen, doch nicht ohne langes Weigern auf dem deutschen Kaiserthron. Aber Deutschlands Schicksal wollte, daß eben der, welcher durch seinen edlen, kräftigen Willen, von einer bedeutenden eigenen Macht unterstützt, Deutschland hätte wie wenige beglücken können, kaum zwei Jahre auf dem Throne blieb, da er schon 1439 starb. Denn schon in dieser kurzen Zeit, besiegte er den, von den Böhmen gewählten Gegenkönig Casimir von Polen; machte einen kurzen Feldzug gegen die in Griechenland sich immer weiter ausbreitenden Türken; schlug für die Erhaltung des Landfriedens die erst später beliebte Eintheilung des Reichs in Kreise, die Abschaffung des römischen Rechts, die Errichtung eines Kammergerichts, 4 Hofgerichte, 16 Landgerichte und 65 Freigerichte vor. Unter ihm wurde das Concil durch den schlauen Papst Eugen IV. von Basel nach Ferrara, wo auch von einer Vereinigung der römischen und griechischen Kirche die Rede war, verlegt; aber die Deutschen nahmen doch die Baseler Beschlüsse, die des Papstes Macht und Einkommen (auch in Deutschland) sehr beschränkten, an. Nur gegen des Reiches Kammerknechte, die Juden, deren Forderungen an Christen schon Wenzel für ziemliche, ihm abfallende Procente einmal niedergeschlagen hatte, war er ein grausamer Verfolger, weil sie sich nicht zum Christenthum verstehen wollten.

Je thätiger Albrecht in kurzer Zeit gewesen, desto schläfriger und lauer war sein Vetter und Nachfolger, Friedrich IV., oder wie er sich selbst schrieb: der Dritte, (von Oestreich-Steiermark) indem er während der 53 Jahre, 1440 — 1493, auf dem deutschen Thron fast nur vegetirte, und mehr durch das, was unter ihm, als durch das, was durch ihn geschah, einen Platz in der Geschichte verdient. Seine Friedensliebe artete in volle Schlaffheit, seine Milde in wahre Indolenz aus, und vor allem fehlte es ihm an einer tüchtigen Gesinnung für Deutschland. Nach eilfwöchentlicher Ueberlegung nahm dies kaiserliche Passivum leider doch noch die Krone an, ohne seine an Entwicklungen so reiche, mächtige Zeit zu verstehen. Denn was ging nicht durch Vernichtung des oströmischen Kaiserthums, das den Türken 1453 zur Beute wurde, durch den Fall des burgundischen Hauses, durch das neue politische System in Italien, Spanien und Frankreich, durch die universal-historischen Entdeckungen des Seeweges nach Ostindien durch Vasco de Gama, und eines vierten Welttheils, durch den, auf den Madrider Gassen als Tollhäusler verspotteten Colombo — für eine Revolution in der gesammten politischen Welt; was nicht aus der Erfindung der Buchdruckerei, dem Wiederbeleben der classischen Literatur und den vermehrten Universitäten, für eine Revolution in der Geisterwelt hervor? Aber die Morgenröthe der neuen schönern Zeit hat er zwar erlebt, aber verschlafen!

Was ließ sich für Deutschland auf die Basler und Costnitzer Beschlüsse bauen! Aber Friedrich opferte das Gewonnene in den Wiener Concordaten dem schlauen Aeneas Sylvius und dem Papste auf (1448); was ließ sich nicht mit dem Streite der Parteien in Italien machen? Friedrich holte sich die Kaiserkrone und seine portugiesische Braut, und ließ den Mailändern ihren Usurpator Sforza, der die Viscontis, die Vasallen des deutschen Reichs, verdrängt hatte. Was war nicht alles noch für Deutschland zu thun? Er wurde kaum mit seinen Wienern fertig, die ihn in der eigenen Burg belagerten; kaum mit seinem Bruder Albrecht, der mit den Bürgern einverstanden war (1462). Zwar hielt er Reichstage über Reichstage; aber meistens erschienen nur noch

Gesandte der Fürsten, nicht mehr diese selbst, und vollendeten nicht in Monaten, was sonst die Fürsten selbst in wenigen Stunden abgemacht hatten, und daher war jeder Reichstag nur mit einem andern fruchtbar; kein Türkenzug, so nöthig er auch gegen ihr Vordringen gewesen wäre, kam zu Stande, weil man sich immer stritt, wer am wenigsten (für das Wohl des Vaterlandes!) beizutragen brauche; und was man Kaiser Friedrichs Reformation nannte, war nur ein Privatentwurf eines Gelehrten, zur bessern Einrichtung der kirchlichen und weltlichen Verhältnisse Deutschlands, der nie in Wirklichkeit kam, auch so nicht kommen konnte. Selbst die Sorgen für seine Hausmacht waren zum Theil erfolglos; zwar legte er seinem Hause den erzherzoglichen Titel bei, konnte aber seine Wahl weder in Ungarn noch in Böhmen durchsetzen, wo weit kräftigere Männer, wie Matthias Corvinus und Georg Podiebrad ihm vorgezogen wurden, die ihn in seinen Erblanden selbst mehr als einmal auf das Aeußerste brachten. Den mächtigen Fehden, die unter Deutschlands Großen selbst, und zwischen diesen und den Städten ausbrachen, sah er ruhig zu; darum gedachten schon die Fürsten an eine neue Königswahl, und dabei an Georg Podiebrad; nur der Papst Pius II (oder Aeneas Sylvius Piccolomini) vereitelte es, weil ihm ein Friedrich auf dem Throne vortheilhafter war.

Nur eine Unterhandlung des Kaisers, obgleich willkührlich und vereitelt, wurde höchst folgenreich. Unter den Vasallen der Krone Frankreichs war keiner mächtiger, als der Herzog Karl der Kühne von Burgund, der außer dem noch die Freigrafschaft Burgund (Franche Comté) und den größten Theil der heutigen Niederlande besaß. Gern hätte nun der stolze Karl seine Länder zu einem Königreich umgeschaffen, und das Vicariat der überrheinisch-deutschen Länder gehabt. Bei Trier kam Friedrich mit ihm zusammen, Friedrich ärmlich, Karl in aller Pracht, und schon die Krönungskleinodien in Bereitschaft; sein Mantel allein war 200.000 Thlr. werth! Friedrich aber verlangte vor der Krönung, die Verlobung und Vermählung seines Sohns, des Erzherzogs Maximilian, mit Maria, der einzigen und reichen Erbtochter Karls. Karl zauderte, und Fried-

rich, mistrauisch von dem Könige von Frankreich, Karls Feinde, gemacht, war eines Tages plötzlich von Trier wieder abgereiset (1473). Als aber Karl durch die blutigen Schlachten bei Granson und Murten (1476) auch um seinen Kriegsruhm, und bei Nancy (1477) gar ums Leben kam: ging wenigstens die Vermählung zwischen der schönen Maria und dem ritterlichen Max vor sich, und so kamen die Niederlande (denn Burgund und einiges andere hatte Frankreich an sich gerissen) an das Haus Habsburg. Höchst wichtig, wegen seinen dreihundertjährigen Folgen für Europa! Nun suchte Max durch einen Krieg mit Frankreich auch das Entrissene zurück zu erobern; aber bald starb Maria selbst, 1482, durch einen Sturz vom Pferde, und die auf ihre Rechte stolzen Niederländer, wollten Max nicht einmal für seine Kinder von Maria, Philipp und Margaretha, als Regent und Vormund anerkennen, nahmen ihn sogar gefangen, ließen ihn aber wieder los, als endlich der alte Friedrich mit seinem Heere, aus seiner Lethargie erwachend, ihm zu Hülfe eilte. Friedrich selbst war von Matthias, dem Könige von Ungarn, fast aus seinem ganzen Land gejagt worden; das Reich half ihm nicht, wohl aber wählte es (1486) seinen Sohn Max zum römischen König (der das Verlorne bald wieder gewann), und sprach zu Frankfurt einen 10jährigen Landfrieden aus, zu dessen bewaffneter Aufrechthaltung die schwäbischen Reichsstädte zu Eßlingen einen mächtigen Bund 1488 schlossen, dessen Kriegsmacht sich durch den Beitritt einiger deutscher Fürsten, bis auf 10,000 Mann belief. Dagegen that Karl von Frankreich dem römischen Könige den Schimpf an, dessen neue reiche Braut Anna, Erbtochter des Herzogs von Bretagne, für sich zu gewinnen, und die ihm schon verlobte Tochter Maxens, Margarethe, zurück zu schicken. Ein Krieg darüber endete zu Senlis, 1439, mit einem Frieden, der wenigstens die bedeutende Mitgift Margarethens, die Grafschaft Burgund, Artois und andere Stücke dem römischen Könige von Frankreich wieder zurück verschaffte.

Gleich darauf starb endlich Friedrich mit dem zweideutigen Verdienst, einen ihm sehr unähnlichen Sohn, in dem römischen Könige Maximilian zu hinterlassen. Er hatte der Noth des Reichs gemächlich zugesehen;

Astrologie, Alchymie getrieben, gebrannte Wasser abgezogen, Geld zusammen gescharrt, und seine Pflanzen sorgfältiger vor dem Frost, als seine Unterthanen vor den von Osten drohenden Barbaren geschützt. Doch muß bei der Klage über seine Unthätigkeit nicht übersehen werden, daß er gewöhnlich von dem Reiche schlecht mit Gelde unterstützt, seine ganze Einnahme als Kaiser, noch nicht auf 200,000 Goldgulden bringen konnte. Sein größter Jammer war die Furcht, nach seinem Tode der einbeinige Kaiser genannt zu werden, weil er durch die üble Gewohnheit, die Thüren mit dem Fuße aufzustoßen, einen bösen Fuß, der endlich abgeschnitten werden mußte, bekommen hatte. An Ueberladung seines 87jährigen Magens mit Melonen starb er den 19. Aug. 1493.

Fast in Allem war Maximilian I., der jetzt den Kaiserthron bestieg (1493—1519), das Widerspiel seines Vaters, schon in seiner Lebhaftigkeit und Gewandtheit, im schnellen Eingehen in politische Plane, die oft nur um ihrer Seltsamkeit willen ihn gewonnen hatten. Mit ritterlichem Muth und romantischem Geiste, suchte er das Schwierigste mehr auf, als daß er es durch sichern und unverwandten Blick beseitigt hätte; das Höchste und Gefährlichste war seine Lust. So war er in seiner Politik, wie auf seinen Gemsenjagden; darum gerieth er in der erstern oft in die unglücklichste Verlegenheit, wieder einlenken, oder gar mit Schimpf abziehn zu müssen, wie auf den andern nicht selten in die sichtbarste Lebensgefahr. Nur Beharrlichkeit in seinen Planen ging ihm ab, und ließ häufig in seiner Politik die nöthige Sicherheit und Planmäßigkeit vermissen. Er zersplitterte seine Thätigkeit zu sehr, und ließ sich in fremde Verhältnisse verwickeln, deren Ende eben damals am wenigsten zu berechnen war, und deren Einfluß auf Deutschland, welches vor allem seiner Sorge bedurft hätte, kaum vortheilhaft sein konnte. Doch, um nicht zu verwirren, zuerst von seiner Thätigkeit in Beziehung auf das Ausland.

Schon seine Vermählung mit Blanka Maria Sforza von Mailand, des Herzogs Galeazzo Maria Tochter, und Wittwe von Savoyen, mag weder politisch noch ehrenvoll genannt werden. Dort mußte er den Bru-

der seiner Gemahlin, Johann Galeazzo, verdrängen helfen, und nach dessen Vergiftung, den Oheim derselben, Ludwig Sforza, mit dem Beinamen Moro (die Maulbeere), belehnen, den klügsten, aber ränkevollsten Mann Italiens, der erst Karln VIII. von Frankreich zur Eroberung Neapels einlud, um seines ermordeten Neffen Schwiegervater Alfons zu beschäftigen, und sich dennoch wieder zur Vertreibung des raschen Eroberers (der vom Glücke und vom Geld einiger alten Tanten unterstützt, in wenigen Wochen das Königreich gewonnen, und gleichsam seinen eigenen Fourier gemacht hatte), mit Ferdinand dem Katholischen von Aragonien, Papst Alexander VI., Venedig und Maximilian verbündete (1494 und 1495), und wirklich Karln so schnell, als er gekommen, aus Italien hinausmanoeuvrirte. Die Franzosen brachten nichts, als die Lustseuche aus Neapel mit. Seit dieser Zeit entwickelte sich in und über Italien (besonders Mailand) die neu-europäische Politik, in deren Veränderlichkeit und Schwanken man gar leicht ihre Kindheit noch bemerken mochte. Ein Feldzug Maximilians nach Italien (1496) richtete nichts aus. Dagegen söhnte er sich mit dem neuen König Ludwig XII. von Frankreich aus, der Maxens Sohne von der Maria, Philipp, seit 1494 Regenten der Niederlande, einige zur burgundischen Erbschaft gehörige Städte zurückgab. Desto unglücklicher wurde mit den Schweizern, die in 8 Treffen ihre Freiheit behaupteten, gefochten (1499) und eben so wenig konnte Max den Moro unterstützen, als dieser von Ludwig XII., der ererbte Ansprüche geltend machen wollte, aus seinem Herzogthum vertrieben (1499) und, nach einer kurzen Restitution, nach Frankreich als Gefangener (1400) geschleppt wurde. Endlich belehnte Maximilian, 1505, den König von Frankreich, dessen Tochter Claudia (nach Ludwigs listiger Vorspiegelung) Philipps Sohn, Carl, heirathen sollte, mit Mailand; mußte sich aber gegen ihn mit Papst Julius II. und Venedig verbinden, als Ludwig durch seinen Zug gegen Genua ihren Argwohn einer gänzlichen Unterwerfung des obern Italiens mehrte. Aber er fand, als er mit seinem mühsam zusammengebrachten Heere nach Italien kam, die Politik schon wieder so verändert, daß alle schleunigst seinen Abzug wünschten. Ja die

stolzen Venezianer wollten dem erwählten römischen Kaiser (denn diesen Titel bot ihm der Papst selbst an, um einen Römerzug des Königs zu vermeiden) sogar nur einen unbewaffneten Durchzug erlauben, schlugen seine Truppen, als er den Durchzug mit Gewalt durchsetzen wollte, und zwangen ihn zu einem Waffenstillstand. Desto lieber nahm nun Max ein Bündniß an, welches Ludwig XII., Ferdinand von Aragonien und Papst Julius II. ihm gegen die herrschsüchtigen Venezianer selbst antrugen, und das — die erste größere Coalition der neuern Zeit — die Ligue zu Cambrai (1508) hieß. Aber schnell verglich sich Venedig mit dem Papst und Aragonien, und endlich stand Maximilian, der redlichste der Verbündeten, der die vortheilhaftesten Erbieten der Republick abgewiesen hatte, weil er nur mit den übrigen im Einverständniß handeln wollte, ganz allein. Dies machte ihn natürlich wieder lauer gegen Frankreich, und bestimmte ihn endlich sogar, der sogenannten heiligen Ligue (1511) zwischen dem Papst, Ferdinand dem Katholischen von Aragonien, Heinrich VIII. von England und Venedig gegen die Franzosen beizutreten, die auch wirklich aus Mailand vertrieben, dieses Herzogthum dem Sohne Moro's, Maximilian Sforza, einräumen mußten. Die Franzosen wurden in ihrem eigenen Lande selbst von Heinrich VIII. und Maximilian angegriffen, und bei Guinegate in die Flucht geschlagen. Die Sporen mußten bei den Franzosen das Beste thun, daher das Treffen die Sporenschlacht hieß. Die Schweizer brachen in Bourgogne ein und belagerten Dijon. Aber ihnen versprach La Trimouille, der diese Hauptstadt vertheidigte, für ihren Abzug große Summen, und stellte zur Sicherheit eine Menge Geisseln; als er aber den Vertrag nach ihrem Abzug nicht mehr hielt, und sie sich an die Geisseln halten wollten, fand sichs, daß dies lauter in kostbare Kleider versteckte Bauern waren. Ludwig aber wußte durch theilweise Unterhandlung mit seinen Feinden abzukommen. Aber sein ritterlicher Nachfolger, Franz I. setzte sich nach einer zweitägigen Schlacht von Marignano, 1515, wo zum erstenmal die Schweizer überwunden wurden, in den Besitz Mailands, gegen Maximilians Willen, dessen Schweizer aber nicht gegen die Fran-

zosen fechten wollten, und endlich den ewigen Frieden mit Frankreich schlossen. Da opferte Maximilian seinen Zorn den Venezianern auf, gab ihnen seine letzte Besitzung in Italien, Verona, für 200,000 Dukaten und schloß mit ihnen und mit Frankreich Friede, 1518.

So hatte Max nach langen Kämpfen in Italien so gut wie nichts erreicht. Nicht glücklicher ging es mit seinem Plane (1512), sich von Julius II. zum Coadjutor annehmen und nach dessen Tode dann zum Papst wählen zu lassen. Das Kaiserthum sollte sein Enkel Karl von Spanien bekommen. So wären dann die beiden höchsten Fürsten der Christenheit fast in einer Hand vereint gewesen. Aber nach Julius Tode, 1513, wählten schnell die Cardinäle Leo X., aus dem Hause Medicis, zum neuen Papste.

Weit wichtiger und erfolgreicher war, was Maximilian für das deutsche Reich, und endlich für sein eigenes Haus, zu Stande brachte. Endlich wurde nämlich auf einem Reichstage zu Worms (1495) gegen das, unter Friedrich IV. wieder sehr eingerissene, Faustrecht ein ewiger Landfriede bekannt gemacht, und in diesem zweiten Reichsgrundgesetze Deutschlands die Selbsthülfe mit der Strafe der Reichsacht, 2000 Mark feinen Golds, und mit Verlust aller Lehen und Rechte bedroht. Zur Aufrechthaltung dieses Friedens mußte auch das deutsche Reichsjustizwesen besser geordnet, und, halb aus Adel, halb aus Rechtskundigen, ein Kammergericht von 16 Richtern unter einem Kammerrichter gegründet werden, zu dessen Unterhaltung alle Reichsstände nach einer Matrikel ihre Beiträge zahlen sollten. Für seine eigenen Länder aber errichtete Max, nach Vorgang anderer Staaten, ein Hofrathscollegium (1501), welches aber seine Wirksamkeit bald als Reichshofrath auch über das Reich selbst ausdehnte. Ferner wurde auf einem Reichstage zu Augsburg, wegen häufiger Abwesenheit des Kaisers, ein bleibender deutscher Staatsrath oder ein Reichsregiment (zu Nürnberg) errichtet, (das aber bald erlosch) und zum Behuf der Executionen bei Landfriedensbrüchen Deutschland anfangs in 6, dann aber (1512) in zehn Kreise eingetheilt. Die 6 alten waren: der bairische, schwäbische, fränkische, oberrhein-westphälische und nieder-sächsische; die neuern 4: der östreichische, burgundi-

sche (die Niederlande), kurrheinische und obersächsische; ohne daß jedoch die slavischen Länder von Böhmen, Mähren, Schlesien, Lausitz und Preußen (das von Kaiser Friedrichs II. Zeiten an die deutschen Ritter den heidnischen Ureinwohnern abgekämpft und zu einem eigenen großen Ordensstaat umgeschaffen hatten) mit in dieser Eintheilung begriffen gewesen wären. In jedem Kreise führte ein Hauptmann das sogenannte Kreiscontingent zur Erhaltung der Ruhe und Bestrafung der Ruhestörer. Auch sollte damals schon das Fehmgericht abgeschafft werden; allein der Erzbischof von Cöln widersetzte sich, und versprach eine Reformation der schreienden Misbräuche jenes Gerichts. Mit Einführung besserer Ordnung und Gerichtspflege verschwand es später fast von selbst. — Nur zum gemeinsamen Handeln war das deutsche Reich nicht mehr zu bewegen. Wie gern hätte der ritterliche Kaiser auch an den Türken sein Schwert versucht; aber so oft er auch deswegen und wegen anderer Unterstützungen, (denn Geld fehlte ihm fast jedesmal, wenn er es brauchte, wogegen er es verschleuderte, wenn es vorhanden war, daher man ihn sprichwörtlich: Maximilian ohne Geld nannte) das Reich aufforderte, so oft auch zankte man sich wegen der Beiträge und brachte nichts zu Stande. Segensreicher und dauernder als manche andere seiner Einrichtungen, wurde das Postwesen, durch die Grafen Roger und Franz von Thurn und Tassis und Valsassina.

Desto mehr brachten Maximilian und sein Glück für sein eignes Haus Habsburg vor sich. Denn außer der hochwichtigen Erheirathung der großen Burgundischen Erbschaft (1477) bekam er auch durch den Tod seines Vetters, Erzherzog Sigmunds, dessen östreichischen Landesantheil, die Grafschaft Tirol, und vereinigte auf diese Weise die 130 Jahr getrennt gewesenen östreichischen Länder. Der Plan aber, Oestreich zu einem Kurfürstenthum zu machen, scheiterte; dafür erwarb er noch Görz, Gradiska, das Pusterthal, und bedeutende Stücke von Baiern nach dem Landshuter Erbfolgestreit. Wuchs dadurch Oestreichs Staatskraft schon sehr bedeutend, so leitete Maximilian noch größere Erwerbungen für seine Kinder ein; indem er seinen Sohn Philipp mit Ferdinands von Aragonien und Isabellens von Castilien (die

durch ihre Vermählung den Grund zur Vereinigung ihrer Länder zu Einem Reiche, Spanien, gelegt hatten) Tochter, der Infantin Johanna, und seine Tochter Margarethe mit Ferdinands einzigem Prinzen Johann (1497) vermählte. Doch konnte man die großen Folgen damals noch nicht ahnen; nicht vorhersehen, daß der Infant Johann schon 1497, eine ältere Schwester, die Königin Isabella von Portugal schon 1498 und deren Sohn Don Michael schon 1500 mit ihrer Anwartschaft auf Spanien sterben würden. So wurde Philipps Gemahlin, Johanna die Erbin der spanischen Monarchie, eines Reichs, das durch die Entdeckung Amerikas und spätere Eroberungen so ungeheuer vergrößert werden sollte. Wirklich bekam Philipp schon 1506 den Thron von Castilien, starb aber bald darauf mit Hinterlassung eines Sohnes Karl, für den vorerst in Castilien der kluge Ximenez die Regentschaft führte, und auf welchen nach dem Tode seines mütterlichen Großvaters Ferdinands von Aragonien auch dieser Staat 1516 überging. Nicht minder leitete Max (1515) eine Wechselheirath seiner Enkel (Philipps Kinder) Ferdinands und Mariens mit Anna und Ludwig, den beiden Kindern des Königs Wladislaw von Ungarn und Böhmen ein, durch welche der spätere Anfall beider Länder an Oestreich vorbereitet wurde.

In den letzten Lebensjahren Maximilians ging noch das Gestirn der Reformation auf, dessen Licht indeß der Kaiser nicht zu würdigen wußte; daher er den Papst zur Strenge gegen Luther aufforderte, obgleich ihm anfangs des kühnen Mönchs Beginnen gefallen hatte. Vielleicht mischte sich sein Aerger über Luthers Protector, Kurfürst Friedrich von Sachsen, in die Sache, der mit andern gegen die Wahl Karls von Spanien bei des Kaisers Lebzeiten gestimmt haben soll.

Schon vier Jahre hatte Maximilian seinen Sarg mit sich herumgeführt. Endlich sollte er ihn auch brauchen; fromm und bußfertig, doch auch im Sterben noch den kräftigen Geist verrathend, starb er (12. Jan. 1519) zu Wels in Oestreich. Seine politischen Sünden abgerechnet, muß man ihm das Lob eines an Körper und Geist kerngesunden Fürsten geben, der sich trotz einer schlechten Erziehung, trotz mancher abenteuerlichen Abwege eine eigene Bahn gebrochen hat. Sein Aeußeres (bei mittlerer

Größe) war sehr empfehlend, und überraschend seine Gewandtheit bei so viel Kraft, daß er selbst Löwen bezwungen haben soll. Bis zum 10. Jahr still und einsylbig, lernte er bald eine große Menge Sprachen mit großer Beredsamkeit reden, und so wie Jagd und Krieg seine Freude war, wurde er auch Verbesserer der Waffen, und lernte Harnische schmieden. Er führte in Oestreich ein stehendes Heer ein, leichtere Bewegungen, bessere Mannszucht und Abtheilung in Regimenter, Rotten und Fähnlein. Auch als Schriftsteller über Kriegskunst, Gärtnerei, Jagd, Kochkunst, Baukunst u. s. w. trat er auf, und begünstigte die Gelehrten. Freund der Geschichte, lies er deren Monumente überall zusammen suchen. Er selbst dictirte bei einer Fahrt auf dem Bodensee den Weißkunig, eine Schilderung seiner Thaten in romantischem Geschmack; und ähnlichen Inhalts ist auch der sogenannte Theuerdank seines Geheimschreibers Melchior Pfinzing, wozu er die Holzschnitte vorzeichnete.

In diesem wichtigen Zeitraume von 1273 — 1519 hatte sich im Innern Deutschlands und des deutschen Volkes so viel Wichtiges verändert und entwickelt, so viel Folgenreiches für die Zukunft gestaltet, daß auch davon die Geschichte unmöglich schweigen kann.

Von dem Länder-Nexus Deutschlands hatte sich seit König Wenzeslaus Burgund stillschweigend abgelöset; die Schweiz sich fast zur republikanischen Selbstständigkeit erhoben; dagegen sich der deutsche Reichsverband durch den in Liefland errichteten Schwertritterorden und den nach Preußen übersiedelten deutschen Herren-Orden im Osten und durch Erwerbung der Niederlande von Karl dem Kühnen westlich weiter ausgedehnt. In Frankreich wurde die Einheit des Landes und die Macht der Könige immer größer; in Deutschland beides desto schwächer, und die unausgesetzten Theilungen zerspalteten die größern Lehen und Territorien immer mehr, und bildeten allmählig über 1000 größere und kleinere Reichsunmittelbare (d. h. nur unterm Kaiser und Reich, nicht unter andern Reichsfürsten stehende) Staaten und Gebiete, nachdem schon Friedrich II. (1220 u. 1232) die Erblichkeit der großen Lehen bestätigt hatte. Dagegen hörte die

unglückselige Reichsverbindung mit Italien allmählig auf, und statt dortiger Erbländer suchten die regierenden Dynastien der deutschen Könige sich in Deutschland selbst eine größere Hausmacht zu verschaffen, weswegen auch nicht mehr wie sonst die Kaiser ihre Herzogthümer andern übertrugen. Das Reich blieb Wahlreich, allein statt der Völker wählten nur noch 7 in der goldnen Bulle bestimmte Fürsten, zu Frankfurt, während Achen der Krönungsort war; und bei der Thronvacanz führten Kurpfalz für die Länder fränkischen und schwäbischen und Kursachsen für die Länder sächsischen Rechts das Reichsvicariat. Aber die alte Feindseligkeit zwischen Franken und Sachsen, unstreitig eine Hauptursache jenes doppelten Rechts und Vicariats, hatte längst aufgehört. Dem Kaiser blieben selbst nur wenige Rechte und Einkünfte; zu erstern gehörten z. B. die Oberlehnsherrlichkeit, oberste Gerichtsbarkeit, Standes- und Adelserhöhungen; zu letzteren bei fast ganz verschwendeten Reichsgütern seit 1427 der gemeine Pfennig, die Judensteuer und was von Lehns-, Gerichts-, Münz-, Zoll-, Jagd- und Forstgefällen als Regalien ihm zustand. Je mehr aber seine Reichs-Macht zusammenschmolz, desto bedeutender wurde die Hausmacht, besonders als Fürsten aus den böhmisch-luxemburgischen, bairischen und habsburgischen Familien zum Throne kamen. Im Innern der einzelnen Staaten entwickelte sich allmählig die so wichtige landständische Verfassung, indem die Fürsten, wie die Kaiser bei Reichsangelegenheiten die Stände des Reichs hörten, zu gleichem Zwecke mit ihren Vasallen, Geistlichen und bald auch Deputirten der Städte sich umgaben, wodurch die Grundlage der politischen und bürgerlichen Freiheit der einzelnen Staaten entstand. Nichts war natürlicher, als daß die Unterthanen, wenn sie der Fürsten steigendem Bedürfnisse, außer dem Herkömmlichen (was unbedeutend war, weil jene eigentlich von ihrem Privat-Eigenthume im Staat und einigen Staatsgütern zu leben hatten, und was Münze, Zoll, Jagd, Forst, Geleit, u. s. w. einbrachten), mit außerordentlichen Summen beispringen sollten, auch wissen wollten, wozu das verwilligte Geld verwendet würde, und besorgt waren, daß die Vertheilung gleichmäßig sei, und der Abgaben nicht zu viele würden. „Wo wir nicht mit rathen, sollten wir auch nicht mit thaten“

sagten die Braunschweiger 1485 zum Herzog Wilhelm. So ward der Willkür eine Schranke, und zwischen den Fürsten und dem Volk ein näheres für beide sicherndes Verhältniß gewonnen; wenn auch bei dieser bessern Verfassung und Verwaltung der einzelnen Staaten die Reichstage, auf denen seit 1309 neben dem Geistlichen- und Adelsstande auch die Städte durch Abgeordnete erschienen, immer mehr zur Formalität herabsanken.

Des Reiches erster Stand war die Geistlichkeit. Die höhern Geistlichen hatten sich in diesem Zeitraume völlig zu weltlichen Fürsten umgebildet; hielten, wie jene, ihre Höfe, und waren die eifersüchtigsten auf ihre Rechte. Doch bildete sich in der Kirche selbst Manches um. Mit Deutschlands besserer Organisation und Beruhigung verloren Bann, Excommunication und Interdikt ihr Gewicht; immer mehr Stimmen selbst unter geistlichen Orden, deren einige, wie Dominikaner und Franziskaner, sich heftig stritten, wurden gegen den Uebermuth der römischen Curie, gegen die weltliche Macht der Geistlichen und das gotteslästerliche Leben so Mancher laut. Schon auf Reichstagen und Kirchenversammlungen sprach man von Reformation der Kirche in Haupt und Gliedern, nur wußten zur Zeit die Päpste sie stets zu hintertreiben. Doch war die Hierarchie (wenn sie auch in der Zeit des finstern, fast gesetzlosen Mittelalters eine feste Schranke gegen Willkür der Großen und ein Band der Einheit gewesen war) besonders durch Deutsche schon sehr erschüttert, und wenn auch Secten, wie die der Albigenser und Waldenser (13. sec.) unterdrückt wurden, und wenn man auch einen Huß und Hieronymus der Flamme opferte: so neigte sich doch der höhere gebildete Mittelstand auf die hellere Seite, und die Hussiten zeigten, daß sie auch dem eingeführten Lehrbegriff etwas abgewinnen könnten. Allein die Hauptkatastrophe und die Begründung der Glaubensfreiheit blieb erst dem 16ten Jahrhundert und Luthern vorbehalten.

Immer deutlicher schied sich beim Adel der höhere und niedere aus; sein Ansehen aber litt durch die Standeserhöhungen für Geld oder durch den Brief-Adel, durch die ganz veränderte Kriegsverfassung so wie durch der Städte immer zunehmende Macht. Er hatte sich im Faustrecht ausgetobt, in Ritterbünden aller Art

und Namen sich aufgestellt, und mannhaft mit den Städten sich herumgeschlagen; aber seit das Pulver im Kriege angewendet wurde, sich von dem Kriegsdienst immer mehr zurückgezogen, weil weder Adel noch Tapferkeit, weder Schild noch Harnisch gegen den Schützen in der Ferne schirmte. Er starb nun allmählig auf seinen Burgen aus, oder ließ sich in den Städten nieder, oder suchte am Hofe seine Dienste. Doch bildeten noch immer die Turniere, die im Scharfrennen so oft tödtlich wurden, daß man sie mehrmals streng verbieten mußte, seinen Vereinigungspunkt; und hielten die Reinheit der Stammbäume und Ahnentafeln, wie der Rittersitte und Würde aufrecht, obgleich noch oft genug das Schwert des Ritters zur Bedrückung und Gewaltthat und der goldne Sporn zur schnellern Flucht gebraucht wurde.

Glänzender aber als je stehen am Schlusse dieses Zeitraums die Städte da. Sie hatten sich durch Handel und Gewerbe Wohlstand und Reichthum, und damit auch größeres Gebiet und Güter außerhalb der Thore, durch die Sicherheit der Mauern gegen das Faustrecht große Volkszahl und durch diese wieder eine große Masse waffenführender Bürger geschaffen; hatten sich dem Adel gegenüber meist den Fürsten angeschlossen und von diesen die größten Freiheiten und Privilegien erworben. Man unterschied Reichsstädte, die blos unter dem Kaiser und dem Reiche standen, wie Frankfurt, Nürnberg (welches damals so prächtig war, daß ein König von Schottland schlechter residirte, als dort ein geringer Bürger) Augsburg (wo Häuser, wie die Welser und Fugger, über Millionen geboten, Seehandel führten und Colonien in Amerika besaßen und oft die Schatzmeister eines Maximilian und Karl des fünften waren) Hamburg, Bremen, Lübeck u. s. w. — und solche Städte, die den einzelnen Territorialherrn Deutschlands, angehörten, (Provinzial-Land-Fürsten-Städte). Unter den Städtebünden wurden der schwäbische und die Hanse die mächtigsten, zu welcher letztern allmählig über 80 Städte in und außer Deutschland gehörten, und welche Niederlagen zu London, Bergen, Antwerpen und Nowgorod in Rußland hatte. In den Städten stellten sich die Zünfte und Geschlechter (Patrizier) oder Demokraten und Aristokraten immer schroffer einander gegenüber, und geriethen

oft über die Verwaltung und Regierung in die blutigsten Fehden unter sich, bis eine Partei endlich unterlag. Auch außer den Ringmauern oder Pfälen siedelten sich viele unterm Schutz der Städte an, und hießen Pfalbürger (Fauxbourgs) oder es begab sich mancher, der nicht in der Stadt wohnhaft war, blos in den Schutz derselben und bewarb sich um ihr Bürgerrecht. So wurde Graf Adolf von Nassau Bürger Nürnbergs. Solche auswärtige Bürger nannte man auch wohl Ausbürger.

Die Rechtsverfassung beruhte jetzt auf einheimischen und fremden Rechten. Die einheimischen, theils Stadtrechte, theils Landrechte, waren im Herkommen begründet und nach den einzelnen Ländern sehr verschieden; wie schon die beiden Hauptsammlungen, der Sachsen- und Schwabenspiegel zeigen. Die fremden Rechte waren das Kanonische, oder Kirchenrecht, besonders auf die Sammlung der päpstlichen Gesetze oder Decretalen, die unter Gregor IX. 1234 bekannt gemacht wurde, gegründet, welche dann von andern Päpsten noch bedeutend vermehrt wurde; ferner das Longobardische Lehnrecht, welches aber bald sich mit dem Deutschen ganz verschmolz, und das Römische. Seit der Errichtung der Universitäten in Deutschland wurden Lehrstühle dieser fremden Rechte errichtet, und die Lehrer unterschieden sich in Legisten und Decretisten. Auch eine Mischung der meisten dieser Rechte, das Kaiserrecht, wurde im Anfang des 14. Jahrhunderts bekannt, doch nicht überall eingeführt.

Mit den Rechten bildete sich die Gerichtsverfassung. Zur Belehrung der Richter dienten die Schöppenstühle (z. B. zu Magdeburg, Halberstadt) wo die Urtheile gefunden (geschöpft) und eingeholet wurden. Natürlich mußten sich aber bald die Gerichtsbänke blos mit Gelehrten füllen. Die Ordalien dauerten noch fort und kamen erst allmählig ab; die sonst so häufige Strafe des raublustigen Adels, Meilenweit einen Hund tragen zu müssen, wirkte bald nichts mehr. Dagegen trat oft Acht, Bann und Todesurtheil ein. Fürsten verglichen sich durch Austrägalgerichte. Auch den Femgerichten wurde durch König Ruprecht eine Reformation zu Theil. (1404.) Eine bessere Gerichtsverfassung ging allmählig aus den Gerichten der einzelnen deutschen Staaten hervor, und verdrängte immer mehr die Allgemeinere des Reichs.

Zu einer völligen Veränderung des Kriegswesens trug die Anwendung des Pulvers, das die Chinesen schon vor 1600 Jahren gekannt haben wollen, und welches vielleicht schon im zwölften zur Sprengung der Felsen in den Harzbergwerken gebraucht wurde, ungemein viel bei. Wahrscheinlich erfand blos der Freiburger Franziskaner, Berthold Schwarz, 1354, durch zufällige Einschließung des Pulvers in einem mit Feuer in Berührung gekommenen Mörser, die Anwendung des Pulvers auf den Krieg, wenn nicht ein etwas früherer Gebrauch zum Kriege glaublicher ist. Hier ging man von dem größern Gewehr zum kleinern über, indem die Mörser und Kanonen, vorher ganz unbehülflich, so daß man sie oft in einem Tag nur dreimal abbrennen konnte, immer leichter und geschickter zum Transport gegossen wurden. Dann machte man diese Kanonon oder Donnerbüchsen noch kleiner für den Einzelnen zum Tragen und Abbrennen mit der Lunte, bis später erst in Nürnberg (1517) das Schloß mit dem Rade und zuletzt mit der Pfanne und dem Hahn erfunden wurde. Die Flinte bekam ihren Namen von dem slavischen Flins oder Feuersteine. Diesen Bomben und Kanonen widerstanden nun die Mauern der Städte und der festen Schlösser der Raubritter nicht mehr, die so oft dem Wurfgeschütz des Mittelalters, welches nur Steine oder Balken schleuderte, getrotzt hatten. Auch die eiserne Rüstung hielt den Schuß nicht aus; und der Adel mit seinem Reiterheere wollte dieser feigen und barbarischen Waffe sich nicht mehr entgegenstellen. Darum wurden die besoldeten (soldati) Truppen und bald nach ihnen die stehenden Heere zur größern Last für Bürger und Staatscasse immer gebräuchlicher. Aber auch der Hussitenkrieg hatte seinen Antheil an der Veränderung des Kriegswesens. Die schwarzen tapfern Kämpfer für ihren Glauben stritten meist zu Fuß, und Fußvolk mußte man ihnen entgegensetzen. Auch die Schweizerkriege lehrten bald des letztern Vorzug. Die Aufstellung der Truppen geschah allmählig lichter und dünner; denn welche Verwirrung richtete nicht eine einzige große Kugel oft unter 20 — 40 Mann tiefen Haufen Krieger an. Doch verschwanden Lanze, Pfeil und Armbrust oder Bogen der Landesknechte und Söldner noch lange nicht.

Nicht minder groß war die Veränderung, die am Ende dieses Zeitraums in den Wissenschaften und Künsten eingetreten war. Waren es früher die Klöster gewesen, welche die Wissenschaften gepflegt und zum Theil gerettet hatten: so waren es jetzt oft die Mönche, besonders die Bettelmönche, welche im Sinne der päpstlichen Curie jede Religionsforschung in der Quelle selbst auf das entsetzlichste verketzerten. Noch zur Zeit der Reformation behauptete ein Mönch: „man habe eine neue Sprache erfunden, welche man die griechische nenne; man müsse sich wohl vor ihr hüten, da sie die Mutter aller Ketzereien sei. Er sehe in gar vielen Händen ein Buch geschrieben in dieser Sprache, welches sie das neue Testament nennen, es sei ein Buch voll Dornen und Gift. Was das Hebräische beträfe, so sei es gewiß, daß alle, die es lernten, auf der Stelle zu Juden würden!"

Der erste Strahl der Morgenröthe einer wiederanhebenden, wissenschaftlichen Cultur fiel nach Italien, wo das große Dreigestirn: Dante, Petrarka und Boccaccio schon im 14ten Jahrhundert leuchtete; wo bald darauf edle griechische Flüchtlinge das Studium der alten Classiker wieder belebten und der Aristotelischen Philosophie gegenüber die Platonische siegreich einführten. Schien es doch, als habe die ewige Weisheit das abgelebte Griechische Reich nur darum ein Jahrtausend noch fort vegetiren und die ältere Schwester Roma so lange überleben lassen, damit der Westen Europas so weit reife, um jene mit ihren Priestern flüchtenden Wissenschaften eine vorbereitete und gastliche Heimath finden zu lassen! Von da breitete sich das neue Licht classischer Cultur nach Deutschland aus, und Männer traten auf, wie Rudolph Agricola, Konrad Celtes, der Stifter der ersten freien gelehrten Gesellschaft in Deutschland nach Karl dem Großen; Johann Reuchlin, Erasmus, Johann Wessel, Nicolaus von Cusa, Johannes Regiomontanus, und der geistreiche Bekämpfer mönchischer Ignoranz, der edle Ulrich von Hutten, Ritter mit Schwert und Feder zugleich, vom Papst verfolgt, von Deutschlands Fürsten aufgegeben, arm und doch französischen Gehalt verschmähend, und seinen Freunden nur eine Schreibfeder hinterlassend, eine bessere Reliquie als alle, die weiland zu den Reichsinsignien gehörten.

Zwei Dinge trugen zum raschen Wiederaufleben der Wissenschaften ungemein viel bei: die neu gestifteten Universitäten und die Erfindung der Buchdruckerkunst. In jene Zeit fällt nämlich die Stiftung der Universitäten von Prag, Wien, Heidelberg, Cöln, Erfurt, Leipzig, Würzburg, Rostock, Löwen, Trier, Greifswalde, Freiburg, Basel, Ingolstadt, Tübingen und Mainz. Nun brauchten die Deutschen nicht mehr nach Paris und Bologna zu wandern; aber beide wurden Muster für die Einrichtung dieser deutschen Hochschulen. Welche Masse von Ideen und Kenntnissen mußte so verarbeitet werden, da man nun Theologie, Rechtskunde, Arzneiwissenschaft und Philosophie und die sieben freien Künste an so vielen Orten und vereinigt lehrte und lernte. Wenn die Lehrer in Nationen und Facultäten eingetheilt wurden, wenn über dem Studirenden die Grade des Baccalaureus, (bas chevalier) des Magisters, Licentiaten, Doctors oder Professors standen, so entsprach dies nur dem Zunftwesen und den Gilden, und einem Geist der Association und Verbrüderung, der sich durch das ganze Leben des deutschen Volkes in diesem Zeitraum flocht. Auch half das damals noch, wo man mit solchen Promotionen ernsthafter zu Werke ging, zum gründlichern Erlernen, und schützte gegen jetzt gewöhnlichere Oberflächlichkeit des Wissens. So wurde wirklich das deutsche Reich der Mittelpunkt der Cultur und Literatur für ganz Europa.

Doch würde auch das regste Streben nur wenig gefruchtet haben, wenn nicht eine schnellere Art schriftlicher Mittheilung erfunden worden wäre. — Die Buchdruckerkunst war gewiß die segensreichste Erfindung nach der Sprache und der Schrift. Langsam und theuer war das Abschreiben, wenn auch besonders Mönche es in großer Anzahl thaten. Eine vollständige Bibel kam auf 4 — 500 Goldgulden, und Kaiser Karls IV. ganze Bibliothek hatte nur 114 Bände. Wie häufig, bot auch hier eine Erfindung vervollkommnend der andern die Hand. Im vierzehnten Jahrhundert hatten Deutsche die Spielkarten erfunden. Man schnitt die Karten, und dann auch Bildnisse der Heiligen in Holz, und setzte ihnen Namen oder auch Schriftstellen bei. Eben so gut ließ sich auch bald eine ganze Seite Schrift schnei-

den, und mit Farbe auf Pergament (von einem Könige von Pergamus, dem die Aegypter ihr aus Papyrusstaude gemachtes Schreibmaterial (Papier) vorenthielten) abzudrucken. Da fiel denn ein Deutscher, Johann Gensefleisch (gewöhnlicher von dem Hause: guten Berg, wo er in Mainz wohnte, Guttenberg genannt, aus dem rittermäßigen Geschlechte derer von Sorgenloch, geboren 1401) auf den Gedanken, lieber gleich einzelne Schrift-Zeichen in Buchene Stäbchen (daher Buchstaben) erhaben auszuschneiden, zusammen zu binden und abzudrukken, um sie sodann noch zu andern Werken brauchen zu können. Bald geschah dies auch in Blei und härteren Metallen. Statt ferner das Blatt auf der gefärbten Holztafel mit einem Reiber abzudrücken, erfand er auch die Presse, (1439.) Dann verband sich Johann Guttenberg mit dem reichen Goldschmidt, Faust aus Mainz, und Peter Schoiffer aus Germersheim. Letzterer erfand den Guß der Lettern, vermittelst Punzen und Matrizen. Bald brauchte man auch statt Lumpenruß eine aus Kienruß und Leinöl bereitete Druckerfarbe. Doch kam bei dem hohen Preise des Pergaments und des schon früher erfundenen Baumwollenpapiers, noch eine (wahrscheinlich deutsche) Erfindung des Linnenpapiers sehr zu Hülfe. Man hielt die neue Kunst sehr geheim, und viele, besonders Mönche, die ihr Brod mit Abschreiben verdienten, verschrieen sie für Teufelswerk (woher die Sage von Fausts Mantel und Höllenfahrt?) Als aber 1462 Mainz erobert wurde, entsprangen Fausts eingeschlossene Gesellen und verbreiteten die herrliche Kunst in fremde Länder.

Von andern Künsten hob sich jetzt die Malerei, besonders zu Breslau, Cöln und zu Nürnberg, wo ein Traut, Beierlein, Wohlgemuth, und der tief sinnige Albrecht Dürer auftraten. — Auch der Gesang des Dichters war noch nicht ganz verklungen, nur daß er mit den sogenannten Meistersängern zünftig wurde. Sie hatten ihre Vorsteher oder Merker, ihre Zusammenkünfte auf der Zeche, und ihre Singschulen, besonders zu Mainz, Strasburg, Nürnberg, und zogen Lehrlinge der Meistersingekunst. Zu diesen Meistern gehören Frauenlob, Muskablüt, Baumann (Bearbeiter der Fabel: Reineke der Fuchs), Rosenblüt und der treffliche Hans Sachs, der

poetische Schuster von Nürnberg (geb. 1494). Auch Sebastian Brand mit seinem satirischen Gedichte: das Narrenschiff von Narragonia gehört hieher, über welches Geiler von Kaisersberg zu Strasburg öffentliche Predigten hielt. —

Wenn man von Cultur und Sitten der Deutschen in diesem Zeitraum spricht, so muß man nicht vergessen, daß er noch das heroische Zeitalter der Nation umfaßt; daß also weder ganz rohe Barbarei der Wilden, noch eine Abgeschliffenheit, oder gar Ueberfeinerung der neuern Zeit zu erwarten sei. Man findet zwar neben Blüthen hoher Cultur Proben großer Rohheit und Verworfenheit, aber hier entscheidet nur die Masse. Im Ganzen war es ein reges kräftiges Leben, dessen verschiedene Kreise sich in Frieden und Unfrieden oft genug begegnen mußten. Der Fürst regierte noch mit wenigen Räthen und Unterbeamten; er kriegte, jagte, turnirte, zog auch wohl zum heiligen Grabe, um sich in dessen Orden aufnehmen zu lassen. Die Geistlichkeit, ein streng geschlossenes Ganze, wachte über ihren Rechten, und vergaß, wie sie das Heilige verwaltete, auch das Weltliche und Irdische nicht; aber wie das Ewige über dem Irdischen steht, nahm sie den höchsten Rang im Staate ein. Der Adel hielt es mit dem Schwert- und Faustrecht; mit Trinkgelag und Jagd; der Bürger trieb emsig seinen Handel, sein Gewerbe, wahrte seine städtischen Rechte, zechte auf seinen Trinkstuben, übte sich in den Waffen, und schlug zu, wo jemand seiner Stadt zu nahe trat. Nur der Bauer entwand sich erst allmählig der Leibeigenschaft, aber der Städte Nähe wirkte immer vortheilhafter für ihn. Dort sah er das Bessere und ahmete es nach; dort kaufte er sein Bedürfniß und verkaufte seinen Ueberfluß. Er allein bildete noch kein geschlossenes Corps, während Adel und Geistlichkeit, Universitäten und Bürger ihre Corporationen hatten. Der Geist der Zunft durchdrang alle Verhältnisse; es war Sicherheit und Nothwehr, daß alle für einen standen, da mancher oft die Gelegenheit zu Händeln vom Zaun abbrach. So erklärte ein Herr von Praunfels der Stadt Frankfurt den Krieg, weil eine junge Dame daselbst seinem Oheim einen Tanz abgeschlagen; so schickten die Schuhknechte zu Leipzig der dasigen Universität um ge-

ringer Ursach, und ein Koch mit seinen Küchenjungen den Grafen von Solms einen Fehdebrief. Uebrigens zeigen eine Menge Luxusgesetze, in einzelnen Ländern und Städten, z. B. wie viel monatlich ein Adelicher und ein Bürgerlicher verspielen dürfe, wie lang die Schuhschnäbel und die Röcke sein dürften, wie viel Schüsseln bei Hochzeiten oder Kindtaufen dieser oder jener Stand aufsetzen dürfe; wer Gold und Perlen, Silber, Sammt und Seide tragen dürfe oder nicht, daß ein großer Wohlstand besonders in den Städten Deutschlands gewesen sein müsse, den freilich mancher Rittersmann mit scheelem Auge sehen mochte. Allein die schöne Zeit der Städte ging auch bald vorüber, und bald nach der Reformation unterliegen diese der erhöhten und geordneten Macht des Fürsten, und dem Umstande, daß Deutschland an dem Welthandel, der von Venedig und Genua durch Entdeckung des Seeweges nach Ostindien nach Lissabon sich wendete, keinen so nahen Antheil mehr nehmen konnte.

Aber im Laufe dieses Zeitraums war Deutschlands Handel, wegen seiner Lage zwischen drei wichtigen Meeren und zwischen dem Osten und Westen Europas sehr wichtig gewesen. Jetzt führten ihn nicht mehr Fremde, nicht ausschließlich mehr die Juden, die sich große Reichthümer dabei erworben hatten, obgleich sie, als des Reiches Kammerknechte, den kaiserlichen Schutz theuer genug bezahlen mußten. Es führten ihn gerade die bedeutendsten Städte, und in ihnen wieder die angesehensten Bürger, und stiegen dadurch zu großem Reichthume. Doch wenn auch am Rheine Mainz, Strasburg, Cöln und Speier, und im Süden Frankfurt, Augsburg, Nürnberg, wo selbst die Patrizier zum Handel sich bequemten, und im mittlern Deutschland Erfurt, Leipzig, Naumburg, Stapelplätze des Zwischen- und Binnenhandels wurden: ragte doch die Hanse (Bund) über alle weit hervor. Auch hier war alles zünftig, wie im Mittelalter überhaupt; sie bildete ein Ganzes, und, wenn schon weder vom Kaiser noch von den Fürsten Deutschlands anerkannt, wußte sie sich durch ihre Kriegsmacht Achtung zu verschaffen, hatte ein gemeinschaftliches Archiv, gemeine Casse, belegte mit dem größern und dem kleinern Bann, und borgte diesen sogar Fürsten gegen ihre aufrührerischen

Städte. Häusliche Zucht, Gehorsam und Ordnung wurde streng aufrecht erhalten. Auf Bergen in Norwegen hatten sie 3000 Factoren, Kaufgesellen und Bootsjungen, alle in ehelosem Stande und klösterlicher Zucht; Verlust des Hanserechts, Geldbuße, Ruthenstreiche für die Jungen, waren die üblichen Strafen. So mächtig war sie, daß sie Könige von Norwegen und Dänemark bekriegen, den schwedischen König Magnus absetzen, und Albrechten von Meklenburg die Krone geben, und den deutschen Kaiser Sigismund in seinen Gesandten ungestraft beleidigen konnte.

Wie im Handel zeichneten sich auch die Deutschen in Erfindungen aus. Des Kartenspiels, der Anwendung des Pulvers und der Buchdruckerkunst ist schon gedacht. Die Oelmalerei, Kupferstecherkunst, das Diamantenschleifen, die Brillengläser, Blasebälge u. s. w. mögen dahin gehören. Der Wohlstand der Städte wirkte auch auf die Kochkunst ein, die früher blos gesalzne und geräucherte Fische, oder Fleisch, harte Hülsenfrüchte und unverdauliche Mehlspeisen geliefert hatte, welche man noch dazu meist Sonntags für die ganze Woche kochte. Die reichen Kaufleute und Fürsten schmaußten freilich stattlicher, während die Hofbedienten oft noch mit faulen oder stinkenden Fischen, Kuh- oder wohl gar zähem Bärenfleisch sich begnügen mußten. Im 13ten Jahrhundert wurden den Domherrn zu Bamberg schon acht Gerichte erlaubt. Getränke waren Wein, der damals noch in Gegenden gebaut wurde, (Brandenburg, Hannover,) die jetzt keinen tragen. Ausländische, besonders griechische Weine, dann gekochte und gewürzte Weine (pigmenta) kommen häufig vor, und selten schloß ein Fest ohne allgemeine Trunkenheit. Die Zecher theilten Deutschland in die alten und neuen Trinkländer ein. Der gemeine Mann trank meistens Bier, (vom Worte Bitter, zum Unterschied des blaßen Malzgebräudes) und in den Städten hatten die Zünfte ihre Trinkstuben, Rathskeller, die Städte ihre Biermeile. In der Kleidung war die Mode fast so veränderlich wie in neuerer Zeit, und fast immer ahmten die Deutschen Fremden nach, und kleideten sich an feierlichen Tagen des Tags wohl dreimal um, bald welsch, bald spanisch, bald ungarisch und bald französisch. Mit der Erwerbung der burgundischen Erb-

lande kam die burgundische oder heutige altdeutsche (also nichts weniger als rein-deutsche) Tracht auf. Gold und Perlen war sehr gewöhnlich. Eine beliebte Person an den Höfen waren der Hofnarr oder lustige Rath; oft der einzige, der seinem Fürsten ungestraft die Wahrheit sagen durfte. Sogar auch Titularhofnarren gab es damals, mit und ohne Schellenkappe.

Zu den Ergötzungen des Volks gehörte, außer dem Schmausen und Zutrinken, der Tanz im Tanzhaus; in kriegerischen Uebungen und Spielen: Armbrust- und Bogenschießen; selbst Schauspiele waren nicht unbekannt, indem Schüler oder Mönche biblische oder heidnische Geschichten darstellten, wo Gott und Teufel, Mensch und Engel, auf öffentlichen Gerüsten auftraten, und mit Luftspringern und Gauklern abwechselten. Des Adels Hauptbelustigung, außer der Ritterzechstube, war Turnier und Jagd. In Baiern war es unter Ludwig dem Bärtling († 1447) Brauch, daß von einem Bären der Herrschaft die rechte Pfote und das Haupt, die linke dem Pfarrer gehörte, der immer mit dem Sacramente bei der Bären-Hatze seyn mußte. Wer nicht dabei erschien, dem wurde der Ofen eingebrochen. —

Geschichte der Deutschen. Drittes Buch.

Neuere Geschichte.

Von der Reformation und Karl V. bis auf die Stiftung des deutschen Bundes.

(1517 — 1815.)

I. Abschnitt. Von der Reformation bis zum westphälischen Frieden.

(1517 — 1648.)

Gleich an der Pforte dieses Zeitraums steht eine Begebenheit, welche unstreitig die wichtigste nach der Völkerwanderung genannt werden kann; indem sie tief ins Leben der europäischen Menschheit eingriff, lange vorbereitet war, große Veränderungen erzeugte, und auch von unberechenbaren Folgen war. Umsonst sollten nicht die Deutschen und andere Völker von den Kirchenversammlungen und Päpsten eine Reformation gefordert, und selbst ein Papst, der treffliche Adrian VI. (1522 — 24) rechten Ernst dazu gezeigt, umsonst nicht muthige Kaiser und Fürsten der Hierarchie entgegengekämpft haben; umsonst nicht Tausende von Andersglaubenden, und endlich noch Huß und Hieronymus hingerichtet worden sein. Aber alles braucht seine Reife, so auch der Geist der Völker; die Deutschen aber hatten in ihrem schönen Mittelstand allmählig einen Kern der Nation gewonnen, der, gebildeter, freier von Vorurtheilen, kräftiger im selbstbewußten Handeln, vorhanden sein mußte, um fern von den Extremen, in welchen Adel und Klerus sich bewegte, die junge Pflanze der Reformation aufnehmen, pflegen, schützen und verbreiten zu können. So war Brennstoff genug vorhanden. Wo aber den Funken hernehmen, der ihn zündete? Die Päpste mußten selbst ihn liefern.

Die ungeheuern Summen, die jährlich nach Rom wanderten, reichten für die Bedürfnisse der Nachfolger

Christi nicht mehr zu. Sie suchten den Ablaß wieder hervor; kraft ihres Amts, vom Schatze der überflüssigen Verdienste Christi und der Heiligen für Geld auch denen zu spenden, die nicht genug Verdienste sich zur Seligkeit erwerben könnten, und damit die Strafe für Sünden zu erlassen, die (außer der Strafe durch den weltlichen Richter, welche man dulden müsse) sich Gott noch für dieses und jenes Leben an den Sündern vorbehalten habe. Anfangs freilich waren diese Indulgenzen blos auf Nachlaß äußerer Kirchenbußen bezogen worden, und mehr eine Art freiwilliger Geldstrafe gewesen. Jetzt aber lehrte man, daß man damit sich aus dem Fegfeuer in den Himmel kaufen könne, daß jegliches Verbrechen, selbst auch dasjenige, das man etwa noch künftig zu begehen denke, hier seine Loskaufung von Gottes Strafe finden könne, und verpachtete den Ablaßkram an Ober- und Unterpächter, die nun, mit der unverschämtesten Beredsamkeit, diese Wechselbriefe an den Himmel feil boten, und das leichtgläubige Volk um Geld und Gewissen brachten. Die Art, wie dies geschah, war selbst eifrigen Dienern der Kirche ein Aergerniß. So wurden die Beichtstühle immer weniger besucht, weil jeder auf seinen Ablaßzettel trotzte. Doch wurde ein Ablaßkrämer mit eigner Ruthe gepeitscht; den einst plünderte man ihm seine ganze Casse, und berief sich darauf, für eine Sünde schon im Voraus, kraft Ablaßzettels, Absolution erhalten zu haben.

Mit Schrecken bemerkten dies die bessern Geistlichen, und fast zu gleicher Zeit traten gegen zwei der schändlichsten Ablaßkrämer, Tezel und Samson, zwei Geistliche, Doctor Martin Luther in Wittenberg (geb. 10. Nov. 1483 zu Eisleben), und Ulrich Zwingli, in Einsideln, dann in Zürich (geb. 1. Jan. 1484) auf. Beide mit dem wahren Inhalte der heiligen Schrift, die sie fleißig gelesen, innig vertraut, griffen den Ablaßkram in ihren Predigten an, und Luther schlug (31. Oct. 1517) 95 Sätze gegen den Ablaßhandel an die Schloßkirche zu Wittenberg, um über sie nach akademischer Weise eine gelehrte Disputation zu halten. So kühn er auch darin die päpstliche Befugniß zu dieser Art von Ablaß angriff, so sehr auch Tezel und die andern Dominikaner (ohnehin Feinde der Augustiner, in deren Orden

Luther zu Erfurt getreten war, wo er zuerst die Bibel an der Kette sah, und las) Lärm erhoben, so citirte ihn doch Leo X. erst 1518 nach Rom. Doch brauchte, auf des Kurfürsten Antrag, Luther nur nach Augsburg zu gehen, wo ihn ein päpstlicher Cardinal, Thomas Vio von Gaeta (Cajetanus) den Widerruf abforderte, zu dem auch Luther bereit war, dafern man ihm nur aus der Bibel seine Irrthümer beweisen wolle. Da entließ ihn Thomas mit Drohungen, und äußerte gegen andere in seinem Latein: „ego nolo amplius cum hac bestia loqui, habet enim profundos oculos et mirabiles speculationes in capite suo.“ Endlich appellirte Luther sogar förmlich von dem übel unterrichteten, an den besser zu unterrichtenden Papst. Keinen besseren Erfolg hatte die berühmte Disputation zu Leipzig (1519), wo ein Hauptgegner Luthers, Doctor Johann Eck von Ingolstadt mit Luthers Anhänger, Andreas Bodenstein aus Karlstadt, (daher schlechtweg Karlstadt genannt) und Luthers Freunde, dem sanften und gelehrten Philipp Melanchton öffentlich disputirte. Als aber Eck aus Rom endlich eine Bannbulle gegen Luther nach Deutschland brachte, (die jedoch nicht überall gleich guten Eingang fand) riß dem heftigen Luther die Geduld, und (10. Dec. 1520) er verbrannte öffentlich die Bannbulle, und in seiner ungestümen Hitze auch das kanonische Recht unterm Jubel der Studenten.

Das hieß freilich dem Feind den Fehdehandschuh hinwerfen; und welchem Feinde? dem Papst, der ganzen Hierarchie, der hohen Geistlichkeit, den Mönchsorden, und der durch ein Jahrtausend festgewurzelten Meinung. Allein alles schreckte Luthern nicht ab; die Zahl seiner Vorgänger mehrte sich täglich, und weil man ihn aus der heiligen Schrift nicht widerlegt hatte, vermehrte dies sein Ansehen, so wie ihn auch die Ueberzeugung Kräfte wie ein Talismann verlieh: daß dasjenige, was er beginne, wenn es von Gott sei, wohl bestehen müsse, wo nicht, mit dessem Untergange nichts verloren sei. Auch hatte er, wie einst Hermann der Cherusker die Römer, seinen Gegner, den Papst, selbst in Rom (1510) kennen lernen, und dort bemerkt, wie man damals gerade dort im Papste nur den Menschen sehe, und ihn weit weniger verehre, während nur das entferntere Ausland den

Nimbus der Heiligkeit ihm leihe. Selbst der langsame Gang, den Luther absichtslos einschlug, war der sichere; und Luther mochte schwerlich anfangs ahnen, wohin ihn sein erster offner Widerspruch noch führen müsse.

Luthers Sätze und kleine Schriften verbreiteten sich, mit Hülfe der Buchdruckerkunst, reißend über Deutschland und Europa; ja 1521 kaufte sie ein Reisender schon in Jerusalem. Die Gegenschriften seiner Gegner waren meist so leidenschaftlich heftig, daß sie Luthers Sache mehr nutzten, als schadeten. Die gleich unerschrockene Sprache führte Luther, als er (1521) zu Worms (obgleich schon in dem Bann der Kirche) vor Kaiser und Reich gestellt, seine Lehre widerrufen sollte. Schon auf dem Weg dahin hatte er wahrscheinlich das Lied: „Eine feste Burg ist unser Gott" gedichtet, und auf eine Warnung kurz vor Worms geantwortet: „und wenn so viel Teufel in Worms wären, als Ziegel auf den Dächern, so geh' ich doch hinein." Gern hätte man den Kaiser überredet, Luthern, als einem Ketzer, das Geleit nicht zu halten; allein Karl (kein Sigismund von 1415) sprach ein Kaiserwort: „Und wenn Treu und Glauben in aller Welt erloschen wäre, so solle sie doch bei dem Kaiser zu finden sein!" Luther wurde auf der Rückreise durch Vorsorge seines Kurfürsten Friedrich des Weisen auf die Wartburg gebracht, damit die zu Worms über ihn ausgesprochene Reichsacht keinen fände, der sie vollstrecke. Allein, während man ihn für todt hielt, übersetzte er, als Junker Görg, das neue Testament, und dann die ganze heilige Schrift, populär und doch meisterhaft für seine Zeit, so daß er auch dadurch sich bei seinem Anhange unsterblich machte. Besonders war es ihm darum zu thun, daß nun alles Volk selbst in die Bibel schauen, in ihr lesen, und seiner Lehren Wahrheit selbst finden sollte. — Im Edict von Worms war nicht blos Luther, sondern jeder, der ihm anhängen oder Schutz verleihen würde, in die Acht gethan; er selbst sollte gefangen genommen, und dem Kaiser überliefert werden. Die Politik des vielbeschäftigten Kaisers verhütete indeß, daß die neue, durch dies Edikt erst recht deutlich ausgesprochene, Religionspartei nicht gleich auch eine politische wurde, so sehr dies auch zu fürchten war; denn wie schwer es den aufgeregten

Geistern fallen mochte, ihr Gleichgewicht zu finden, zeigte Karlstadts toller Eifer, in den Kirchen Bilder, Beichtstühle, Altäre und alles zu zerstören (1522) was ans Papstthum erinnern konnte (wogegen Luther heftig eiferte und predigte, nachdem er mit Gefahr seines Lebens sich eigenmächtig von der Wartburg nach Wittenberg begeben hatte); und der Bauernkrieg, ein gräßlicher Naturschrei der gedrückten Menschheit. Schon vor der Reformation hatte der Bauernstand an einigen Orten sich selbst zu entfesseln gesucht; kein Wunder, wenn er jetzt die christliche Freiheit, die Luther predigte, auch auf die bürgerliche ausdehnte. In Schwaben und Franken unterdrückte der schwäbische Bund den Bauernaufstand; in Thüringen und Sachsen aber, wo sich ein schwärmerischer Geistlicher, Thomas Münzer, der nach göttlichen Offenbarungen alle Menschen gleich machen, keinen Stand, kein Gesetz und keine Obrigkeit erkennen wollte, an der Bauern Spitze stellte, wurden sie von einigen vereinigten Fürsten bei Frankenhausen, 1525, geschlagen, und ihr feiger Führer, der sich verkrochen hatte, enthauptet. Luther hatte vergebens die Bauern zur Ruhe verwiesen, und endlich selbst gesagt: „Man solle sie wie tolle Hunde todt schlagen!“

Unterdeß war der äußere Cultus sehr verändert worden. Die Augustiner in Meißen und Thüringen lösten ihre Gelübde auf; man verwarf die päpstliche Autorität in Glaubenssachen, und nahm als einzige Norm die Bibel an; das Cölibat der Geistlichen von Luthers Anhang wich der Ehe (1521), und Luther selbst heirathete die Nonne Bora (1525); die Messe und die Ansicht der Katholiken von der Verwandlung im Abendmahl hörten auf, so wie die Lehre vom Fegefeuer und der Anrufung der Heiligen und Engel. Der Gottesdienst wurde nicht mehr in der, den Meisten damals unverständlichen, lateinischen, sondern in der deutschen Sprache gehalten; und für die Lehrer und Schüler, durch einen großen und kleinen Katechismus, von Luther selbst gesorgt. — Bald wurde die Reformation förmlich in Sachsen, Thüringen, Hessen, Meklenburg, Pommern, Stücken von Braunschweig, und im Ordenslande Preußen, (welches dadurch in ein erbliches Herzogthum für den damaligen Hochmeister, Markgraf Albrecht von Brandenburg,

verwandelt wurde, 1525) und 1527 in Dänemark und Schweden eingeführt.

Schlimm nur war es, daß die zwei Männer, welche die Reformation begonnen, bald verschiedene Wege gingen. Der edle Zwingli hatte die Kirchenverbesserung im Canton Zürich durchgesetzt (1522), Bilderdienst und Messe abgeschafft, sich gleichfalls verheirathet, und den äußern Gottesdienst den ältesten Zeiten des Christenthums ähnlich und ganz einfach eingerichtet. Allein, da alles auf Erklärung der Bibel ankam, mochte er besonders übers Abendmahl, in welchem er nicht wirklich Christi Leib und Blut, sondern nur eine symbolische Handlung zur Erinnerung an Christi Tod sehen konnte, mit Luther nicht einig werden. Ein späterer Reformator, Calvin (von Genf), stellte gar noch die trostlose Lehre auf, daß von Ewigkeit her einige zur Seligkeit, andere zur Verdammniß bestimmt worden wären, ohne Rücksicht auf ihren Glauben und ihre Tugend. Wenn Luthers Lehre vom Abendmahl Zwingli'n zu hart erschien, war dies bei Luthern mit Calvins Decretum absolutum auch der Fall. So trennten sich beide Parteien. Doch breiteten sich Calvins Schüler (nachher schlechtweg die Reformirten genannt) in der Schweiz, den Niederlanden und Frankreich aus, und fanden großen Anhang.

Mit Schrecken sahen die Katholiken ein Land nach dem andern von ihrer Kirche abfallen. Auch dem Kaiser war es nicht gleichgültig, wenn Kirchenzwist im Reiche sein Ansehen schwächen, und gemeinsame Unternehmungen hindern sollte. Bald dachte er auf strenge Maasregeln, die endlich einen offenen Bruch herbeiführen mußten. Doch vorher muß erst der Faden der politischen Geschichte Deutschlands mit Maximilans Tode wieder aufgenommen werden.

Max hinterließ zwei Enkel, Karln, der König von Spanien, Neapel und Sicilien, und Herr der Niederlande und Lehnsherr Mailands war, und Ferdinand, (nachherigen König von Ungarn und Böhmen,) Erzherzog von Oestreich, welches er mit Karln zugleich besaß. Es folgte nach Max Tode ein sogenanntes Interregnum,

während dessen Friedrich der Weise von Sachsen das Reichsvicariat führte, und dadurch, als erster Fürst des Reichs, die Sache der Reformation gegen die leichtere Unterdrückung im ersten Keime sichern konnte. Unter den Bewerbern um die Krone war schwer zu wählen. Karl von Spanien war einer der reichsten (wie die Kurfürsten bald durch seine schönen Geschenke inne wurden) und mächtigsten Fürsten, der Deutschland besonders gegen die drohenden Türken schützen könnte. Franz I. von Frankreich hatte den Ruhm eines tapfern und trefflichen Regenten, und manchen Freund in Deutschland; und wenn man beide verschmähen sollte, hatte sich auch Heinrich VIII. von England zur Aushülfe angeboten. Verlegen boten die Fürsten endlich Friedrich von Sachsen die Krone an; der sie aber, wegen zu geringer Macht, ausschlug, und Karln von Spanien empfahl, der aus deutschem Blute stamme, das Reich zu schützen mächtig sei, und dessen Uebermacht sich durch einen strengen Wahlvertrag (Capitulation) für Deutschland unschädlich machen lassen werde. So wurde König Karl, als Kaiser Karl V., 1519 gewählt.

In einer Wahlcapitulation, welche auch bei folgenden Kaiserwahlen zu Grunde lag, dem dritten organischen oder Reichsgrundgesetze Deutschlands, war zwar die Kaisermacht zum Vortheil der Kurfürsten und Stände bedeutend beschränkt worden, aber Karl band sich auch nicht eben streng daran; überhaupt genoß Deutschland, das er oft Jahrelang nicht besuchte, weil er in den Niederlanden, Spanien und Italien lieber war und weit unumschränkter regieren konnte, durch diese Wahl nur Vortheile, welche von den Nachtheilen bei weitem überwogen wurden. Denn Deutschland wurde in Karls vielen Kriege mit verflochten, wurde darüber im Innern wenig fort gebildet, (selbst das Reichsregiment ging wieder ein,) und wäre vielleicht um seine Verfassung und Freiheit gekommen, wenn man Karln nicht immer angesehen hätte, wie schlau er sei, und mistrauisch ihn beobachtet, ja im entscheidenden Augenblicke sich glücklich entgegengesetzt hätte. Dagegen war es nicht zu leugnen, daß Karl, eben durch seine Macht, Deutschland mehr äußern Glanz, und eine, vorher unbekannte, politische Wichtigkeit bei aller seiner Zersplitterung verlieh.

Denn voll Leben in seinen einzelnen Theilen war es als Ganzes immer eine ohnmächtige unbehülfliche Masse gewesen, die nur durch einen gewaltigen Geist an der Spitze, oder eine allgemeine Anregung von innen heraus, in Bewegung gesetzt werden konnte. Beides trat durch Karl und die Reformation hier ein.

Karls sämmtliche Kriege, die er theils als König von Spanien, theils als erwählter, und seit 1530 als wirklich zu Rom gekrönter, römischer Kaiser (kein deutscher Kurfürst wurde dazu eingeladen, aber auch kein späterer Kaiser mehr zu Rom gekrönt) im Auslande, aber nie ohne Hülfe deutscher Truppen führte, hatten trotz mancher glänzenden Tage, zusammengenommen, keinen bleibenden Erfolg, weil besonders Frankreich unter dem ritterlichen Franz I., und dessen Sohne Heinrich, und die Päpste aus allen Kräften, das so nöthige Gegengewicht gegen das übermächtige Habsburgische Haus zu erhalten wußten.

Zwar wurde gleich in dem ersten, über Burgund und Mailand geführten, Kriege Karls gegen Franz I. (1521 — 26), letzterer an dem blutigen Tage von Pavia, am 24. Febr. 1525, selbst gefangen genommen, (ritterlich fechtend ergab er sich dem edlen Lannoy, dem Vicekönig von Neapel, der ihm knieend sein eigenes Schwert überreichte, da es sich nicht zieme, daß ein so großer König vor einem Unterthan des Kaisers ohne Waffen dastehe,) und nur unter harten Bedingungen aus seiner Haft in Madrid entlassen. Allein Franz hatte schon vorher heimlich vor Notar und Zeugen protestirt, nichts von dem zu leisten, was man für seine Freiheit fordern würde. (Das Jahr zuvor war auch Bayard, der Ritter ohne Furcht und Tadel, bei Romagnano gefallen, wie der spartanische Held auf seinem Schild, den er nicht lassen will.) So kam es bald, nachdem sich Franz auf einen, von Karln vorgeschlagenen Zweikampf nicht eingelassen hatte, zum zweiten Kriege (1526—29), wo des Kaisers Heer unter Karl von Bourbon und dem tapfern teutschen Ritter Georg von Frundsberg sogar Rom erstürmte (1527), wobei Bourbon (vielleicht durch Benvenuto Cellini's, des berühmten Künstlers Hand) ums Leben kam. Der Papst Clemens VII., im Bunde gegen den Kaiser, wurde ge-

fangen gehalten, und Rom geplündert. Karl aber heuchelte die größte Bestürzung, und um die Welt, die ihn verschrie, über sein Mitwissen listig zu täuschen, ließ er allgemeine Trauer anlegen, und sogar für die Befreiung des Pabstes, den zu entlassen, ihm nur ein Wort gekostet hätte, in den Kirchen beten, wie er auch nachher, bei seiner Krönung, Clemens die Füße küßte. Damals trat auch der größte Seeheld seiner Zeit, Andreas Doria von Genua, auf Karls Seite über. Im Damenfrieden von Cambrai gab Franz seine Ansprüche auf Italien auf, und Karl Mailand an Franz Sforza. Als er aber nach dessen Tode Mailand einzog, (er gab es später seinem Sohne Philipp 1541) brach 1535 — 39 ein dritter Krieg aus, wo sich der „allerchristlichste" König Franz, sogar mit dem Sultan der Ungläubigen, Soliman II., dem größten Fürsten der Türken, verbündete, der in Ungarn einfiel, und glücklicher war als Karl, der schimpflich von dem belagerten Marseille wieder abziehen mußte. Allein weder ein Waffenstillstand zu Nizza, noch eine persönliche Zusammenkunft zu Aigues Mortes an der Rhone, konnten, trotz aller Freundschaftsversicherungen der Fürsten, die Ruhe dauernd herstellen; denn Franz wollte Mailand nicht verschmerzen, und es begann (1542 — 44) ein neuer Krieg. Karl drang mit Heinrich VIII. von England in Frankreich ein, und stand schon zwei Märsche von Paris, wo sich alles flüchtete; da bot Franz zu Crespy Frieden, der auch Karln, der deutschen Angelegenheiten wegen, sehr erwünscht war. Doch behielt auch hier Franz das streitige Burgund und Karl Mailand. In vier Kriegen wurde also so gut wie nichts erlangt. Erst Heinrich, Franzens Sohn, der sich 1551 mit Moritz von Sachsen gegen Karl verbündete, nahm die drei lothringischen Bisthümer, Metz, Toul und Verdün, und Karl versuchte vergebens, sie ihm wieder zu entreißen, (1552 — 1555).

Glücklicher war Karl im Kampfe mit den Ungläubigen. Noch immer hatte kein Türkenzug zu Stande kommen können, weil es an Geld und Mannschaft und an gutem Willen bei den deutschen Fürsten fehlte. Schon oft war Soliman nach Ungarn eingebrochen, und so auch wieder 1526. Da, in der blutigen Schlacht bei Mohacz, 1526, blieb Ludwig, der König von Un-

garn und Böhmen, gegen ihn. Nach frühern Verträgen folgte nun dem kinderlosen Schwager der Gemahl seiner Schwester Anna, Erzherzog Ferdinand von Oestreich, Karls Bruder, auf beiden Thronen nach; dafür rückte aber Soliman, mit Hülfe des Woiwoden von Siebenbürgen, Johann Zapolya, der Ferdinand als König nicht anerkennen wollte, durch Ungarn bis vor Wien, 1529, ohne es indeß seinem tapfern Vertheidiger, Nicolaus von Salm, entreißen zu können. Allein 1532 bedrohte er es von neuem. Jetzt aber zog Karl gegen ihn, und dem tapfern Sebastian Schärtlin gelang es, einen Theil der Feinde aufzureiben. Die übrigen hielt die kleine Festung Günz auf, und Soliman kehrte um, um sein Morea von Andreas Doria, der dort gelandet, wieder zu befreien. Noch glänzender war Karls Seezug gegen Tunis, (1535) von wo aus ein kühner Usurpator, der Seeräuber Hayradin Barbarossa, Karls Küstenländer anfeindete. Andreas Doria führte Karln mit 30000 Mann über. Mit Sturm wurde das feste Hafenschloß Goleta genommen; Hayradins Heer geschlagen und Tunis erobert. Als ihren Befreier priesen Karln 22000 Christensclaven durch ganz Europa, und Karl selbst nannte diesen Rettertag den schönsten seines Lebens. Der verdrängte König Hassan, Karls Vasall, bekam sein Tunis wieder, Hayradin aber floh nach Algier. Dort suchte ihn Karl 1541 auf, doch diesmal gegen Dorias Rath. Ein schwerer Sturm zerstreute die Flotte, ein furchtbarer Regen, und die leichtberittenen Türken, ließen die ermatteten Truppen nicht lagern, und Karl, obgleich alle Strapatzen, wie der gemeinste Krieger, theilend, mußte froh sein, das Heer wieder einschiffen zu können. —

Bei weitem wichtiger aber war, was Karl nicht so sehr für Deutschland, als in Deutschland that. Die Sache der immer mehr um sich greifenden Reformation mußte ihm weniger um der abweichenden Lehrsätze, und der Angriffe auf Papst und Kirche, die er wohl öfters insgeheim nicht ungern sah, als wegen der Wahrscheinlichkeit bedenklich werden, daß sich mit der Zeit aus der religiösen auch eine politische Partei bilden könne. Wie gern hätte er aber bei seinen vielen auswärtigen Reichen und Kriegen hier wenigstens Ruhe erhalten! Aber wie jede Partei die

andere fürchtete und argwöhnisch beachtete, mußte auch bald jede auf engere Vereinigung unter sich bedacht sein. Auf das Gerücht, daß einige katholische Fürsten sich zu Dessau zur Unterdrückung der neuen Lehre vereinigt hätten, verbündeten sich der Kurfürst Johann von Sachsen und Landgraf Philipp von Hessen, zur Vertheidigung ihrer Lehre. Doch noch hielt ein Schwert das andere in die Scheide, und ein Reichstagsabschied oder Beschluß von Speier erklärte: (1526) in Religionssachen möge sich jeder bis zu einem allgemeinen Concilium so verhalten, wie er es vor Gott und Kaiser verantworten könne.

Als aber auf einem zweiten Reichstag zu Speier (1529) dieser Beschluß umgeworfen wurde, und durch Stimmenmehrheit (in dieser Religions- und Gewissenssache!) entschieden werden sollte: übergaben die Anhänger der Reformation eine feierliche Protestation dagegen (wovon ihnen seit 1529 der Beiname Protestanten wurde) und appellirten an Kaiser und Concilium. Wirklich hielt Karl V. im J. 1530 zu Augsburg einen allgemeinen großen Reichstag, wo ein von Melanchthon gearbeitetes Glaubensbekenntniß (Confessio fidei Augustana, 25. Jun. 1530) öffentlich vor Kaiser und Reich vorgelesen, und auf eine dagegen erschienene Widerlegung (Confutation) durch eine Vertheidigung (oder Apologie der Augsburgischen Confession) geantwortet wurde. Zwinglis Anhänger überreichten damals eine eigene Confession. Da Karl den Protestanten aber nur eine kurze Bedenkzeit bewilligte, traten sechs Fürsten, zwei Grafen, 11 Städte, wie Magdeburg, Strasburg, Ulm, Bremen u. s. w., zu denen später noch viele andere hinzukamen, zu Schmalkalden zu einem Bunde zusammen, dessen Oberste der Kurfürst von Sachsen und der Landgraf von Hessen wurden. Doch galt es nur der Vertheidigung der neuen Lehre, nicht einem Angriff auf die Katholiken. Dadurch erlangte man zu Nürnberg den ersten Religionsfrieden (1532) mit völliger Gewissensfreiheit bis zum Concilium, und versprach dagegen eine nachdrückliche Türkenhülfe; doch beschwichtigte dies die innere Gährung der Parteien nur auf kurze Zeit. Der Schmalkaldische Bund wurde mehrmals erneuert, aber auch 1538 ihm ein heiliger Bund von

den Katholischen entgegengestellt. Luther selbst fürchtete nichts so sehr, als einen Krieg, und ermahnte stets zum Frieden; auch wollte er nicht, daß seine Anhänger sich Lutheraner nannten, da nicht ihm, sondern dem Evangelium die Ehre gebühre. Leider hatte ihn so Manches in spätern Jahren sehr verstimmt. Die Vorsehung ersparte ihm den Jammer der nächsten Jahre; denn am 18. Febr. 1546 rief sie ihn zu Eisleben, seinem Geburtsorte, von seinem großen Tagwerk ab.

Mehrere Religionsgespräche zwischen den streitenden Parteien waren vergebens gewesen; und nun beschickten auch die Protestanten das endlich zusammen gekommene Concilium (1545) zu Trient nicht; weil dort, wo der Popst, ihr Gegner, nicht als Partei, wie sie, sondern als ihr Richter auftrete, kein gerechter Spruch zu erwarten stehe. So scheiterte des Kaisers letzte Hoffnung zur Ausgleichung der Sache. Aber an den Irrthum, daß überhaupt eine Wiedervereinigung statt finden könne, knüpfte sich der schlimmere, daß man mit Kanonen und Musketen, Meinung und Ueberzeugung kommandiren und bezwingen könne. Die Werbungen und Rüstungen, die Karl nun anstellte, erregten schnell die Besorgniß der Evangelischen; noch mehr die Antwort auf ihre Anfrage deswegen, daß er nur einige widerspenstige Stände züchtigen wolle. Schnell rüstete sich der Bund, und rückte, nach vorausgeschicktem Kriegsmanifest an „den durchlauchtigen Fürsten Karln, der sich den fünften, römischen Kaiser nennt,“ welches aber dieser nur mit einen Achtserklärung beantwortete, an die Donau; während die oberdeutschen Bundesstände Wirtemberg, Augsburg, Ulm, Costnitz u. a. m., unter Sebastian Schärtlin von Burtenbach, die Tiroler Pässe nach Italien besetzt hatten. Zwar hatte der Kaiser sich mit dem Papst, und mit dem protestantischen Herzog Moriz von Sachsen schon verbunden, schon Eilboten an seine Truppen nach Italien und in die Niederlande gesendet, schleunig zuzuziehen, doch stand er selbst nur erst mit einigen Tausenden bei Regensburg. Wie leicht wäre er damals zu besiegen gewesen!

Aber selbst, als das Bundesheer vereinigt über 50,000 Mann bildete, herrschte noch die unglücklichste Planlosigkeit und Verschiedenheit der Meinung bei den

Bundeshäuptern. Johann Friedrich der Großmüthige von Sachsen, und Philipp von Hessen, waren wie verschiedenen Characters, so auch verschiedener Meinung; wollte der eine schlagen, so verweigerte es der andere; ja Schärtlins treffliche Unternehmung, die Pässe nach Italien zu behaupten, mußte aus unnöthiger Furcht vor Baiern aufgegeben werden. So gewann der Kaiser Zeit, seine Truppen zu verstärken, und der Bund verlor den einzig glücklichen Augenblick, den Kaiser mit seinen 5000 Mann in Landshut zu besiegen. Endlich sprang auch noch die Hauptmine, auf welche Karl gerechnet hatte. Der kräftige und feurige Herzog Moriz, obwohl Protestant, doch nicht Mitglied eines Bundes, dessen Häupter zwar sein Vetter und sein Schwiegervater, aber zum gemeinschaftlichen Handeln ganz untauglich waren, hatte sich mit der Aussicht auf Ruhm und Ehre, und vielleicht im Hintergrunde auf Johann Friedrichs Land und Kur vom Kaiser zu einem geheimen Bunde gewinnen lassen, und fiel nun zur Execution der Reichsacht zugleich mit Karls Bruder, dem römischen König Ferdinand in seines Vetters Lande ein, die ihm dieser gar zur Beschützung anvertraut hatte, und nahm sie bis auf wenig feste Plätze weg. Ein Donnerschlag aus heiterer Luft für den Kurfürst! Johann Friedrich zog nun, ohne zu bedenken, daß ein Sieg über den Kaiser ohnehin sein Land befreien müsse, mit dem größten Theil des Heeres nach Sachsen, und gewann freilich sein eigenes Land bald wieder, und seines Gegners Land fast ganz dazu. Allein die dem Kaiser gegenüber gelassenen 9000 Mann konnten dessen Zug nach Schwaben nicht verhindern, und alle Bundesglieder mußten sich endlich seine Gnade mit schweren Opfern erkaufen. Sodann ging (Frühjahr 1547) der Kaiser über Eger nach Sachsen, und schlug unweit Mühlberg an der Elbe (24. April) in der sogenannten Lochauer Haide, den von verrätherischen Offizieren und schlechten Räthen umgebenen Kurfürst so, daß dieser nicht mehr nach Wittenberg, seiner Residenz und Festung, entkam, sondern, nur nach verzweifelter Gegenwehr, sich zum Gefangenen ergeben mußte. Schon hatte Herzog Alba in einem Kriegsgericht vor Wittenberg das Todesurtheil über ihn gesprochen, als er gegen Ab-

tretung seiner Kurwürde und Länder, (die sofort an Moriz kamen) und gegen Oeffnung der Festung Wittenberg begnadigt wurde, aber Jahrelang des Kaisers Gefangener blieb. Gleiches Schicksal der Gefangenschaft hatte bald auch Philipp von Hessen.

Die politische Partei war nun fast ganz vertilgt, die religiöse blieb; aber auch nur die erstere, schien es, hatte Karl in Deutschland (denn in seinen übrigen Staaten war er weit strenger) vertilgen wollen. Allein, wenn er nun selbst auf einem Reichstage zu Augsburg eine Religionsnorm bis zur Entscheidung des Conciliums (ein Interim) aufstellte, welches indeß von den wenigsten freiwillig angenommen wurde; wenn Karls Sprache auf dem von seinen Truppen umgebenen Reichstage immer strenger wurde, wenn es gar den Anschein hatte, als wolle er Deutschland zu einer Erbmonarchie seines Hauses machen: so lebte doch ein Mann, der mit einem einzigen kühnen Schlage alles dies vereitelte — Moriz, Kurfürst von Sachsen, derselbe, der zum Verräther der Protestanten geworden zu sein schien und jetzt ihr Retter wurde. In ihm allein hatte sich der schlaue Menschenkenner Karl verrechnet; weil er nur nach Politik und Leidenschaft die Menschen wog, nicht aber in Anschlag brachte, was Charakter vermag. Moriz ließ sich die Achtsexecution gegen die schmalkaldische Bundesstadt Magdeburg übertragen, bekam so Geld und Heer vom Kaiser selbst, und brauchte beide, als er genugsam gerüstet war, sich mit Heinrich II. von Frankreich und einigen deutschen Fürsten verbündet, und Magdeburg sich ihm geöffnet hatte, gegen Karln selbst. Ein rascher Zug gegen Insbruck brachte den mit seltner List und Verstellung — Künsten aus Karls Schule — getäuschten Kaiser zur Flucht nach Villach, 1552, und preßte ihm den Vertrag zu Passau ab (2. Aug. 1552), worin den Protestanten völlige Religionsfreiheit zugestanden wurde, die nachher (1555) im Augsburger Religionsfrieden (Deutschlands viertem Grundgesetze) bestätigt wurde. So erlangte der muthige Moriz mit seinem Schwert, was alle Religionsgespräche, Reichstage und Concilien den Protestanten nicht verschaffen konnten! In einem Kriege gegen seinen Bundesgenossen, Markgraf Albrecht von Brandenburg, blieb er bei Sievershausen; vielleicht

durch seines von ihm beleidigten Dieners, von Karas, mörderische Kugel (9. und 11. Jul. 1553). Gleichzeitig mit Moriz Unternehmung hatte sich Frankreich der lothringischen Bisthümer bemächtigt, und Karl war nicht im Stande, nur die Stadt Metz ihren tapfern Vertheidigern wieder zu entreißen. Solche schmerzliche Erfahrungen und körperliche Leiden machten ihn allmählich noch finsterer und düsterer, da sich ohnehin schon durch sein ganzes Leben hindurch ein Zug von Schwermuth (vielleicht ein Erbtheil seiner wahnsinnigen Mutter Johanna) hinzuziehen schien. Am Glücke verzweifelnd, gab er 1555 die Niederlande, und 1556 Spanien und Neapel seinem Sohne Philipp: dann trat er die deutsche Kaiserwürde seinem Bruder Ferdinand ab, und begab sich, von Wenigen begleitet, nach Estremadura in Spanien, wo er neben den frommen Hienonymiten von St. Just sich eine Wohnung bauen ließ, und zwei Jahre lang seine Zeit zwischen Andachtsübungen, mechanischen Künsten und Handarbeiten theilte, sogar sein eigenes Leichenbegängniß lebendig in einem Sarge feierte, und bald darauf, am 21. Sept. 1558, sein merkwürdiges und thatenreiches Leben endete.

Weniger kräftig und durchgreifend war Ferdinand I. (1558 — 1564), aber thätiger für das Reich und mildern Sinnes, als sein Bruder. Nicht allein seine neue Münzordnung, sondern auch die Ordnung für den bisher nur östreichischen, jetzt aber zu einem deutschen Reichsgericht erhobenen Reichshofrath (denen aus Karls V. langer Regierung nur die Halsgerichtsordnung als Criminalcodex (1532) an die Seite gestellt werden kann) beweisen seine Fürsorge fürs Reich, sondern auch die Toleranz, die er in Sachen der Religion verwalten ließ. Dennoch war Gährungsstoff und Unzufriedenheit von beiden Seiten genug vorhanden, welche ein Eiferer für den alten Glauben bis zur verwüstenden Flamme angeblasen haben würde, wobei ihm die Streitigkeiten unter den Protestanten selbst (durch heimliche Annäherung einer evangelischen Partei zum Calvinismus), die Unverträglichkeit der Calvinisten und der Anhänger Luthers überhaupt, ferner der seit 1540 gestiftete Jesuiterorden, sodann die zu Wien, Brüssel, Cöln und Luzern errichteten, bleibenden päpstlichen Gesandt-

schaften oder Nunciaturen und endlich die strengen Beschlüsse des Tridentinischen Conciliums (1563) die beste Hülfe geleistet haben würden. Auch ließ er sich von dem alten Papste Paul IV., der mit hildebrandischen Grundsätzen seine Wahl nicht anerkennen wollte, da Karls Resignation nicht in des Papstes Hände geschehen sei, keinesweges einschüchtern; statt die Inquisition einzuführen, begünstigte er den Protestantismus in seinen Erbstaaten, gab seinem Sohne Maximilian einen protestantischen Erzieher und forderte für seine Unterthanen den Kelch im Abendmahle. In ihm starb (25. Jul. 1564) ein Fürst, der bei längerer Regierung und etwas minderer Anhänglichkeit an die Geistlichen, Deutschlands tiefe Wunden hätte völlig heilen können, und der nicht umsonst in seiner Jugend Ciceros Buch von den Pflichten fast auswendig gelernt haben wollte.

Ihm folgte sein, schon 1562 zum römischen König gewählter, Sohn, Maximilian II. (1564 — 1576) im Geiste seines Vaters, mild und thätig, und fast noch toleranter, so daß sogar die Protestanten sich mit einem offenen Uebertritte des Kaisers zu ihrer Lehre schmeichelten. Er handelte nach dem oft von ihm ausgesprochenen Grundsatze: „daß Gott allein die Herrschaft über das Gewissen zustehe". Die kryptocalvinistischen Streitigkeiten spalteten das protestantische Deutschland immer heftiger, und in den Händeln des wüsten Wilhelm von Grumbach mit dem Bischof Zobel von Würzburg schien sogar das alte Faustrecht wieder aufleben zu wollen. Allein so kräftig sich der Kaiser den päpstlichen Anmaßungen wegen der sogenannten Obedienzleistung widersetzt hatte: so nachdrücklich wurden auch Grumbach und der in seine Aechtung mit hineingezogene Herzog Johann Friedrich von Sachsen als Landfriedensbrecher bestraft. Ein Glück für Max als König von Ungarn war es, daß mit des furchtbaren Solimans II. Tode (vor dem von Zriny tapfer vertheidigten Sigeth 1566) die drohende türkische Macht allmählig in Verfall kam, und die Unruhen, welche die Fürsten Siebenbürgens bisher noch immer erregten, damit ihren Stützpunkt verloren. Sehr wichtig und einflußreich auf Deutschland würde Maximilians Wahl zum Könige von Polen (1575) gewesen sein, wenn nicht sein

Tod (23. Mai 1576) die Verdrängung eines Gegenkönigs und die wirkliche Besitznahme verhindert hätte.

Leider war der römische König Rudolf II. (1576—1612) der nun folgte, seinem Vater sehr wenig ähnlich. In Spanien von Jesuiten erzogen, war er, wenn auch nicht ohne Gelehrsamkeit, doch ohne seines Vaters weises Duldungssystem, und gänzlich ohne sichern politischen Blick in die merkwürdigen Ereignisse seiner Zeit, in welche zeitgemäß einzugreifen seine Indolenz verhinderte. Bewanderter als in seinem Deutschland, war er als Astronom und Adept in den Sternen und der Goldmacherkunst. Darum sah er ruhig zu, wie Spaniens Philipp II. die schönen Niederlande durch den furchtbaren Alba, der an 18000 Ketzer-Hinrichtungen noch nicht genug hatte, verwüstete, und die sieben nördlichen Provinzen sich mit Gewalt ihre vorenthaltene Freiheit erkämpften (1579); wie zwischen Katholiken und Protestanten immer heftigere Ausbrüche verhaltenen Hasses erfolgten, und beide sich nicht einmal über Gregors XIII. verbesserten Calender vereinigen konnten; und wie sich endlich die Hauptparteien Deutschlands in zwei großen bewaffneten Verbindungen, die Protestanten unter dem reformirten Kurfürst Friedrich IV. von der Pfalz in der sogenannten Union von 1608, die Katholiken mit dem großen Herzog Maximilian I. von Baiern an der Spitze der sogenannten Liga 1609, einander gegenüber stellten. Beide Fürsten waren aus Wittelsbachisch-bairischem Stamm; aber nur Maximilian war ein Mann von entschiedener Kraft und politischer Umsicht, und darin damals gewiß der erste Fürst Deutschlands. Doch traten zu der protestantischen Union nur wenige Fürsten und Städte bei, zum größten Theil aus Haß gegen das calvinistische Bundeshaupt. Aber Rudolf sollte doch den Ausbruch des wechselseitigen Hasses nicht erleben. Nachdem ihm sein Bruder Matthias zur Abtretung von Oestreich und Ungarn mit Hülfe seiner Protestanten gezwungen hatte, und Rudolf den Utraquisten Böhmens im sogenannten Majestätsbriefe (1609) freie Religionsübung, und das Recht neue Kirchen und Schulen in dem Gebiete utraquistischer Stände anzulegen, hatte zugestehen müssen, nöthigte ihm Matthias an der Spitze eines Heeres auch noch Böhmen, Schlesien und die Lausitz ab, weil Rudolf damit

umging, seinem Vetter Ferdinand, der damals Steiermark besaß, und dann seinem eigenen Bruder Leopold mit Uebergehung des verhaßten Matthias die Erbfolge in Böhmen und Schlesien zuzuwenden. So blieb ihm endlich nichts übrig, als die deutschen Stände anzuflehen, ihn wenigstens unter seiner unfruchtbaren Reichskrone nicht verhungern zu lassen. Aber ehe darauf ein Entschluß erfolgte, und ohne seinen Nachfolger genannt zu haben, starb er im Januar 1612, zur rechten Zeit für Deutschland und für ihn selbst, da er nur noch im Tode Ruhe zu finden glaubte.

So folgte nun Matthias (1612 — 1619) auf dem deutschen Kaiserthron, gewählt auf der letzten glänzenden Fürstenversammlung zu Frankfurt, die so zahlreich nie wieder zusammen kam. War's doch, als hätte man für immer von einander Abschied nehmen wollen! Er war thätiger als sein Bruder und von dem besten Willen, die kirchlichen Parteien in Deutschland mit gleicher Gerechtigkeit zu behandeln; allein er konnte der steigenden Religions-Spannung, die alle Verhandlungen der Reichstage über Türkenhülfe, Gebrechen des Münzwesens und Reichskammergerichts hemmten und vergeblich machten, nicht mächtig werden, und erlebte selbst noch ihren Hauptausbruch. Viele Vorzeichen desselben waren bereits vorausgegangen; wie selten aus heiterm Himmel das Ungewitter hervorbricht, sondern an dem dunkeln Horizont mit einzelnen Wetterleuchten und Schlägen sein schweres Kommen verkündigt. Vielleicht beschleunigte es aber Matthias selbst, als er (kinderlos wie seine Brüder) seinen Vetter Ferdinand von Steiermark zum Nachfolger in den gesammten Erbländern ernannte, der auch von den Böhmen und Ungern, 1617, gegen das eidliche Versprechen, alle Privilegien und Freiheiten aufrecht zu erhalten, gekrönt wurde. Ferdinand war aber in Ingolstadt von den Jesuiten erzogen und stets erinnert worden, daß es außer der katholischen Kirche nicht nur keine Seligkeit gebe, sondern auch der Fürst gleicher Verdammniß schuldig werde, der seine protestantischen Unterthanen nicht zur allein seligmachenden Kirche zurückführe. Darum hatte er schon in seiner Steiermark die Protestanten von Haus und Hof getrieben.

Da trug es sich zu, daß von den protestantischen

Unterthanen des Prager Erzbischofs zu Klostergrab und von denen des Abts von Braunau an letzterm Orte Kirchchen aufgerichtet, aber von den Katholiken theils wieder zerstört, theils geschlossen wurden. Auf die Beschwerde der Protestanten darüber erfolgte der Bescheid: im Majestätsbrief sei ein solcher Bau nur den protestantischen Ständen, nicht aber Unterthanen katholischer Stände verwilligt worden. Ein Aufstand zu Braunau brachte viele Bürger ins Gefängniß. Da sammelten sich die aufgebrachten Utraquisten und Protestanten um den kühnen Grafen Matthias von Thurn, wählten ihn zu ihrem Defensor, erhielten aber auf ihre Beschwerdeschrift vom Kaiser harte Antwort. So zogen sie selbst bewaffnet auf das Prager Schloß, und warfen zwei königliche Räthe, Martiniz und Slawata mit dem Secretär Fabricius, als angebliche Verfasser jener Antwort, 30 Ellen hoch zum Fenster herab, und fanden bei dieser ächt böhmischen Execution nichts weiter sonderbar, als daß die Herrn, die auf weichen Schutt gefallen waren, trotz der Höhe und einiger nachgeschickten Schüsse mit heiler Haut davon laufen konnten. Das aber leuchtete ihnen ein, daß sie nun gegen die sie erwartende Strafe sich verstärken und schlagfertig machen müßten.

Wer hätte ahnen können, daß dieser 23te Mai 1618 nur der erste von 12000 Schreckenstagen sein, und diese Handlung die Losung zu 30 blutigen Kriegesjahren für einen großen Theil Europas geben würde? Und doch war es so, weil die Sache der böhmischen Utraquisten bald Sache der Protestanten überhaupt werden mußte; weil ferner des Gährungsstoffes zu viel fast überall verbreitet war, und bald auch die Politik darin ein Mittel sah, das übermächtige Haus Habsburg in beiden Linien (in Deutschland und den Erbreichen, wie in Spanien, Niederland und Italien) zu demüthigen.

Die Böhmen ernannten eigenmächtig dreißig Directoren, vertrieben ihre Todfeinde, die Jesuiten, und gaben dem Grafen Thurn den Heerbefehl. Nur wenige Städte Böhmens blieben dem Kaiser treu; dagegen machten die Protestanten in der Lausitz, in Schlesien, Mähren, Oestreich und Ungarn bald mit ihnen gemeinschaftliche Sache. Auch die Union sendete 4000 Mann unter Graf Ernst von Mansfeld. Der ohnmächtige Matthias konnte

nichts, als fruchtlos unterhandeln, und starb am 20. März 1619.

Ferdinand II. (1619—1637) war bei andern, wirklich trefflichen, Eigenschaften durch seinen ungestümen Religionseifer nicht der Mann, der den großen Sturm beschwören konnte. Die Sonne, die seinen Regierungsjahren leuchtete, ging blutroth auf und unter. Die Böhmen unter Thurn drangen anfangs bis nach Wien vor, (ihre Kugeln erreichten seine Burg!) mußten aber zurück, um ihre Hauptstadt gegen die Oestreicher zu decken, die Mansfeld geschlagen hatten. Dies benutzte Ferdinand, zur Kaiserwahl nach Frankfurt zu eilen (28. Aug. 1619). Die Union und die Böhmen protestirten vergebens; aber letztere erklärten ihn ihres Throns verlustig und wählten das Haupt der Union, Kurfürst Friedrich V. von der Pfalz, zu ihrem Könige. Dafür gewann Ferdinand das Haupt der Liga, seinen Jugendfreund Maximilian von Baiern und außer dem Papste und Spanien auch den Kurfürst Johann Georg von Sachsen, den Feind des neuen calvinistischen Böhmenkönigs. — Friedrich sah in Böhmen die ihm drohende Gefahr vor lauter Festlichkeiten nicht, und wähnte sich sicher, da die Union wenigstens seine Unterpfalz vertheidigen wollte, die aber bald darauf vom Spanischen Heere unter Spinola besetzt wurde. Als aber Maximilian mit Ferdinands Feldherrn Buquoi gegen Prag heranzog, entschied die Schlacht am weißen Berge (8. Nov. 1620) vor Prags Thoren in einer Stunde Friedrichs und der Böhmen Schicksal.

Friedrich stand zeitig genug von der Tafel auf, um von den Wällen der Stadt die völlige Niederlage der Seinigen mit anzusehen, und floh alsdann nach Schlesien und Holland. In einer eigenmächtigen Achtserklärung des Kaisers, wurden ihm alle seine Länder abgesprochen, (was hatten seine Kinder denn verbrochen?), Prag und fast ganz Böhmen wurde wieder eingenommen, und die Union löste sich ganz auf. In Böhmen wurden viele der Vornehmsten hingerichtet, oder des Landes verwiesen und ihrer Güter beraubt; die protestantischen Prediger verjagt und viele der gleichgesinnten Unterthanen aus dem Lande vertrieben; die Jesuiten zogen aber triumphirend in ihre Collegien und ihren

unbeschränkten Einfluß wieder ein. Der Majestätsbrief wurde vernichtet, und die ständischen Vorrechte aufgehoben. Zwar schlugen sich noch Mansfeld, Markgraf Georg Friedrich von Baden-Durlach, und Herzog Christian von Braunschweig für die protestantische Sache, ohne aber dem Ganzen eine andere Wendung geben zu können. Maximilian nahm nun auch die Oberpfalz, (wie der Spanier Spinola die Unterpfalz) und Ferdinand übertrug ihm beide Pfalzen nebst der Kurwürde, und dem Kurfürst von Sachsen für die in den Lausitzen und Schlesien dem Kaiser geleistete Hülfe, die beiden Lausitzen, anfangs unterpfändlich (1623), dann auf immer (1635).

Der erste Act des Krieges war für Ferdinand glorreich beendet, die katholische Partei blieb Sieger. Weil aber die übrigen deutschen Protestanten ein gleiches Schicksal erwarten konnten, die Liga unter Tilly gerüstet stehen blieb, und König Karl I. von England seines Schwagers Friedrichs Restitution wünschte: so trat König Christian IV. von Dänemark als Vorfechter der Protestanten auf, (1625 — 29) wurde aber von Tilly bei Hannover, von Wallenstein bei Lutter am Barenberge (27. Aug. 1626) so geschlagen, daß der ganze niedersächsische Kreis, an dessen Spitze Christian stand, und das feste Land von Dänemark in des Siegers Hände fielen, die Herzoge von Meklenburg (deren Land Wallenstein erhielt) als Feinde geächtet werden konnten, und Christian endlich zu Lübeck seinen Frieden schließen mußte (1629). Hatte auch Wallenstein das feste Stralsund, und damit die Ostseeherrschaft nicht gewinnen können, so hatte er doch eigentlich den Krieg so rühmlich durchgeführt. Ein kühner unruhiger böhmischer Edelmann, für welchen in der gewöhnlichen Ordnung der Dinge nirgends Platz war, und welchem sonderbare Jugendschicksale, und seine, bei nächtlicher Weile, oft befragten Sterne eine große Rolle vorher verkündet hatten, hatte er schon in Ungarn und vor Prag tapfer gefochten, und nun gegen Dänemark dem Kaiser selbst ein großes Heer von 50000 Mann geworben. Dafür wurde ihm zum Titel eines Fürsten von Friedland (in Böhmen), der eines Herzogs von Meklenburg, und die deutsche Reichsfürstenwürde.

Der Krieg schien nun beendet; kein Feind vorhanden, der Friede nahe. Aber Ferdinand, zu wenig mäßig im Glücke, und seinen Jesuiten zu ergeben, schuf von neuem Krieg und Feinde. Sein Restitutionsedikt (1629) erschien, und befahl, daß alle, seit dem Passauer Vertrage, von den Protestanten eingezogenen geistlichen Güter (2 Erzbisthümer, 12 Bisthümer, und viele geringere Stifter und Klöster) in katholische Hände zurückgegeben, und die Reformirten vom Religionsfrieden ausgeschlossen, die protestantischen Unterthanen katholischer Fürsten aber zum Katholicismus zurückgebracht werden sollten. Dadurch, und durch die grausame Vollstreckung des Edikts in einigen deutschen Gebieten, rief man die Protestanten von neuem in die Schranken. — Allein zu gleicher Zeit beraubte sich der Kaiser seines siegreichen Feldherrn Wallenstein. Denn dessen Feindschaft gegen Maximilian, der mit der Auflösung der Liga drohte, der stolze Druck, den Heer und Feldherr bei Freund und Feind gleich sehr übten, das Revolutionaire seiner ganzen Rolle überhaupt, gereichten ihm gleich sehr zum Verbrechen, und auf einem Fürstentag zu Regensburg wurde er des Heerbefehls entsetzt, sein Heer zum Theil entlassen, zum Theil unter Tillys Befehl gestellt.

Es schien sich jetzt um die Sache des ganzen Protestantismus zu handeln. Darum ergriff der junge Schwedenkönig, Gustav Adolf, wohl wissend, daß auch sein Thron auf der Reformation beruhe, aber auch aus Mitgefühl für den Druck der deutschen Glaubensbrüder, und von Frankreichs großem Cardinal-Minister, Richelieu, dazu ermuntert, die Waffen, und landete (24. Juni 1630) mit 13800 Mann wohlversuchter Schweden an der Küste Pommerns, mit dessen Herzog er sich vereinte, restituirte Meklenburg, schloß mit dem katholischen Frankreich, welches Oestreichs Macht nicht länger wachsen lassen durfte, einen Bund, zwang den Kurfürsten von Brandenburg zu einer Allianz, und zog dann in die Gegenden der Elbe, während Tilly von der andern Seite sich Magdeburg näherte. Diese doppelte Gefahr bewog endlich auch Johann Georg von Sachsen, der gern einen Neutralitätsbund mit einigen deutschen Fürsten zusammengebracht hätte, sich, so wie Hessen

that, dem Schwedenkönige anzuschließen. Freilich kostete dieses Zögern der protestantischen Fürsten dem unglücklichen Magdeburg seine Existenz, indem es von Tilly (10. Mai 1631) erobert, wahrscheinlich aber nur von dessem Obersten, Pappenheim, in Brand gesteckt, und mehrere Tage lang unter unsäglichen Martern der protestantischen Einwohner, ausgeplündert wurde. Zwar wurde jetzt noch Leipzig von den ligistischen Völkern besetzt, aber auch schon (7. Sept. 1631) nicht weit davon, bei Breitenfeld, Tilly, der Anführer der Kaiserlichen, gänzlich geschlagen. Diesmal hatte sich doch der vorsichtige Mann weiter ins Wasser gewagt, als er den Grund noch sehen konnte; und die Mordbrenner von Magdeburg deckten zu Tausenden das Wahlfeld.

Diese Schlacht veränderte sogleich die ganze Lage der Dinge. Der vom Kaiser verspottete „Schneekönig" war nun Meister des nördlichen Deutschlands, und kein kaiserliches Heer vorhanden, ihn von seinem Vordringen nach Süden abzuhalten. Zwar sammelte Tilly ein neues Heer, und stellte sich endlich am Lech dem aus den Rheingegenden nach Baiern vordringenden Schwedenkönige entgegen. Aber Glück und Selbstvertrauen hatten ihn gleich sehr verlassen. Der König erzwang nach heftiger Kanonade den Uebergang, und Tilly, schwer verwundet, starb zu Ingolstadt; ein trefflicher General, und Sieger in 36 Schlachten. Nur vor dem hellern Glanze eines Gustav und Wallenstein bleichte sein Ruhm, der noch den seltnen Zusatz erhält, daß Tilly nie ein Weib berührt und nie einen Rausch gehabt habe. Augsburg, wo Gustav sich, wie in mehrern andern Städten, als Oberherr huldigen ließ, wurde besetzt, Ingolstadt aber vergeblich bestürmt und beschossen, und Landshut und München, welches Gustav mit einem goldnen Sattel auf einem magern Gaule verglich, selbst entgingen der Rache für Magdeburg nur durch schnelle Unterwerfung. So wurde der Kaiser selbst in seinen Erblanden bedroht. In dieser Noth gedachte er des vor zwei Jahren wenig ehrenvoll entlassenen Wallenstein, der unterdeß auf seinen Gütern in Böhmen und in Mähren wie ein großer Fürst im Kleinen (60 Edelknaben, und sogar gewesene kaiserliche Kammerherrn bedienten ihn; 300 auserlesene Pferde fraßen in seinen

Ställen aus marmornen Krippen) gelebt hatte, und sich herzlich freute, den Urheber seines Falls so schwer bedrängt zu sehen. Unter schweren Bedingungen gewährte er dem Kaiser seine Bitte, ein Heer zu sammeln. Wie er es aber sammelte und führte, war es sein Heer im vollen Sinn des Worts; seinem Glücksstern folgten die Soldaten, nicht dem Kaiser. Er selbst duldete keinen andern Oberbefehl aller kaiserlichen Truppen, als seinen eigenen, und der Kaiser durfte nie beim Heer erscheinen.

Der souveraine Feldherr räumte nun zuerst Böhmen von den Sachsen, die nach der Breitenfelder Schlacht, dem Kriegsplane von Halle gemäß, sich selbst Prags bemächtigt hatten, und weiter in des Kaisers Erblande vordringen sollten. Endlich, nach langem Flehen Maximilians, ihn von den Schweden zu erlösen, bewegte er sich langsam gegen die Reichsstadt Nürnberg, wo sich Gustav bereits verschanzt hatte. Da lagen beide Heere in festen Lagern 11 Wochen sich gegenüber; endlich stürmte Gustav seines Gegners Schanzen, wurde aber mit großem Verlust zurückgeworfen, und ging zurück nach Baiern. Als sich aber Wallenstein unerwartet nach Sachsen wendete, zog Gustav, zur Rettung seines Bundsgenossen, nach, und stellte sich bei Lützen (unweit Leipzig) dem kühnen Wallenstein gegenüber. Am 16. Nov. 1632, Mittags, begann die blutige Schlacht von beiden Seiten mit der größten Tapferkeit, und zwischen den größten Feldherrn ihrer Zeit. Der rechte Schweden Flügel, unter Gustav, warf den linken Wallensteinischen zurück; unterdeß wich der Schweden linker, unter Bernhard von Weimar; aber an der Spitze von Steenbocks Regiment, eilte Gustav ihm zu Hülfe; da, einer kaiserlichen Schwadron zu nahe gekommen, fiel der König durch zwei nahe Schüsse in den Arm und in den Rücken; (und hinter ihm ritt Franz, Herzog von Lauenburg). Das flüchtige Pferd verkündete den Schweden den Verlust des Königs; sie aber, nicht entmuthigt, sondern racheschnaubend, drangen unter Bernhard vor, und erkämpften, obgleich auch noch Graf Pappenheim von Halle hereilend mit frischen Reiterregimentern eintraf, einen blutigen, aber vollständigen Sieg. Pappenheim selbst blieb, und Wallenstein floh

mit dem Rest des Heeres nach Böhmen. Sachsen war befreit, allein um welchen Preis?

Der edle Gustav fiel — vielleicht durch die Mörderhand jenes Begleiters, der bald darauf wieder zu den Oestreichern überging — mitten im Laufe seiner Siege, und fiel noch mit dem Ruhme, eine große Sache groß vertheidigt zu haben. Ob ein umfassender Eroberungsplan in seinem Innern lag, bleibt nun zum Ruhme seiner Uneigennützigkeit, unausgemacht. Einfach, wie der Held selbst, bezeichnet den Ort seines Falles ein grauer Denkstein, der nach fast zwei Jahrhunderten erst glänzendere Nachbarn bekommen sollte. Gustavs Werk führten nun zwei Männer in seinem Sinne fort, Bernhard von Weimar im Feld, Axel Orenstjerna der Kanzler im Kabinet. Doch gingen aus Gustavs Kriegsschule noch andere Helden, wie Wrangel, Baner, Horn, Torstenson, Königsmark u. s. w. hervor. Aber die Einheit des ganzen mangelte; die deutschen Fürsten wurden lauer, und am wenigsten wollte Sachsens Kurfürst von einem schwedischen Edelmanne abhängig sein. Wallenstein hatte in Böhmen sein Heer gestraft, dann ergänzt, that aber nichts für die allgemeine Sache. Im Gegentheil spann er Unterhandlungen mit den Sachsen und Schweden an, und bot ihnen Frieden und Bündniß, und bedang sich nur für sich Mähren und Oberöstreich aus. War es Ernst oder Täuschung; wollte er seine Truppen nur versuchen, oder die Feinde in die Falle locken? Genug, in Wien ahnete man Verrath; mehrere seiner Generale verklagten ihn und sollten ihn nun gefangen nach Wien liefern. Das war schwerer als ihn zu tödten. Darum wurde er zu Eger (25. Febr. 1634) von einigen seiner Leute ermordet; ob schuldig, ob unschuldig, ist unausgemittelt geblieben; im letzten Falle büßte er wenigstens die Schuld eines sehr unklug-zweideutigen Benehmens; übrigens ein wilder Zögling einer wilden rohen Zeit.

Den Heerbefehl übernahm des Kaisers Sohn, der Erzherzog Ferdinand. Er vertrieb die Schweden aus Baiern, und stieß mit Gallas bei Nördlingen in Franken auf die Schweden, unter Gustav Horn und Bernhard. Die Schlacht daselbst am 6. Sept. 1634 war mörderisch; Horn wurde gefangen und Herzog Bern-

hard floh an den Rhein. Dieser wichtige Sieg verschaffte schnell den Katholiken das verlorne Uebergewicht wieder; Sachsen schloß einseitig und vielgetadelt deswegen zu Prag Friede und Bündniß mit dem Kaiser (1635), und andere Fürsten folgten nach. Die Sache der Schweden und der Protestanten lag danieder. Da aber griff, egoistisch-hülfreich, Richelieu oder Ludwig XIII. ein, in der Hoffnung, sich am Rhein reichlich zu vergrößern; und schloß mit Oxenstjerna einen neuen Bund, erklärte auch an Spanien den Krieg, und gab somit statt des anfänglichen religiösen Zwecks dem Kriege eine ganz veränderte und rein politische Richtung. Herzog Bernhard trat als Eroberer am Rheine auf, und suchte sich den Elsaß zu gewinnen; allein kaum sah er sich am Ziele, kaum war mit dem ausgehungerten festen Breisach der Elsaß in seinen Händen, als auch Richelieu ihm heimlich sein tapferes Herr abwendig machte, und Bernhard in der Blüthe seiner Jahre eines bedenklich schnellen Todes starb, 1639.

Doch dieses Gegners Tod hatte Ferdinand II. selbst nicht mehr erlebt, aber wohl noch gesehen, wie Sachsen von den schwer erbitterten Schweden (gewesenen Freunden!) unter Baner, auf das furchtbarste geplagt und gezüchtigt wurde, und wahre Kreuz- und Marterjahre hatte. Aber wenn Ferdinand auch viele bittere Erfahrungen gemacht hatte, viele schöne Hoffnungen vereitelt sah, so ließ ihn doch die heilige Maria, die er seine Generalissima nannte, wenigstens noch die Freude erleben, daß sein Sohn Ferdinand zum römischen König erwählt wurde, der nun auch dem, 15. Febr. 1637 verstorbenen, Vater als

Kaiser Ferdinand III. (1637 — 1657) folgte. Mit ihm und Frankreichs offner Einmischung in diesen Krieg, beginnt zwar ein neuer Act des großen kriegerischen Trauerspiels; doch zeigte sich in Ferdinands geringerer Abhängigkeit von Spanien und den Jesuiten von einer Seite wenigstens eine Friedensaussicht, und seit 1640 trat auch der große Kurfürst von Brandenburg unabhängiger von Oestreich auf, als sein Vorgänger und dessen bestochener Minister Schwarzenberg. Auch fing, seitdem die Franzosen in dem Elsaß, die Schweden sich in Pommern festgesetzt hatten, im Ganzen ein rechter

Zweck des Kriegs zu fehlen an; zumal, da doch eine Art von Gleichgewicht wieder hergestellt, und keine religiöse Partei auf einen entschiedenen Sieg über die andere in kirchlicher Hinsicht mehr rechnen konnte. Der Krieg fing an, im Kriege aufzuhören, und wenn noch Feindseligkeiten und Schlachten vorfielen, so war es mehr, um neue Länder auszusaugen, auf fremde Kosten die Armeen zu erhalten, und wo möglich, durch einige entscheidende Schläge bei einer Friedensunterhandlung eine nachdrücklichere Sprache führen zu können. In diesem Sinne geschah es, daß der Franzose Guebriant und Baner (1640) Regensburg, wo Ferdinand so eben Reichstag hielt, zu überrumpeln suchten, aber es wegen Thauwetters nur bei einer Kanonade bewenden lassen mußten; daß der podagrisch-kranke und doch blitzschnelle Torstenson, Baners Nachfolger, in Schlesien und Mähren eindrang, Olmütz nahm und Wien bedrohte; hierauf aber auf dem blutigen Boden von Breitenfeld (2. Nov. 1642) den Erzherzog Leopold, Ferdinands Bruder, und Piccolomini besiegte und damit Leipzig gewann; dann aufs neue durch Mähren bis vor Wien streifte und auf einmal wieder, wie durch ein Wunder, 100 Meilen davon an den Ostseeküsten und in Holstein und Schleswig stand, um Dänemarks Eifersucht auf die schwedischen Siege zu bestrafen (1643 — 44). Den nachrückenden Gallas schlug Torstenson, und bald auch eine andere östreichisch-bairische Armee unter Hatzfeld bei Jankowitz. Selbst des schwer gedrückten Sachsens Waffenstillstand mit Schweden machte wenig Aenderung (1645), und wenn der treueste Freund des Kaisers, Maximilian durch Wrangel und Turenne zu einem Waffenstillstand (1647) gezwungen wurde, so brach er ihn doch bald zu seines Landes großem Leiden wieder. Dem Kaiser fehlte es endlich so sehr an guten Generalen, daß er sogar einem Calvinisten, Melander von Holzapfel, sein letztes Heer anvertrauen mußte. Aber der Krieg sollte da enden, wo er angefangen hatte. Am 25. Jul. 1648 nahm Königsmark die Prager Kleinseite und wollte dann die Hauptstadt selbst bestürmen, als endlich das 30 Jahre lang ersehnte Friedenswort von Westphalen her erscholl. —

Schon 1641 hatte sich Ferdinand zur Eröffnung der Friedenspräliminarien in Hamburg und zu einer —

wenigstens sogenannten — allgemeinen Amnestie verstatten, allein erst 1645 konnte der Friedenscongreß selbst zu Münster und Osnabrück eröffnet werden. Nach unglaublichen Schwierigkeiten (oft über große Kleinigkeiten) brachte der östreichische Graf Trautmannsdorf den sogenannten Westphälischen Frieden zu Münster zwischen Ferdinand und Frankreich, zu Osnabrück zwischen Ferdinand und Schweden, zu Stande. Leider waren es zwei außer-deutsche Kronen, welche den Frieden dictirten und sich darin auf Deutschlands Kosten wohl bedachten. Denn Frankreich bekam den Elsaß, so weit er Oestreich gehörte, die Festung Breisach und den Sundgau, damit aber ein offnes Thor nach Deutschland; Schweden: Vorpommern nebst der Insel Rügen und einem Theil von Hinterpommern, Wismar, Bremen und Verden, nebst dem Recht der Reichsstandschaft; Brandenburg: die secularisirten (oder weltlich gemachten) Stifter Magdeburg, Halberstadt, Camin und Minden; Meklenburg: Schwerin und Ratzeburg u. s. w. In Hinsicht der Religion wurde der augsburgische Religionsfriede bestätigt und auf die Reformirten ausgedehnt, mit völliger Gewissensfreiheit und Gleichheit aller politischen Rechte; wegen der geistlichen Güter und der Religionsübung sollte alles bleiben wie es im Jahre 1624 als Normaljahr gehalten worden wäre. In Ansehung der andern politischen Verhältnisse wurde festgesetzt, daß eine allgemeine Amnestie und Restitution statt finden sollte, jedoch nicht in Böhmen, und im pfälzischen Hause nur so, daß Karl Ludwig, der Sohn des unglücklichen und gleich nach Gustav Adolf gestorbenen Friedrich V. die Unter- oder Rheinpfalz zurück und eine achte Kur bekommen, Maximilian von Baiern aber die ehemalige pfälzische Kur und die Oberpfalz behalten sollte. Außerdem wurde den deutschen Ständen die längst geübte Landeshoheit bestätigt, wohin auch das Recht Bündnisse unter einander und mit Fremden (nur nicht zum Schaden des Reiches) zu schließen gehörte. Auch die Freiheit und Unabhängigkeit der Schweiz vom deutschen Reiche und der Niederlande von Spanien, wurde förmlich anerkannt.

So war ein Krieg beendet, welcher unsägliche Leiden 30 Jahre lang über Deutschland brachte und gewaltsame Veränderungen herbeiführte, die man vor demselben kaum für möglich gehalten hätte. Fast zwei Dritttheile der Einwohner Deutschlands waren zu Grunde gegangen, weniger durch Schlachten als durch Seuche, Pest, Hungersnoth, Martern und Verzweiflung. Schreckliche Belege dazu bietet die Geschichte der einzelnen Staaten dar. Wenn auch kein Kriegsvolk viel humaner als das andere war, und besonders das Wallensteinische heimatlos zusammengerafft, fast kein Vaterland zu schonen hatte: so gaben doch die Schweden besonders in dem von ihnen abtrünnig gewordenen Sachsen die schrecklichsten Beweise der Unmenschlichkeit. Um versteckte Schätze zu erfahren, goß man den Eigenthümern Mistgauche in den Hals und sprang ihnen dann auf dem aufgeschwellten Leibe herum (Schwedentrank); nagelte kleine Kinder an die Thore und schoß nach ihnen wie nach Scheiben, und was man sonst noch Unmenschliches ersann. Ist doch der Mensch überhaupt in nichts erfindungsreicher gewesen, als in Martern für seine Nebenmenschen! Ganze große Strecken waren verödet, Menschen zum Handdienst und Ackerbau auch für schweres Geld nicht mehr zu haben. Tausende von Dörfern, Flecken und Städte lagen nieder in Schutt und Asche, und ein sterbender Schwedengeneral konnte weit und breit keinen Geistlichen finden, der ihm das Abendmahl gereichet hätte. Die Felder lagen unangebaut, Handel und Gewerbe stockten, Schulen und Universitäten verwilderten oder hörten auf; dagegen mehrten sich die wilden Thiere und drangen bis in die Städte, wo ausgehungerte Einwohner schon aus todten Hunden und Kazzen Leckerbissen gemacht, und Aeltern die Leichname ihrer Kinder verzehret hatten. Nicht minder wirkte diese Noth auf den verwilderten Geist des Menschen zurück. Deutschland wimmelte von Mordgesindel, Räubern und Gaunern; eine ganze Generation entstand, die des Friedens schöne Segnungen nicht kannte; viele konnten, viele wollten keine rechtliche Beschäftigung mehr treiben. Troz dieser Noth konnten die Fürsten ihre ausgesaugten Unterthanen mit neuen Steuern nicht verschonen; da theils die Kassen auch für die nöthigsten Bedürfnisse geleert waren,

theils die 5 Millionen, welche die schwedische Armee zu ihrer besondern Abfindung verlangte, bei Heller und Pfennig bezahlt werden mußten, um diese Krieger nur aus Deutschland los zu werden; theils endlich das stehende Militair, das jetzt jeder Stand des Reiches zu halten anfing, neue große Summen forderte.

Wie wenig war es also gegen diese Opfer aufgerechnet, was man in diesem Frieden gewonnen hatte! Dem Auslande war jetzt Thür und Thor nach Deutschland offen; ja Frankreichs und Schwedens (außer des letztern Reichsstandschaft) Einmischung in Deutschlands Angelegenheiten war sogar gesetzlich, da beide Kronen die Gewährleistung des Friedens übernommen hatten. Schöne Länder waren damit abgerissen, und Deutschlands Einheit war durchlöchert! Nur in Religionssachen war jetzt eine feste Norm gewonnen; beide Parteien waren einander völlig gleichgestellt worden. Selbst das Reichskammergericht erhielt aus beiden eine gleichgetheilte Zahl Beisitzer. Der praktisch anerkannte Grundsatz der Secularisationen (wegen welcher aber der Papst den ganzen Frieden nicht anerkannte,) verminderte die Zahl der Gebiete, und wurde erst für die Folgezeit von hoher Wichtigkeit.

Dagegen war die kaiserliche Macht so sehr beschränkt worden, daß sie fast nur noch in der Idee der Einheit Deutschlands fest hielt. Dem Kaiser blieb nichts als die Oberlehnsherrlichkeit, einige sogenannte Reservate, das Recht der Standeserhöhungen und die oberstrichterliche Gewalt. Schon im Lauf des Kriegs hatte der schwedische Historiograph Chemnitius in einer heftigen Parteischrift gegen Oestreich, die, in Wien verbrannt, gerade desto eifriger gelesen wurde, die kaiserliche Macht gegen die Macht der Kur- und anderer Fürsten herabzusetzen gesucht. — Uebrigens wurde jetzt die Zahl der Kurfürsten um einen vermehrt, und der Unterschied zwischen den reichsunmittelbaren und mittelbaren Ständen (wodurch die Zahl der Fürsten immer mehr vermindert wurde,) immer genauer gezogen. Die mittelbaren Stände hingen nämlich nach den Oberhoheits- und Regierungsrechten erst von unmittelbaren ab; diese aber standen blos unter dem Kaiser und dem Reiche.

Wie ganz anders waren jetzt die Kaiserwahlen, und die Reichstage geworden! Sonst hatte das ganze freie

Volk gewählt; jetzt wählten nur 7 — 8 Fürsten; sonst hatten alle Freie Recht und Pflicht zur Reichsversammlung sich zu stellen; jetzt kamen nicht einmal die Fürsten und Reichsstände selbst mehr, sondern schickten meistens Deputirte, oder ihre Meinung schriftlich ein. Was sonst in Tagen abgemacht war, dauerte jetzt halbe Jahre. Dabei fing aller lebendige Gemeingeist an, in den Formen zu ersticken; und Nebendinge, z. B. mit wie viel Pferden ein Gesandter auffahren, auf welchem Sessel, ob auf sammtnem oder ledernem er sitzen dürfe, wurden wichtige, oft höchst störende Angelegenheiten. Dabei spaltete sich der Reichstag — der seit 1663 zu Regensburg ganz permanent oder immerwährend wurde — in besondere für sich berathende Collegien; in ein kurfürstliches, ein fürstliches und ein reichsstädtisches, deren endlicher gemeinsamer Beschluß zum Reichsabschied wurde. Eine neue Spaltung brachte die Reformation hinein.

Die traurigste Erscheinung aber war, daß seit der Reformation und den Religionskriegen, als der letzten allgemeinen Nationalangelegenheit, der lebendig kräftige Volksgeist immer unsichtbarer, das Volk selbst durch die Fürsten und die Umstände immer mehr in den Hintergrund zurückgedrängt wurde. Selbst die bis zu Karl V. so herrlich blühenden Städte, früher Mittelpunkte des Handels und des Geldes, der Industrie, der Gelehrsamkeit und Kunst, schwanden immer mehr als solche dahin; und von der einst so blühenden Hanse blieben nur noch drei Städte, Hamburg, Bremen und Lübeck übrig. Nicht minder litt der Bauernstand, indem seine Reife, trotz der Reformation, durch politische Beschränkung des Volksgeistes aufgehalten, und durch Kriege, wie der Hussiten-, Bauern-, Schmalkaldische- und dreißigjährige Krieg waren, verspätet wurde.

Dagegen war es eine tröstende Erscheinung, wenn anders einmal Deutschland in eine locker zusammengehaltene Menge von Staaten zerfallen sollte, daß nun diese einzelnen Länder wetteifernd sich neben einander, äußerlich und innerlich auszubilden trachteten, besonders Brandenburg, Baiern und Sachsen; und wenn auch in den allgemeinsten Formen nach dem Reiche selbst gebildet, doch nicht seine Unbehülflichkeit und langsame Entwicklung oder gar rückschreitende Bewegung theilten.

Denn schneller bildeten sich hier die einzelnen Stände zu einer sogenannten landschaftlichen Verfassung heran, mit Antheilnahme an Besteuerung und Verwaltung; kräftiger entwickelte sich hier die Gesetzgebung und Gerechtigkeitspflege; und statt einer einzigen, die ganze Cultur des Volkes repräsentirenden und verschlingenden Hauptstadt, gaben eine Menge Höfe und Residenzen den Künsten, Wissenschaften, dem Handel und Gewerbe neues Leben. Durch sie ging schneller, als es sonst geschehen wäre, der veraltete Geist des Ritterthumes unter, und Erscheinungen, wie der edle Götz von Berlichingen mit seiner eisernen Hand, wie der kühne Franz von Sickingen, sind nur noch ein schwacher Nachhall jenes mittelalterlichen Treibens. Statt der Turniere, die mit dem weichenden Geiste des Ritterthums allmählig zu Tand und Spielerei herabsanken, weil die Waffengattung immer ungebräuchlicher, der Adel aber immer vermischter und unreiner wurde, trat besonders die Jagd als Hauptvergnügung ein. Auch hörte, bei den stehenden Heeren und dem Kriege durch Pulver, des Adels kriegerische Thätigkeit auf; er zahlte lieber für seine Kriegsleben dem Fürsten einen Geldbeitrag. Die Kriegsmanier war gleichfalls sehr verändert; das Schießgewehr verdrängte allmählig die Lanze und den Bogen; die Reihen der aufgestellten Massen wurden lichter, die Glieder hinter einander weniger zahlreich, die Haufen selbst kleiner, und damit zu rascherer Bewegung geschickter. Das gar zu schwere Geschütz, das sonst täglich nicht mehr als 14 mal (die Handbüchse 36 mal) abgefeuert werden konnte, verkleinerte sich, und Gustav Adolf, der große Verdienste um die Tactik überhaupt hatte, wußte es auch passender aufzustellen, ja schnell von einem Platze zum andern zu bewegende, lederne Kanonen mit eisernen Ringen anzuwenden. So ging man vom Schweren und Schwerfälligen zum Leichtern und Beweglichern über, und die folgende Zeit besonders hat aus der Handbüchse, die auf die Gabel gelegt, und mit der Lunte abgefeuert wurde, die kleinere Flinte mit dem Spießchen oben darauf (von Bajonne, wo es 1670 aufkam, Bajonnet genannt), aus dem Helm den leichtern Hut oder den Tschakko, aus dem langen Schlachtschwerte den leichtern Degen oder Säbel, aus dem

schweren Harnisch den Ringkragen, aus der Halsberge oder dem Schulterstück das Epaulet gemacht.

Eine wesentliche Veränderung ging mit der Kirche und ihrem Verhältnisse zum Staate, in diesem Zeitraum vor. Die Reformation spaltete Deutschland in zwei große Theile, deren einer der protestantische, sich wieder in den evangelisch-lutherischen und den reformirten theilte, und in der formula concordia von 1530 eine Scheidewand erhielt, die beide eben so streng trennte, als die Tridentinischen Concilienschlüsse Katholiken und Protestanten überhaupt. Eine Menge geistlicher Stifter, deren ohnehin mancher geistliche Herr mehrere besaß, lagen in den Ländern protestantischer Fürsten, und hatte mit ihren Immunitäten und Vorrechten einen Staat im Staate gebildet. Ihre Secularisation brachte nicht allein die bischöfliche Gewalt an die Landesherrn; vereinigte also nicht allein das Staatsgebiet, sondern bot auch einen schönen Fond zur Errichtung neuer zeitgemäßer, und zur Verbesserung der alten, schon vorhandener Schulen dar. Nur wenige Fürsten mißbrauchten diese Schätze zum eigenen Vortheil.

Während aber ein großer Theil Europas sich auf diese Weise von der katholischen Kirche losriß; die Mönchsorden mit der Zeit nicht fortgeschritten, ihre Wirkung auf eine aufgeklärtere Zeit verfehlten und für des Papstes Ansehn nicht die alte Stütze mehr darboten: entstand um 1534 ein neuer geistlicher Orden, der bald an Wichtigkeit und Thätigkeit alle übrigen weit übertraf, der Orden der Jesuiten oder die Gesellschaft Jesu. — Ein schwärmerischer Spanier, Ignatius von Lojola, (Christus selbst und der Teufel erschienen ihm in Gestalt von Werbeoffizieren, und er erklärte sich für Christus; ja das Geheimniß der Dreieinigkeit wurde ihm aus den Accorden eines Claviers klar,) wurde mit einigen gleichgesinnten Freunden des Ordens Stifter, und Paul III. bestätigte ihn (1540) mit den drei Gelübden der Armuth, Keuschheit und des unbedingten Gehorsams gegen den Papst; aber spätere Ordensgenerale, die immer ihren Sitz in Rom hatten, vervollkommeten erst seine Einrichtung. Von keinem Orden konnte man so gewiß behaupten, daß er, so gut wie dieser, wußte, was er

wollte. Er wollte eine Stütze des Papstthums gegen die gefährliche Neuerung der Reformation werden, und für die alte Lehre gegen den Protestantismus, für den alten Glauben gegen die Vernunft den Kampf beginnen. Zu diesem Zwecke führte nur Herrschaft über die öffentliche Meinung, die weder durch Kutte, noch durch Bann und Interdikt mehr unterdrückt werden konnte. Darum mußte er auch in einem zeitgemäßen, nicht mehr mönchischen Aeußern, auftreten, und sich in alle Formen der Gesellschaft zu finden wissen. Mit seiner gefälligen Moral, welche lehrte, daß der Zweck das Mittel heilige, und seinem Probabilismus, der Alles erlaubte, was sich mit der Wahrscheinlichkeit des Guten vertheidigen ließ, gewann er sehr bald in allen katholischen Staaten Boden; und seine Glieder suchten als Beichtväter, besonders der Großen und Fürsten, als Lehrer der Hochschulen und anderer Anstalten, als Ratgeber der Mächtigen, als Bischöfe, besonders aber als Missionäre in den Ländern der Ungläubigen, (dies waren aber alle Nichtkatholiken!) für ihren Zweck wirksam zu sein. Und wirklich hat kein Orden so Erstaunliches geleistet, wie eben dieser, weil er eben so wenig seinen Zweck blos gab, als er es an der größten Consequenz und Planmäßigkeit im Handeln fehlen ließ, und mit der größten Sorgfalt seine Jünger oder Schüler und Mitglieder wählte. Mit strengster Subordination nach langen Prüfungen stieg der Novize in seinen Seminarien, wenn er große Fähigkeiten zeigte, zu den höhern Stufen der Scholastiker, Coadjutoren und der Professen (der eigentlichen Jesuiten) empor, aus denen erst die fähigsten zu Superioren, Provinzialen, Rectoren und zu den fünf, den General stets umgebenden Assistenten gewählet wurden. An den General in Rom liefen nun von seinen Untergebenen aus allen Gegenden der Welt oft jährlich 6—7000 Briefe, und damit unschätzbare Nachrichten für den Papst und seine Curie ein. Der Orden breitete sich sehr schnell aus; und 1556, wo der Stifter starb, zählte er schon tausend Glieder; eine Zahl, die später bis gegen 20000 stieg. Selbst Jesuitinnen bildeten sich analog den Nonnen, wurden aber billig wieder an den Kochheerd und Spinnrocken zurückgewiesen. In Deutschland fanden sie zuerst

in Baiern (wo die Hochschule zu Ingolstadt zum großen Theil von ihnen eingenommen, und hierauf die Vorfechterin des Katholicismus gegen Wittenberg als Wiege der Reformation wurde) und in Böhmen und Oestreich Eingang. Der Antheil, welchen sie im letztern Lande an dem Ausbruche des 30jährigen Krieges und an dem Restitutionsedikte hatten, zeigte ihren ungeheuern Einfluß. Gewiß ist, daß die Reformation in den Ländern der Jesuiten keine Fortschritte mehr machen konnte, und daß das päpstliche Ansehen ihnen vorzüglich seine Rettung dankte. Nach der Mitte des vorigen Jahrhunderts aber wurden sie aus Portugal, Spanien und Frankreich vertrieben, und endlich 1773 von Ganganelli oder Papst Clemens XIV. ganz aufgehoben, weil sie, trotz ihrer Thätigkeit für Ausbreitung des Christenthums, trotz der ausgezeichneten Gelehrten in ihrer Mitte, doch durch ihr Treiben und ihre Moral sich gefährlich erwiesen hatten, und, als Kämpfer des blinden Glaubens und der Hierarchie gegen die Vernunft, selbst nicht vorwärts schreitend, mit der hellern Zeit zerfallen oder sich überleben mußten. Nur erst die neue Zeit rufte sie theils unter ihrem alten, theils unter neuern Namen wieder ins Leben zurück; es wird sich aber zeigen, ob Franz Borgia's, des dritten Generals Wort, vor 250 Jahren, sich auch im letzten Satze bewähren wird: „Wie Lämmer haben wir uns eingeschlichen, als Wölfe regieren wir, wie Hunde wird man uns vertreiben, aber wie Adler werden wir uns wieder verjüngen!"

Vieles hatte sich in Sitte und Cultur des Volks verändert. Die Uebergangsepoche aus früherer roher Eigenthümlichkeit zu abgeschliffenern, aber geborgten Formen war bewerkstelligt. Wahr ists, das alte Laster der Deutschen, der Trunk, war noch keinesweges abgelegt, und noch manches Verbot erging gegen das Zutrinken; aber man zog jetzt immer mehr statt des heimischen, die fremden theuern Weine vor; kostbarere Speisen und die edelsten Gewürze deckten den Tisch der Fürsten und vornehmen Reichsstädter, ohne daß Luxusgesetze da viel zu helfen vermochten, wo von oben herein gesündigt wurde. Die reichen Fugger konnten, als Kaiser Karl V. sie besuchte, im Camin ein Feuer von

wohlriechenden Hölzern und Gewürzen anzünden und sogar eine große Schuldverschreibung Karls in dieselben Flammen werfen. Auch nicht einmal in der Tracht rettete der Deutsche seine Selbstständigkeit, bemüht bis anf den heutigen Tag den Nachbarn ihre Moden abzuborgen. Durch Karl V., der auch König Spaniens war, kam die spanische Tracht allmählig auf, die später von der französischen abgelöset wurde, während zuletzt Engländer und Franzosen sich stritten, wer Gesetzgeber der deutschen Schneider werden solle. Daß manche Tracht in jenen Zeiten ziemlich auffallend gewesen sein mag, belegt sich aus des gelehrten Theologen Lucas Osiander († 1638) zu Tübingen,) Worten, der sogar auf der Kanzel über die Tracht der Männer und Weiber eiferte. „Ihr langes, zottiges Haar sehe aus, als wenn junge Katzen daran gesogen hätten, oder der Teufel sie daran durch einen Zaun gezogen hätte; aus der langen breiten Kröß (Krause) rage ein langer, schwarzer, dörrer Hals hervor, die Aermel seien lang und breit, und den Commißsäcken der Landsknechte gleich.“ Dieser Tracht waren die sogenannten Pluderhosen vorausgegangen, wodurch sich einige von Adel zu Grunde richteten, weil diese faltenreichen weiten Hosen mehr kosteten, als manches Dorf Einkünfte gab. Noch gab es wenig Fürsten, die so, wie Maximilian I. von Baiern, das Tragen ausländischer Zeuge ihren Unterthanen verboten.

Unter den öffentlichen Feierlichkeiten wurde besonders auf das Frohnleichnamsfest bei den Katholiken viel gewendet. So entwarf Herzog Wilhelm von Baiern 1580 einen solchen Aufzug, wo alle Heilige alten und neuen Testamnnts erschienen, von verkleideten Männern dargestellt; Adam und Eva scheinbar nackt, St. Augustin mit einem Knebelbärtchen, 16 Marien, von denen die letzte und schönste im Gewölk fahrend, den Fuß auf Mondschein, fein sittsam, doch fröhlich auszusehen hatte, Gott Vater selbst und der ewige Sohn, sammt Pharisäern, Schriftgelehrten, Göttern des Olymps, Henkersknechten, Hirten, Riesen und Pharaonen. Derselbe Herzog ließ auch am Sonntag nach Dreikönig den Stadtrath zu München und die Geschlechter die gewöhnliche große Schlittenfahrt abhalten, wenn auch die Gassen ohne Schnee waren. Auch kommen unter ihm

schon Opern (wozu man die Sänger aus Italien oder Holland verschrieb) und Komödien vor. — Die Protestanten verlegten manche dieser Feierlichkeiten auf die Fastnacht oder Pfingsten, und ließen sie oft mehrere Tage daueru. Andere Vergnügen waren die Vogel- und Scheibenschießen, Leibesübungen, das Tanzen auf dem Tanzhaus, Ball-, Kugel- und Schachspiel, Würfel und Karten (oder das Buch der vier Könige).

Die schönen Künste gediehen als Kinder des Friedens in eine so stürmischen Zeit sparsamer, unterlagen dem Einfluße fremden Geschmacks, oder blieben mit dem Mittelstande selbst zurück. Die großartige altdeutsche Baukunst wich allmählig der Nachahmung jüngerer italänischer Muster; in der Malerei zeichneten sich zwar noch die Holbeins, Kranachs und einige andere aus, doch war ihre große Zeit in Deutschland vorüber. Die Musik gehörte zum katholischen Gottesdienst; und längst vor dem dreißigjährigen Krieg gab es an den Höfen von Wien und München Capellen von Musikern und Sängern. Doch auch für die protestantischen Kirchen wurde sie durch Luther, einen Freund der Tonkunst, gewonnen, der den Choralgesang vor allen hob, und die Musik-Anstalten in den Städten (Stadtpfeifer, Thurmbläser) veranlaßte. Auch der sogenannte deutsche Marsch kam damals auf.

Die deutsche Sprache bildete sich besonders durch die Reformation in diesem Zeitraume ungemein. Luther hatte durch seine treffliche Bibelübersetzung, durch Einführung deutscher, (oft von ihm selbst gedichteter) Gesänge und Predigten das Meiste dazu beigetragen, und durch ihn wurde zugleich der meißnische Dialekt die Grundlage der Hochdeutschen, oder Deutschen Büchersprache. Die Volkspoesie hatte seit Hans Sachs zwar keinen Schwung genommen, war aber doch durch die Meistersänger und die Fastnachts- und Narrenspiele erhalten worden, und Poetenschulen fand man noch im 16ten Jahrhundert. Dagegen tritt in den Zeiten des dreißigjährigen Kriegs mit Martin Opitz von Boberfeld († 1639) die neuere deutsche Poesie, mit der sogenannten schlesischen Dichterschule auf, zu der Tscherning, Paul Gerhard, Logau u. a. gehörten. So war auch Paul Flemming († 1640), obgleich dieser nicht ange-

hörend, einer der besten Dichter. Auch poetische und sprachveredelnde Gesellschaften bildeten sich, wie Harsdörfers Blumenhirtenorden, Teutlebens fruchtbringende Gesellschaft (1616)), der Nürnbergische Blumenorden an der Pegnitz (1644), der Schwanenorden an der Elbe u. s. w.

Nicht minder stieg die Gelehrsamkeit in Deutschland immer höher. Hatten Reuchlin, Erasmus, Hutten u. a. hier vorgearbeitet, so folgten nun, zumal da seit der Reformation das Thor für Forschung jeder Art geöffnet war, Luther und Melanchthon, Zwingli, Oekolampadius, Calvin, Camerarius, Sturm, Sylburg, Lipsius (zu Löwen), Heinsius (zu Leiden), Gerhard Johann Voß (zu Amsterdam), nach. In der Astronomie glänzen die drei Namen des Kopernikus, Tycho Brahe und Keppler. In der Geschichte und ihren Neben-Wissenschaften zeichnen sich Sleidanus, Cluverius, Sebastian Münster, Calvisius, Schard, Goldast, Freher, Lindenbrog; im Staatsrecht aber Linnäus, Conring, Pufendorf und Hugo Grotius aus. Ein Leibnitz, Morhof u. a. gehören mehr dem folgenden Zeitraume an. Das Blühen der Wissenschaften veranlaßten 15 neue, seit 1500 in Deutschland gestiftete, Universitäten: Wittenberg (1502); Frankfurt an der Oder (1506); Marburg (1526); Dillingen (1552; 1563 den Jesuiten übergeben); Königsberg (1544); Jena (1558); Olmütz (1567); Helmstädt (1576); Grätz (1586); Gießen (107); Paderborn (1616); Rinteln und Strasburg (1621); Salzburg (1622); Altdorf (1623. Es galt damals für den größten Fürstenruhm, die Wissenschaft zu ehren und zu fördern, und selbst Reichsstädte blieben darin nicht zurück. Doch wurde der Aberglaube damit noch lange nicht verdrängt, und wie in Theophrast Paracelsus, in Valentin Andreä, und in den Görlitzer Schuster Jacob Böhme (1575 — 1614) zum Glauben an übernatürliche Kräfte oder an unmittelbare Offenbarungen (wie bei Böhme) gesteigert. Noch blühte Goldmacherei, Traumdeutekunst, Wahrsagerei und Hexenglaube, und die zahlreichen Auto-da-fe von Hexen dauern bis ins 18te Jahrhundert herab.

Zu den in diesem Zeitraum neu hinzukommenden Erfindungen gehören die Zeitungen (von Venedig ab-

stammend, wo man für das Lesen derselben eine kleine Münze, Gazetta, gab. Das Frankfurter Journal begann mit 1645); die deutschen Thaler (eigentlich Joachimsthaler, von einer Stadt in Böhmen, 1517); Batzen von Batz oder Bär, dem Wappen Berns, wo sie zuerst geprägt wurden; Heller, von Schwäbisch-Halle; die Lotterie schon 1521 zu Osnabrück; das Spinnrad von Görge in Wolfenbüttel 1530; die Kunst des Spitzenklöppelns von Barbara Uthmann 1561 in Sachsen erfunden; so wie die Erfindungen der Windbüchsen, Gradierhäuser, der Luftpumpe (von Otto von Gerike in Magdeburg) (1650) des Hör- und Sprachrohrs und der Aeolsharfe (durch den Jesuiten Kircher) u. s. w. statt mehrerer angeführt sein mögen.

Drittes Buch. Zweiter Abschnitt.

Vom westphälischen Frieden bis auf die Stiftung des deutschen Bundes.

1648 — 1815.

Es ist ein Zeitraum der allermächtigsten Veränderungen und Gestaltungen, welche Deutschland, nachdem es aus dem, sein Inneres zerfleischenden, dreißigjährigen Kriege, herausgetreten war, besonders in den drei letzten Dekaden erleben sollte. War es nicht zu leugnen, daß Deutschland durch diesen Krieg in die Reihe der ersten europäischen Mächte getreten war; so war auch voraus zu sehen, daß es nothwendig mit in die großen europäischen Angelegenheiten hineingerissen werden würde; ja daß die Erhaltung der deutschen Verfassung — von zwei fremdeu Kronen garantirt — die Aufgabe der Politik der Staaten Europa's werden müsse. Und doch, welcher Unterschied zwischen damals und jetzt! Deutschland — das heilige römische Reich deutscher Nation — damals ein Staatenbund unter einem sehr beschränkten Oberhaupte, dem deutschen Kaiser; jetzt kein Reich im alten Sinne mehr, sondern ein Staatenbund ohne Oberhaupt und nur mit einem berathschlagenden Bundestage; damals von französischem und schwedischem Uebergewicht gedrückt, während jetzt beide Mächte in gebührende Schranken zurückgewiesen, diese Rollen andern Mächten abgetreten haben; damals aus wenigstens 300 reichsunmittelbaren geistlichen und weltlichen Gliedern und Territorien und 8 Kurfürsten, davon drei, Mainz, Trier und Cöln, geistliche waren, bestehend; jetzt auf 39 Bundesstaaten, mit völliger Souveränität und Oberlehnshoheit, reducirt; unter denen nur noch vier freie Städte sind, nur noch 1 Kurfürst (dem Namen nach) und kein geistlicher Fürst mehr ist. Und welche Masse von Ereignissen mitten inne, zwischen beiden Jahren 1648 — 1815! Frankreichs verwüstende Kriege in Deutschland unter Ludwig XIV., und der große spanische Erbfolgekrieg, gleichzeitig mit dem nordischen, leider auch nach Deutschland hereingespielten, Kampfe; der polnische, gleich darauf der östreichische Erbfolgekrieg, gleichzeitig mit den zwei schlesischen;

der allgemeine siebenjährige Krieg; die auch für Deutschland so verhängnißvollen Theilungen Polens; die große französische Revolution und die Kriege seit 1792 mit der neuen Republik, fast unausgesetzt, bis Deutschland ermattet und erliegt; der Deputationshauptschluß, des deutschen Reiches Ende durch den Rheinbund, und die vereinzelten Kämpfe gegen seinen Protektor Napoleon, den furchtbaren Universalerben der französischen Revolution, und endlich das gesammte Aufstehen des deutschen Volks zu einem welthistorischen dreijährigen Kriege, und die Resultate der pariser Frieden und der neuesten Congresse! —

Ferdinand III. regierte noch 9 Jahre nach wiederhergestelltem Frieden. Die Aufgabe für ihn und alle deutsche Fürsten war: ihre Länder von den geschlagenen Wunden sich wieder erholen zu lassen, und die lockern Formen des Reiches von innen heraus zeitgemäß wieder herzustellen, was auch dem Regensburger 'Reichstag (wo sich unter Kursachsens Vorsitz ein corpus evangelicorum bildete) geschah, dessen Abschied — der neueste oder jüngste — besonders das Reichsjustizwesen betraf. Ehe Ferdinand auch seinem zweiten Sohn, Leopold, (der ältere Ferdinand IV. schon zum römischen Könige gekrönt, starb 1654 an den Blattern) die Nachfolge auf dem Kaiserthron verschaffen konnte, starb der Kaiser selbst am 2. April 1657.

Leopold I. (1658 — 1705) wurde indeß trotz Ludwigs XIV. Streben nach der deutschen Krone (als angeblichen Nachfolgers Karls des Großen) seines Vaters Nachfolger. — Friedlich gesinnt und zum geistlichen Stande bestimmt, war er unthätiger und kurzsichtiger als es der Gegner erforderte, welcher sich jetzt in dem stolzen und schlauen Ludwig XIV. von Frankreich Deutschland gegenüber stellte, und nicht des Kaisers Verdienst war es, wenn endlich für seine schrecklichen Eingriffe in Deutschlands Gebiet und Verfassung der ländersüchtige Franzose gezüchtigt wurde. Frankreich wollte nämlich damals schon den Rhein zur Gränze haben und damit die spanischen Niederlande, (oder den Burgundischen Kreis,) Lothringen, das übrige Elsaß sich

einverleiben. Eine nicht geringere Gefahr drohte dem Kaiser zunächst als Könige von Ungarn durch die Türken; eine Gefahr, die, wenn sie auch 1664 mit Hülfe deutscher und französischer Hülfsvölker durch Montecuculi (wegen seiner großen Umsichtigkeit in kriegerischen Unternehmungen anagrammatisirte man seinen Namen in centum oculi) in der Schlacht von St. Gotthard beseitigt, und zu einem 20jährigen Waffenstillstande umgewandelt wurde, doch in einer weit bedenklichern Zeit auch weit bedenklicher wiederkehrte. Die über Leopold unzufriedenen Ungern, riefen selbst den tapfern Wessir Kara Mustapha herbei, und dieser zog mit einem ungeheuern Heere von 200,000 Mann vor Wien (1683) während Leopold nur 33,000 Mann entgegenstellen konnte, und sich für seine Person nach Linz zurück zog. Graf Rüdiger von Stahremberg aber vertheidigte Wien mit kaum 12,000 Mann. Schon hatte die Belagerung zwei schreckliche Monate gedauert, schon hatten die zentnerschweren türkischen Steinkugeln großen Schaden umgerichtet, schon waren die Außenwerke eingenommen, schon die Festungsgraben selbst besetzt, und furchtbare Minen hatten eine Hauptbastei zerrissen, so, daß ein Sturm durch die Bresche gewagt werden konnte: als eben in der höchsten Noth der Herzog Karl von Lothringen, der tapfere Johann Sobiesky, König von Polen, mit Johann Georg III. von Sachsen, mit Maximilian Emanuel von Baiern und 10,000 Mann, und andere deutsche Fürsten und Schaaren, 3. Sept. 1683, zum Entsatz anrückten. Nach einem entscheidenden Treffen wurde Wien entsetzt, und das unermeßlich reiche, 6 Stunden lange türkische Lager gewonnen. Zwar dauerte der Türkenkrieg noch 15 Jahre fort; allein der dreißigjährige Krieg hatte die Deutschen zu so geübten Kriegern umgeschaffen, daß jetzt der halbe Mond nur selten noch die Oberhand behielt. Glücklicherweise hatte Leopold in den Prinzen Ludwig von Baden und Eugen von Savoien so geübte Feldherrn, daß sie nach den blutigen Schlachten von Salankemen und Zentha (1691 u. 97) den für Oestreich so vortheilhaften Karlowitzer Frieden den Türken abnöthigen konnten.

Die Errettung Wiens war ein Donnerschlag für Ludwig XIV. gewesen, da er die Türken gegen Leopold

erst aufgereizt hatte. Seine Politik war zunächst gegen die spanischen Niederlande gerichtet gewesen, und der erste Kampf brachte ihm wenigstens eine Anzahl wichtiger und fester Plätze ein, 1668; dann hatte er den Herzog Karl von Lothringen aus seinem Land vertrieben und im Bunde mit den Bischöfen von Cöln und Münster, Holland angegriffen; worauf aber Spanien sich mit Leopold und dem großen Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg verband, und von Deutschland der Reichskrieg an Frankreich erkläret wurde, 1674. Frankreich wußte aber die Verbündeten schlau zu trennen und einzeln zu unterhandeln. Niemand gewann als Frankreich, in dem Frieden von Nimwegen, 1678 u. 79; und das deutsche Reich verlor die wichtige Festung Freiburg im Breisgau. Damit noch nicht zufrieden, zwang Ludwig, mitten im Frieden, die im Elsaß gelegenen Reichsstädte und die dortige Reichsritterschaft zur Huldigung; legte (1680) zu Metz, Breisach und Besançon sogenannte Reunionskammern an, durch welche ausgemittelt wurde, was als Dependenzen des Elsaß und der drei lothringischen Bisthümer Frankreich etwa noch fordern könne. Vor diesen Kammern machte Ludwig nun Kläger, Zeugen, Richter und Executor in Einer Person. Auf diese Weise wurden die Grafschaften und Gebiete Zweibrücken, Saarbrücken, Veldenz, Mömpelgard, Sponheim, Germersheim, Homburg, Bitsch, Lauterburg, entweder vorerst blos in Anspruch, oder gleich wie die Reichsstadt Strasburg, der Schlüssel zum Oberrhein, (1681) durch gewaltsamen Ueberfall hinweggenommen. Und doch wollte sich dieser königliche Räuber die Ehre zum Gesetz des Lebens gemacht haben! Selbst auf einem Congreß zu Frankfurt, wo die Sache untersucht werden sollte, drangen die französischen Gesandten statt der lateinischen, ihre eigene Sprache den Unterhändlern auf; wodurch die Sprache Frankreichs endlich zur Gesammt-Sprache der europäischen Diplomatie wurde. Zu einem Reichskriege gegen Frankreich kam es erst 1688, nachdem man schon (schimpflich genug, doch der damalige Türkenkrieg mochte es noch entschuldigen!) mit Ludwig einen Waffenstillstand gemacht (zu Regensburg 1684), und alles bis zum 1. Aug. 1681 reunirte, mit Strasburg und Kehl, dem Feinde gelassen hatte. Da-

für machte nun der unersättliche Ludwig (er sah ja, mit welchen Gegnern er es zu thun hatte) neue Erbschaftsansprüche an die pfälzischen Fürstenthümer Simmern und Lautern, die halbe Grafschaft Sponheim u. s. w., die der an den Herzog von Orleans vermählten Schwester des 1685 verstorbenen pfälzischen Kurfürsten Karl als angeblich pfälzische Allodia zufallen müßten. Wegen dieser und ähnlicher Gewaltschritte mußte man endlich zu den Waffen greifen; doch Ludwig kam zuvor, und erklärte, während man noch in Regensburg darüber stritt, ob Krieg werden solle, und nachdem schon seine Heere in die Rheinlande eingebrochen waren, zuerst den Krieg an Leopold; und welchen Krieg? Die pfälzischen, badischen und wirtembergischen Länder wurden schnell besetzt; Mainz, Speier, Worms und Philippsburg genommen, und nun durch die treuen Diener des Ministers und — Mordbrenners Louvois die obern Rheingegenden und die Pfalz so schrecklich verwüstet (1689), daß fast alle dortige so blühenden Städte und Dörfer, nachdem man die unglücklichen Einwohner noch um ihr Geld, durch die Hoffnung, damit ihre Orte retten zu können, gebracht hatte, niedergebrannt, und die schönsten Strecken Deutschlands in eine vollendete und furchtbare Wüste verwandelt wurden. Heidelberg, Mannheim, Baden, Rastadt, Worms und Speier, in dessen Dome sogar die Ueberreste der dort begrabenen deutschen Kaiser von frecher Hand besudelt und durchplündert wurden, waren nur einige wenige dieser Unglücksstädte; „der König will's" war die kalte Antwort, wenn Tausende verzweifelnd um Rettung flehten, und man zeigte eine Liste von 1200 Städten und Dörfern, die noch gleiches Schicksal haben sollten. Die ganze Gegend sollte eine Oede werden, damit von dieser Seite Frankreich keinen Einfall zu fürchten hätte. Freilich wollte nachher Ludwig nichts davon gewußt haben! Allein vom 7. und 9. Gebot enthielt schon längst sein Katechismus nichts mehr, und die Nachbarn mußten es empfinden, daß er gleich mit Zähnen auf die Welt gekommen war. (Wer glaubt es, daß diesen millionenfachen Krieges-Jammer ein einziges schiefgebautes Fenster zu Trianon veranlaßte, über welches Louvois als Intendant der königlichen Paläste von Ludwig einen Verweis bekam, und sich

nur durch Entzündung dieses neuen Krieges halten zu können meinte *). Doch wie hier Ludwig Deutschlands Städte und Dörfer vernichtete, sorgte er durch einen andern Gewaltstreich für einen trefflichen Zuwachs der Bevölkerung Deutschlands, indem er den armen Reformirten oder Hugenotten in Frankreich, die durch seine Dragonersäbel sich nicht katholisch machen lassen wollten, die trostlose und doch noch tröstliche Erlaubniß gab (1685), die Heimath zu verlassen; worauf sie zu vielen Tausenden mit ihren gewerbfleißigen Händen, mit vielem geretteten Vermögen, und einem hohen Grade von Cultur, sich zum Theil in Deutschland niederließen, und in Berlin, Dresden, Leipzig, Erlangen und andern Orten, die für Deutschlands inneres Bluhen so wichtigen französischen Colonien gründeten. Nachdem man von 1689 — 1697 mit großen Anstrengungen von beiden Seiten auch diesen Krieg geführt hatte: gelang es auch diesmal Ludwig, seine Gegner — Holland, England, Spanien, Kaiser und Reich — zu trennen, und so den Frieden zu Ryswick in Holland 1697 abzuschließen, der für Deutschland wider Erwarten noch vortheilhaft war, weil Philippsburg und Kehl, Freiburg und Breisach, und alles außerhalb dem Elsaß reunirte, wieder an Deutschland zurückgegeben, Lothringen restituirt, und für die Ansprüche auf die Allodien ihres Bruders, Madame d'Orleans mit Geld entschädigt wurde.

Was aber Ludwig ganz gegen seine Art und seine erlangten Vortheile zu einem so milden Frieden gestimmt hatte, war nicht etwa der Einfluß seiner frömmelnden Maintenon, sondern die Aussicht auf eine bei weitem größere Erwerbung — auf die ganze spanische Monarchie mit ihren Nebenreichen. Mit dem kinderlosen Karl II. von Spanien ging nämlich die dortige Linie Habsburg (von Philipp, Karls V. Sohn gegründet) zu Ende, und es konnte keiner europäischen Macht, am wenigsten England und der Republik Holland als Seemächten, gleichgültig sein, wer diese ungeheure Erwerbung eines Reiches, „in welchem die Sonne nicht unterging" oder der Staaten von Spanien, Belgien, Mailand, Neapel, Sicilien, Sardinien, der Balearen, der unermeßlichen Vicekönigreiche von Mexiko, Peru und Chili und der Inselwelt, machen sollte. Dem Verwand-

schaftsrechte nach waren drei Hauptcompetenten da; Ludwig XIV. hatte die älteste Schwester Karls II. die aber auf die Nachfolge verzichtet hatte, zur Gemahlin. Leopold I. hatte, theils von seiner Mutter her, theils durch seine Gemahlin, Karls jüngere Schwester, gleichfalls Ansprüche, und so auch der Kurfürst Baierns Maximilian Emanuel, als Gemahl der einzigen Tochter Leopolds von dieser spanischen Prinzessin. So wäre eigentlich der Kurprinz von Baiern, Joseph Ferdinand, wenn er nicht zum größten Jammer seines Vaters (der in den Niederlanden auch spanischer Statthalter war, und auf Baierns Kosten einen so glänzenden Hof hielt, daß man sagte: „in Brüssel gehe es zu, wie im ewigen Leben, oder der Kurfürst brocke den Niederländern sein Baiern ein,") noch vor Karl gestorben wäre, der einzige rechtmäßige Erbe gewesen; nach seinem Tode aber war es Leopold, als Sohn von des vorigen Königs (Philipp IV.) Schwester Maria. Wenn nun auch sowohl Ludwig als Leopold die spanische Monarchie nicht für sich selbst, sondern ersterer für seinen zweiten Enkel, Philipp von Anjou, und letzterer für seinen zweiten Sohn Karl verlangten: so stieg doch, wer auch endlich durchdrang, entweder das Haus Bourbon in Frankreich, oder das Haus Habsburg in Oestreich, zu einer, mit Europas Gleichgewicht und Freiheit unverträglichen Größe. Es waren daher schon mehrere Plane zur Theilung der spanischen Monarchie, besonders von dem großen Wilhelm III., Statthalter der Republik Holland und Könige von England gemacht worden. Allein nach langen und merkwürdigen Unterhandlungen am Madrider Hofe, wo der französische Marquis Harcourt mit Gewandtheit, Schmeichelei und offenen Geldbeuteln den steifen, förmlichen, und auf seines Herrn Rechte pochenden östreichischen Graf Harrach überflügelte, entschied sich endlich Karl II. für Ludwigs Enkel, Philipp, und Ludwig XIV. wollte nun von keiner Theilung mehr wissen, sondern nahm die Erbschaft mit den Worten an: Nun giebt es keine Pyrenäen für Frankreich mehr!

Somit war aber auch der Krieg — der spanische Erbfolgekrieg (1701 — 1713) — unvermeidlich. Leopold, desto mehr gekränkt, je mehr er sich selbst die Schuld des Verlustes beimessen mußte, fand Verbündete an dem

neuen Könige von Preußen und dem Reiche, (obgleich Ludwig den als Oestreichs Nachbar so wichtigen Kurfürst von Baiern und dessen Bruder, den Kurfürst von Cöln, für sich gewonnen hatte) an England, Holland, und später an Portugal und Savoien. Was aber nicht weniger werth war: Leopold fand auch ein Triumvirat von Männern auf seiner Seite, wie die neuere Zeit noch keines gesehen hatte, an dem großen Politiker, dem Rathspensionair Heinsius von Holland, an dem englischen Feldherrn, Herzog von Marlborough, dem schlauen, unzuverlässigen und doch bezaubernden Helden, Staatsmanne und englischen Parteihaupte, und endlich an dem großen Prinz Eugen von Savoien, dem Sieger von Zentha.

Sonderbar genug blieb das Hauptland, um welches man kämpfte — Spanien, im ganzen Kriege fast nur Nebenscene, und wenn auch beide Prätendenten, Philipp und Karl mit Heeren dort auftraten und Anhang fanden, hing doch die Entscheidung ihres Schicksals von den großen Begebenheiten in den Niederlanden, in Deutschland und in Italien ab. Prinz Eugen — den eine ihm 1683 von Ludwig XIV. spöttisch abgeschlagene Hauptmannsstelle in östreichische Dienste geführt hatte, von welchen ihn auch der später angebotene französische Marschallsstab nicht mehr hinweglocken konnte, — führte 1701 ein deusches Heer nach Italien, um die dortigen Länder der spanischen Monarchie, welche die Franzosen bereits besetzt hatten, zu erobern. Nach den Treffen von Carpi und Chiari gewann er festen Fuß und nahm sogar 1702 in Cremona den französischen Feldherrn und Marschall Villeroi gefangen. Erst an dem Cyniker mit dem Feldherrnblick, dem Herzog von Vendome, der nicht umsonst den tapfern Heinrich IV. von Frankreich seinen Stammvater nannte, bekam er einen würdigen Gegner, dem er auch bei Luzzara keinen völligen Sieg abgewinnen konnte.

Unterdeß hatte Ludwig von Baden am Rheine befehligt und Landau genommen und Marlborough war in den Niederlanden, aber auch der Kurfürst Maximilian Emanuel von Baiern als Verbündeter mit Frankreich mit einem Angriff auf Ulm aufgetreten. Nachdem letzterer sich 1703 mit den Franzosen unter Villars vereiniget hatte, drang er nach Tirol vor, wo sich Vendome aus Ita-

ken kommend mit ihm vereinigen sollte. Furchtbar wurde der feste Kuffstein erobert und Insbruck besetzt, aber bald auch Maximilian mit unsäglichem Verluste der Seinigen (der Schuß, der auf der reißenden Wand den Graf Arco neben dem Kurfürst niederstreckte, galt Maximilian selbst) von den für ihr altes Erzhaus kämpfenden Tirolern unter dem muthigen Amtmann Sterzinger zurückgedrängt. Doch schlug er mit Villars die Oestreicher bei Höchstädt, 1703. In den Niederlanden nahm Marlborough den Franzosen viele Plätze, dagegen der Herzog von Bourgogne den Deutschen Breisach und Landau, weg.

Doch erst das Jahr 1704 wurde für Deutschland und für Baiern entscheidend. Der englische Feldherr verband sich bei Ulm mit Ludwig von Baden und erstürmte die bairisch-französischen Verschanzungen auf dem Schellenberg bei Donauwörth, und gewann dann, mit Eugen vereinigt (während der alte eigensinnige Ludwig von Baden, als ein guter Städtestürmer, Ingolstadt belagern mußte) die blutige aber entscheidende Schlacht bei Höchstadt oder Blenheim gegen Max Emanuel und Tallard, am 13. Aug. 1704. Hätten die Franzosen gefochten wie die Baiern unter ihrem Kurfürst, der mit seinem handbreiten ungarischen Säbel an ihrer Spitze stritt, gegen welchen Prinz Eugen dreimal vergeblich angestürmt hatte, so wäre die Entscheidung anders erfolgt. Als beim vierten Sturme Max die Franzosen schon in voller Auflösung und Flucht begriffen sah, sprach er verzweifelnd den Befehl zum Rückzug aus. 20000 Franzosen und Baiern lagen auf dem Schlachtfeld. 15000 Franzosen, unter ihnen Marschall Tallard und 818 Offiziere, waren gefangen. Außerdem fielen eine reiche Kriegskasse, 117 Kanonen, 24 Mörser, 300 Feldzeichen, 5300 Wagen, 3600 Zelte, 330 beladene Maulesel und 34 Kutschen mit Damen und zwei Schiffbrücken den Siegern in die Hände. Auch die Sieger hatten 12000 an Todten, Verwundeten und Gefangenen verloren. Die Franzosen flohen über den Rhein zurück, und Maximilian ging trostlos nach Brüssel. Oestreich überschwemmte nun ganz Baiern, und in einem Vertrage behielt die Kurfürstin nur noch das Rentamt München, das sie im folgenden Jahre, nach Venedig reisend, auch

noch verlor. Zwar begannen die, ihr Regentenhaus verehrenden, Baiern mit der Losung: „lieber bairisch sterben als kaiserlich verderben!“ einen furchtbaren Aufstand unter dem edeln Plinganser, Meindel und seinen Gefährten, aber der Adel Baierns verdarb die ganze Sache. Plinganser und Meindel waren die letzten, die ihr Schwert brachen und dann ins Ausland flohen. Der Sieger Marlborough wurde von dem entzückten Leopold mit der Reichsfürstenwürde und der Herrschaft Mindelheim in Baiern begnadigt. So war Einnahme Baierns und Befreiung Deutschlands die Folge eines einzigen Tages. Solche Erfahrung hatte der stolze Ludwig bisher noch nicht gemacht!

Nicht lange freuete sich Leopold des Siegs. Dem Manne nach der Uhr (denn Alles hatte bei ihm seine genau bestimmte Stunde) war endlich seine Uhr auch abgelaufen. Am Kriege selbst hatte er keinen persönlichen Antheil genommen, sondern lieber aus den lateinischen Bittschriften Sprach- und Stilfehler herauscorrigirt, und sich das Geld, was seine Truppen besser hätten brauchen können, von Audienzbrüdern und Betrügern ablocken lassen. Unbetrauert starb er den 5. Mai 1705.

Noch gehört es unter seine Regierung, daß endlich auch die Protestanten vom Jahre 1700 an, den vom Professor Weigel zu Jena verbesserten Kalender einführten; daß 1692 zu den 8 vorhandenen Kurwürden eine 9te für Ernst August von Hannover kam, (wenn gleich erst dessen Sohn Georg Ludwig, 1708, ins Kurcollegium aufgenommen wurde,) daß das Reichs-Kammergericht von Speier nach Wezlar verlegt, und zwei deutsche Fürsten mit Königskronen bereichert wurden; indem Kurfürst Friedrich August I. von Sachsen, nach Abschwörnng seines angestammten Glaubens, als August II. 1697 König Polens wurde, und Friedrich III. Kurfürst von Brandenburg und Herzog von Preußen sich selbst als Friedrich I. zu Königsberg (1701) die preußische Königskrone aufsetzte.

Joseph I., Leopolds Sohn, schon früher zum römischen König gewählt, kam jetzt auf den Kaiserthron (1705 — 1711); ein Mann von kräftigerm, durchdringenderm Geiste als sein Vater, doch desselben Sin-

nes in Beziehung auf jenen Krieg. Denn mit Zustimmung der übrigen Kurfürsten wurde über Max Emanuel von Baiern und seinen Bruder die Reichsacht ausgesprochen, und von Kurpfalz der frühere Platz im Kurcollegium und die seit 1623 verlorne Oberpfalz wieder in Besitz genommen. — Im Jahre 1706 traten beide Theile mit neuen Kräften auf den Kriegsschauplatz; allein auch diesmal war das Kriegsglück gegen Frankreich. Die Hauptschlacht bei Ramillies (unweit Waterloo) ging am 23. Mai für Villeroi verloren, und dem Sieger Marlborough fiel ganz Brabant und Flandern, welches Karln III. huldigte, in die Hände. In Italien aber hatte Vendome in Eugens Abwesenheit den Meister gespielt, und Feuillade, eine schwache Creatur der Maintenon, Turin belagert, zu dessen Entsatz aber Eugen herbei eilte, sich mit dem Herzoge von Savoien vereinigte, und mit einem weit schwächern Heere die starken französischen Linien angriff. Der nachher so bekannte alte Dessauer führte damals schon die Preußen auf dem linken Flügel von Eugens Heere. Nach zwei vergeblichen Stürmen (7. Sept. 1706) waren diese die ersten auf den Schanzen; die Feinde flohen, und fielen noch dem Grafen Daun, der einen Ausfall aus der Stadt machte, in die Hände. Von den ganzen 80000 Franzosen waren kaum noch 16000 Mann beisammen. Turin wurde entsetzt, und Italien in der sogenannten Generalcapitulation von den Franzosen ganz geräumt. Fast ohne Widerstand wurde im folgenden Jahre Neapel erobert. Aber ein Zug nach Toulon mislang, und in Spanien hatte Philipp V. über den östreichischen Mitbewerber Karl III. das völlige Uebergewicht. Als aber 1708 auch die letzten Anstrengungen Ludwigs durch Marlboroughs und Eugens Sieg bei Oudenaarde (11. Juli 1708) vereitelt wurden, als Eugen sogar die für unüberwindlich gehaltene französische Festung Lille (Ryssel) eroberte: sah Ludwig keine andere Rettung für sich und das furchtbar erschöpfte Frankreich als einen, wenn auch theuer erkauften, Frieden. Aber wenn auch Friedensunterhandlungen begonnen wurden, und Ludwig schon in die gänzliche Herausgabe der spanischen Monarchie gewilligt hatte; so sollte doch auch Ludwig selbst noch seinen eigenen Enkel absetzen, und aus

Spanien vertreiben helfen! das war gegen seine Ehre; er brach ab.

Die Verbündeten eroberten sofort Tournay, und gewannen vereinigt wieder eine Schlacht, die blutigste im ganzen Kriege, bei Malplaquet (11. Sept. 1709). Bald fielen auch Mons, Douay und andere Plätze. Vergeblich erneuerte nun Ludwig seine Friedensanträge zu Gertruydenberg und selbst mit der Erweiterung, daß er sogar Subsidien zum Kriege gegen seinen Enkel geben wolle; aber jetzt spannte man die Forderung noch höher; er selbst und er ganz allein sollte seinen Enkel absetzen. Das wollte, das konnte Ludwig nicht, und es schien, daß er sein Unglück besser, als seine Gegner ihr Glück, zu ertragen wisse. Auch sollte er nicht unbelohnt für seine Ehre so besorgt gewesen sein. Das bisherige Ministerium und mit ihm die herrschende Partei in England stürzte, und ein neues Ministerium der Königin Anna wollte Friede. Marlborough verlor also sein Ansehen, und bald hernach den Feldherrnstab. Schon 1711 begannen Friedensunterhandlungen zwischen Frankreich und England. — Noch mehr wirkte aber der Tod des kinderlosen Kaiser Joseph (17. April 1711) an den Pocken.

Denn, indem nun Karl VI., sein Bruder, (1711—1740) den Kaiserthron bestieg, derselbe, der als Karl III. auf die ganze spanische Monarchie Anspruch machte, wachte die alte Besorgniß von dem Uebergewicht des Einen Hauses wieder auf. So gelang es also Ludwig, die Verbündeten zu trennen, und er erhielt wirklich so vortheilhafte Bedingungen, wie er auch nur zu hoffen längst aufgehört hatte. Denn in den Utrechter Friedensschlüssen (an denen aber der Kaiser und das Reich noch nicht Theil nahmen) wurde von England, Holland, Preußen, Savoien, Portugal, Philipp im Besitze Spaniens und der Colonien gelassen; Savoien, die Insel Sicilien mit der Königswürde zugesprochen; Neapel, Sardinien, (welches 6 Jahre nachher, nach einem feindseligen Angriff Spaniens 1718 auf Sardinien und Sicilien, mit Sicilien vertauscht wurde,) Mailand und Belgien (doch so, daß die Holländer eine Anzahl Belgischer Festungen gegen Frankreich zu sollten besetzen dürfen, im Barrieretractat) wurden dem Kaiser Karl VI.

zuerkannt. Zwar wollte der Kaiser darauf nicht eingehen und den Krieg fortsetzen; allein jetzt war sein Glück gewichen, und so nahm er dann zu Rastadt und Baden, 1714, den ihm zugesprochenen Theil der spanischen Monarchie an. Nur war bedungen worden, daß Spanien und Frankreich nie unter Einem Regenten vereinigt werden sollten. Die Kurfürsten von Baiern und Cöln wurden restituirt, das deutsche Reich aber ging im Frieden leer aus. So war nach einem blutigen Kampfe, mit hunderttausenden von Leichen, mit hunderten von Millionen Geldes nicht mehr erreicht worden, als was man ohngefähr vor dem Kriege in einer jener Theilungen beabsichtigt hatte.

Dagegen berührte ein anderer gleichzeitiger Krieg — der nordische 1700 bis 1721 — Deutschland weniger, wenn er auch durch das endlich vernichtete schwedische Uebergewicht im nördlichen Europa, nicht ohne Einfluß auf Deutschland bleiben konnte. Als nämlich 1697 nach Karls XI. Tode, der junge Karl XII. in Schweden zur Regierung kam, glaubten Dänemark, Polen und Rußland (Czar Peter der Große) sich in Schwedens deutsche und Ostsee-Länder theilen zu können. Aber der junge schwedische Löwe zwang Dänemark (1700) zum Frieden, schlug mit 10,000 Mann 80,000 Russen bei Narwa, vertrieb August II. aus Polen und ließ dort einen andern König — Stanislaus Leczinsky — wählen, erzwang den Altranstädter Frieden, bei Leipzig 1706, wodurch der Kurfürst von Sachsen der polnischen Krone entsagte, ließ sich aber durch einen Kosaken-Hettmann in die Ukraine locken, und dort 1709 bei Pultawa von Peter I. so schlagen, daß er nur eine Zuflucht bei den Türken fand, die er bald zum Krieg gegen die Russen vermochte. Schon war Peter am Pruth völlig eingeschlossen, als Katharina — das Mädchen von Marienburg — den feilen Großwessir bestach, und ihren Peter mit dem Heere rettete. Der aufgebrachte Karl wollte nun, so gerne ihn auch die Türken los gewesen wären, nicht aus seinem Hause, zu Warnitza, bei Bender weichen; er ließ es mit seinem Häuflein Leute auf eine Belagerung und Beschießung durch 10,000 Türken (kalabalik oder die Löwenjagd) ankommen, und wurde endlich blutend in dem erstürm

ten brennenden Hause gefangen genommen. Unterdeß nahmen, trotz Karls VI. und der Seemächte Vorkehrungen, Dänemark, Polen und Preußen, alle schwedisch-deutsche Nebenländer bis auf Stralsund weg; und Karl, nach Verlust aller seiner außerschwedischen Besitzungen, blieb in den Laufgräben der norwegischen Festung Frederikshall (1718). Seine Schwester, Ulrike Eleonore verzichtete, um Frieden zu bekommen, auf Liefland, Ingermanland und Esthland für Rußland, das sich seit seiner Ausdehnung bis an die Ostsee allmählig zu seiner jetzigen drohenden Riesengröße emporschwang; auf Bremen und Verden für Hannover und auf Vorpommern für Preußen, welches bald Schwedens Ansehn in Deutschland erbte. So ging in zwei gleichzeitigen Kriegen Frankreichs und Schwedens Uebermacht zu Grunde.

Aber Karl VI. war nicht der Mann, die wichtige Stellung, welche jetzt Oestreich, besonders nach Ludwigs XIV. Tode, 1715, mit so viel Nebenreichen und Provinzen, als Böhmen, Mähren, Schlesien, Ungarn, Siebenbürgen, Belgien, Mailand, Neapel und Sicilien, in Europa einnahm, zu würdigen; vielmehr allein besorgt, sie in Ermanglung männlicher Nachkommen, auf seine ältere Tochter, Maria Theresia zu bringen, opferte er bedeutende Länder für die allgemeine Anerkennung seines, über diese Art der Erbfolge gegebenen Hausgesetzes oder der pragmatischen Sanction, vom 19. April 1713, die doch am Ende erst den begierigen Blick der Mächte auf das lenkte, was Karl sich sichern wollte und nicht sichern konnte. Zwar erwarb er noch 1716—1718 in einem Kriege gegen die Türken, (die, sonderbar genug, dem ganzen spanischen Erbfolgekrieg müssig zugesehen hatten, und jetzt Morea den Venetianern entrissen,) durch die großen Siege des bejahrten Helden Eugen bei Peterwardein (5. Aug. 1716) und Belgrad (16. Aug. 1717), und durch die Eroberungen von Temeswar und Belgrad, im Passarowitzer Frieden, 21. Jul. 1718, die Festung und den Banat (Herrschaft) Temeswar, ganz Servien mit Belgrad, die Walachei bis zur Aluta und Stücke von Croatien, Bosnien und Slavonien, (nicht vergeblich war also der Heiland selbst zum Generalissimus gegen die Türken von Karl er-

nannt worden); opferte aber auch dagegen weit Wichtigeres im polnischen Erbfolgekriege auf.

In Polen wollte, nach August II. Tode, eine französisch gesinnte Partei, den von August wieder vertriebenen Leczinsky zum König, der Ludwigs XV. Schwiegervater geworden war; Oestreich aber begünstigte mit Rußland, August III., (oder Friedrich August II. Kurfürst von Sachsen) der auch endlich König Polens wurde. Frankreich verband sich mit Spanien und Sardinien und erzwang in einem kurzen Kriege für Stanislaus und sich selbst, die Abtretung von Lothringen und Bar, wogegen der Gemahl Maria Theresias, Herzog Franz Stephan von Lothringen, als Großherzog (das bald erledigte) Toskana erhielt, und der Infant Don Karlos von Spanien, Neapel und Sicilien bekam. Dagegen sollte das kleine Parma und Piacenza Karln VI. für solche Opfer entschädigen, (1738) und doch kamen selbst diese noch (nur später, 1745) auch noch an den jüngern spanischen Prinzen Philipp.

Endlich wurde Karl noch durch Rußland in einen Türkenkrieg verwickelt, (1737) wo aber Seckendorf und Khevenhiller den Prinz Eugen sehr vermissen ließen. Denn im Belgrader Frieden, 1739, wurde Belgrad, Servien und die Walachei durch Graf Neipperg wieder aufgeopfert, weil Maria Theresia, ihres Vaters baldiges Ende voraussehend, schnellen Frieden wünschte. Wirklich starb Karl VI. den 20. Oct. 1740, an einem unverdauten Gerichte Pilse, ohne männliche Nachkommen, (denn sein Prinz Leopold, dessen gleichschweres Bild in Gold er dem Kloster Mariazell verehrte, 1716, starb bald nach der Geburt) und mit ihm starb der Habsburgische Mannsstamm völlig aus. Karl war zum Geistlichen von Geistlichen erzogen; fromm, gelehrt und thätig, selbst tolerant, ein Freund vom Jagen und Scheibenschießen; Freund der Musik, componirte er eine Oper selbst und saß oft unter den Musikern im Orchester; sorgte aber auch für Handel und Wohlstand seines Landes. Leider aber konnte er sich nie entschließen, seinen Schwiegersohn, Franz Stephan, zum römischen König krönen zu lassen, in der (eiteln) Hoffnung, nach seiner wassersüchtigen Gemahlin Tode, aus zweiter Ehe einen Erben zu erhalten.

Kaum hatte aber Karl die Augen geschlossen und die auch durch ihre Schönheit wahrhaft königliche Maria Theresia ihre sämmtlichen Staaten in Besitz genommen: als Baierns Kurfürst, Karl Albrecht, der die pragmatische Sanction nie anerkannt hatte, (als Gemal der jüngern Tochter Kaiser Josephs I., und kraft einer alten Urkunde, vom Kaiser Ferdinand I., für dessen Schwiegersohn, Herzog Albrecht V. von Baiern, in der nach Absterben des östreichischen Mannsstamms Baiern die Nachfolge verheißen sei) dagegen protestirte und die östreichischen Länder für sich in Anspruch nahm. Freilich habe seine Gemalin der Erbfolge entsagt, aber nur für sich, nicht für ihre Nachkommen, und habe auch damit des Hauses Baiern frühere Rechte nicht vergeben können. Doch bald sollte man zu Wien noch mehr erstaunen. Nicht allein, daß Sachsen gleichfalls Erbansprüche machte, weil die Kurfürstin nicht minder Josephs Tochter war, und Spanien, obgleich unter einem Bourbon, doch ähnliche Ansprüche der frühern Habsburgischen Linie geltend machte, und Frankreich bald gar an eine Theilung der Oestreichischen Monarchie dachte: so trat auch der junge König von Preußen, Friedrich II., der eben erst den Thron und mit dem Vorsatz bestiegen hatte, ihn zu einem der ersten in Europa zu machen, mit einer alten längst vergessenen Forderung, an vier schlesische Fürstenthümer auf, und brach auch gleich, um seiner Forderung Nachdruck zu verschaffen, mit einem, von Leopold von Dessau wohl dressirten Heere, das durch ihn erst Geist und Muth bekam, in Schlesien ein, eroberte Glogau und Brieg, und schlug den kaiserlichen General Neipperg bei Mollwitz am 10. Apr. 1741. Dieses Beispiel Friedrichs II. machte auch den Uebrigen größern Muth, mit den Waffen einzuschreiten, und so sah sich bald die Königin von Ungarn und von Böhmen, Maria Theresia, die ihren Gemal zum Mitregenten angenommen hatte, in großer Noth. Zu Nymphenburg vereinigten sich Baiern, Frankreich, Spanien und Sachsen: auch Preußen trat hinzu, so lange jene Mächte als Mittel zu seinem Zwecke mithelfen konnten. Schon hatten Franzosen, Sachsen und Baiern Prag erobert, schon die Böhmen dem Kurfürst von Baiern, die Schlesier dem Könige von Preußen gehuldigt, und

die Spanier in Italien um sich gegriffen: als endlich die große Königin bei der edlen Ungerischen Nation — ihr Vivat noster Rex Maria Theresia mit geschwungenen Magnatensäbeln war kein Gewöhnliches — und bei dem redlichen Georg II. von England und bei Sardinien Hülfe und Rettung fand.

Zwar wurde wirklich Kurfürst Karl Albrecht, als Karl VII. im Januar 1742, deutscher Kaiser; zwar wurden die Oestreicher unter Karl von Lothringen von Friedrich bei Chotusitz, unweit Czaslau (Mai 1742) noch einmal geschlagen; aber dafür wurden auch die Oestreicher von den Baiern in ihrem Lande nicht allein befreit, sondern diesen wurde der größere Theil des eigenen Landes abgenommen und München besetzt, so daß Karl VII. seine Residenz und auch den Reichstag nach Frankfurt verlegte; endlich wurde, was nicht minder wichtig war, ein Friede zwischen Maria Theresia und Friedrich abgeschlossen (zu Breslau im Jul. 1742), und Schlesien ihm gelassen. Auch Sachsen trat diesem Frieden bei, und somit waren zwei Gegner wenigstens entfernt, war der erste schlesische Krieg geendet.

Schnell wurden nun auch die Franzosen aus Böhmen, die Spanier aus Italien vertrieben, und von Georg II. die Franzosen bei Dettingen, Jun. 1743 geschlagen und über den Rhein zurückgedrängt. Baiern fiel durch förmlichen Vertrag ganz in Oestreichs Hände und der König von Polen verbündete sich sogar mit Theresia. Nur daß über dieses Glück Oestreichs jetzt wieder König Friedrich eifersüchtig und für sein kaum errungenes Schlesien bange wurde, zumal da Frankreich und Baiern umsonst den Frieden gesucht hatten. Auch verband sich Oestreich enger mit England, Sachsen und Sardinien und Holland; worauf Frankreich den Engländern selbst den Krieg erklärte, und Ludwig XV. in Person, mit dem berühmten Marschall, Moriz von Sachsen, den Krieg in Belgien eröffnete. Da begann auch Friedrich seinen zweiten schlesischen Krieg, 1744. Schnell wurden die Oestreicher und Sachsen aus Böhmen vertrieben, Prag wurde erobert; doch mußte auch Friedrich wieder mit großem Verlust vor Karl von Lothringen aus Böhmen nach Schlesien weichen. Der Kaiser Karl zog zwar in sein, von Seckendorf wieder

erobertes Baiern ein, (Oct. 1744.) aber nur um auf heimischer Erde zu sterben, 20. Jan. 1745. Er hatte wahr gesprochen: „Mich wird das Unglück nicht verlassen, bis ich es selbst verlasse.“

Damit schien auch für Frankreich die Ursache des Kriegs wegzufallen. Oberschlesien wurde von den östreichischen Truppen besetzt, und Maximilian Joseph, der neue Kurfürst Baierns, Karls Sohn, machte nach der Schlacht zu Pfaffenhofen zu Füssen Friede, 1745, und erhielt gegen Anerkennung der pragmatischen Sanction seine Erbstaaten zurück. Alles dies brachte Friedrich in eine sehr bedenkliche Lage; doch ihn rettete sein tapferes Heer. Die Schlachten bei Hohenfriedberg (4. Jun. 1745) und bei Sorr (30. Sept. 1745) über die Oestreicher und Sachsen, gaben ihm Schlesien zurück und der Sieg Leopolds von Dessau über die Sachsen zu Kesselsdorf bei Dresden, gab ihm den Dresdner Frieden, und sicherte ihm Schlesien, 15 Febr. 1745.

Unterdeß war schon am 13. Sept. 1745 Franz Stephan, Theresiens Gemahl und Mitregent, als Franz I. (1745 — 1765) zum deutschen Kaiser gewählt worden; und im Dresdner Frieden erkannte ihn auch Friedrich an. Zwar dauerte der Krieg in Belgien und Italien mit Frankreich noch einige Jahre fort, und die Franzosen von dem größten Feldherrn seiner Zeit (Friedrich bildete sich erst dazu) von dem Marschall Moriz von Sachsen angeführt, gewannen besonders in Belgien die glänzenden Siege von Fontenoy (1745) gegen das englische Heer des Herzogs von Cumberland, bei Raucoux (1746) gegen Karl von Lothringen und bei Laffeld (1747) wieder gegen Cumberland, wogegen die östreichischen Siege in Italien wenig in Betracht kamen. Endlich aber erklärte sich auch die Kaiserin Elisabeth von Rußland für Oestreich, und schon rückten (das erstemal für Deutschland) 35000 Russen gegen den Rhein, als der Friede zu Achen den ganzen östreichischen Erbfolgekrieg im Jahre 1748 endete. Theresia verlor nur (außer Schlesien) Parma und Piacenza an Spanien, einige lombardische Herrschaften an Savoien, und ging auf diese Weise rühmlich genug aus einem Kampf hervor, der ihr anfangs kaum eine Stadt zum Wochenbette lassen zu wollen schien.

Ein 8jähriger Ruhestand für Deutschland folgte. Oestreich, Preußen, Sachsen, Baiern, brauchten Erholung, und besonders suchten Friedrich und Theresia diese Ruhe für das Wohl ihrer Staaten zu benutzen. Man hatte indeß nur das Schwert, nicht die feindselige Gesinnung bei Seite gelegt, und wie Theresia ihr Schlesien nicht verschmerzen konnte, so konnte auch Friedrich sich nicht bergen, daß er auf der Höhe, auf welcher er jetzt stand, nur gewaffnet stehen könne und daß er sich durch seine Separatfrieden von Breslau und Dresden wenig Freunde und damit auf den Fall eines neuen Kriegs ein schlimmes Spiel gemacht habe. Wirklich hatte auch Theresia die Hoffnung, ihr Schlesien wieder zu erobern nicht aufgegeben, und wenn ihr dabei Sachsens und besonders Rußlands Beistand höchst wünschenswerth erschien, so war doch Frankreich immer noch zu fürchten. Daher suchte der große Fürst Kaunitz, unter vier Regierungen die Seele des östreichischen Kabinets, und unstreitig der größte Staatsmann seiner Zeit, eine Annäherung zwischen seinem Hofe und dem Hofe von Versailles. Dort war der klägliche Ludwig XV. der entnervte Sklave seiner Kebsweiber geworden, und eine Maitressenregierung, wie die der Pompadour, war bisher beispiellos gewesen. Was fragte jenes eitle Weib, wenn ihr nur geschmeichelt wurde, nach gesunder Politik! So konnten es Kaunitz und Theresia wohl wagen, durch Schmeicheleien die Maitresse und mit ihr Hof und Minister zu gewinnen, und endlich Frankreich zu einem Bündniß mit Oestreich zu bereden, (Mai 1756), von dem es in jedem Falle nur Schaden haben konnte. Da aber kurz vorher, (1754) über die Gränzen von Neuschottland in Nordamerika zwischen Frankreich und England Feindseligkeiten ausgebrochen waren, mußte sich nun Georg von England, für seine deutsche Staaten bei Frankreichs Freundschaft mit Oestreich besorgt, nach einem tüchtigen Verbündeten umsehen. Friedrich II. fühlte aber gleiches Bedürfniß, gegen Oestreich, Rußland, Sachsen und Frankreich einen Freund zu haben, und darum kamen sich beide Kabinete auf halbem Weg entgegen. So kreuzten sich zwei große Kriege, und wenn es einerseits Preußens Zerstücklung galt, so sollte an-

dererseits nach Pitts, des größten englischen Ministers Plane, Amerika in Deutschland erobert werden.

Friedrich II. spielte ein bedenkliches Spiel, sich mit halb Europa in einen solchen Kampf einzulassen, indem er außer Georg von England und einigen kleinen deutschen Fürsten auf keinen Verbündeten rechnen konnte. Doch scherzte er wohl selbst über seinen Krieg mit den drei Weibern, mit der Kaiserin Elisabeth von Rußland, deren ausschweifende Lebensart oft der Gegenstand seines Spottes gewesen war, mit der Kaiserin-Königin Maria Theresia, und der Madame Pompadour. Daß Sachsen, daß das Reich und Schweden (bei dessen Freundschaft mit Frankreich) gleichfalls gegen ihn auftreten würden, konnte er kaum bezweifeln. Friedrich sollte also mit seinen 6 Millionen Menschen gegen wenigstens 80 Millionen kämpfen (denn nicht blos der Soldat, sondern das ganze Volk trägt des Krieges Last und Bürde;) allein er verließ sich auf sein geübtes, auf 160000 Mann verstärktes und ihm vertrauendes Heer. Kaum daß er also genaue Kunde von dem gegen ihn geschlossenen Bündnisse zwischen Rußland, Sachsen und Oestreich und der bereits entworfenen Theilung seines Staates zu haben meinte: zog er es vor, die Vortheile des Angriffs zu benutzen, und fiel ohne Kriegserklärung, zu Europas größtem Erstaunen — kein Gesandter hatte seinen Plan diesmal auskundschaften können, denn Friedrich war allein sein eigenes Kabinet — plözlich im August 1756 mit 100000 Mann in Sachsen ein, und verlangte freien Durchzug nach Böhmen. Da August III. sich nicht an Friedrich anschließen wollte, wurde das Land zu seiner Sicherheit in Depot genommen; die sächsische Armee von 17000 Mann unter Rutowsky zog sich unter die Kanonen des Königsteins zurück, und mußte sich aus Mangel an Lebensmitteln (Pulver und Puder hatten statt Mehl und Salz, und Holzrinden statt Hafer für die Pferde dienen müssen) am 15 October ergeben. Zwar hatten die Oestreicher unter Brown den Sachsen zu Hülfe ziehn wollen, waren aber durch Friedrichs Stellungen von einer Vereinigung mit den Sachsen abgehalten worden. Schon vorher hatte Friedrich II. einen Theil seines Heeres, (24000 Mann) nach Böhmen geführt, uud bei Lowositz 60000 Oestreicher unter Brown geschlagen (1. Oct.

1756.) Die Unteroffiziere und Gemeinen der Sachsen wurden unter das preußische Heer gesteckt, rissen aber fast Bataillonsweise aus. Der Kurfürst aber ging mit seinem üppigen Minister Brühl in sein Königreich Polen. Doch war dieser Aufhalt, den die kleine sächsische Armee gewährte, für Oestreich, das erst sein Heer verstärken mußte, von höchster Wichtigkeit!

So war der erste Act des dritten schlesischen oder siebenjährigen Kriegs eröffnet. Friedrichs plötzliches Auftreten rief nun Sachsens Bundesgenossen, Frankreich und Rußland und Schweden in die Waffen, der Kaiser drohte Friedrich als Kurfürsten von Brandenburg, mit der Acht und das deutsche Reich stellte gegen ihn eine möglichst bunte und unbehülfliche Reichsexecutionsarmee. Ein Glück für Friedrich, daß er in dem trefflichen Ferdinand von Braunschweig an der Spitze von Hannoveranern, Hessen und Braunschweigern einen Feldherrn hatte, der ihm die Flanken decken, und die Seitenpartien des Krieges übernehmen konnte.

Mit seinem Hauptheere drang er nun 1757 in Böhmen ein und trieb die Oestreicher bis unter die Mauern von Prag, und erkämpfte hier über Karl von Lothringen und Brown einen blutigen Sieg, (6. Mai) ehe diese sich mit Daun vereinigen konnten. Der edle Feldmarschall Graf Schwerin, der Sieger von Mollwitz, fiel, mit der Fahne seines Regiments in der Hand, durch vier Kartätschenkugeln, und Friedrichs Thränen ehrten seinen versuchten und greisen Feldherrn; doch starb auch bald Feldmarschall Brown an seinen Wunden. Prag wurde nun belagert; allein als Friedrich dem Feldmarschall Daun entgegenzog, wurde er durch eigne Schuld bei Kollin, trotz seiner künstlichen und gewandten schrägen Schlachtordnung (18. Jun.) ganz geschlagen und mußte die Belagerung aufheben und sich zur Deckung Schlesiens nach der Lausitz ziehen. Unterdeß hatte ein französisches Heer die Rheingegenden besetzt, und bei Hastenbeck, unweit Hameln, (26. Juli) eine gemischte Observationsarmee unter dem unfähigen Herzoge von Cumberland besiegt. Der schimpflichen Convention von Kloster Seeven, (8. Sept.), welche das Observationsheer auseinander geben ließ, und das ganze Hannover, Hessen und Braunschweig den Franzosen einräumte, folgte nun die

Occupation Hannovers. Doch folgte auch Ferdinand auf Cumberland. Unterdeß waren 100000 Russen unter Apraxin in Ostpreußen eingefallen und hatten den weit schwächern Lehwald mit 24000 Preußen bei Großjägerndorf (29. Aug.) geschlagen, sich aber bald seitwärts nach Polen hingewendet. Dagegen warf Lehwald die Schweden bis Stralsund zurück. Auch das Reichsheer unter dem Prinz von Hildburghausen hatte sich mit einem französischen Heere unter Soubise bei Erfurt vereinigt, und wollte Sachsen decken. Friedrich zog diesem Heer entgegen, und schlug bei Roßbach ohnweit Merseburg (5. Nov.) mit seinen 22000 die 60000 Feinde, (die keine andere Sorge gehabt hatten, als daß ihnen der König wieder entrinnen möchte, und die kalte Ruhe des kleinen preußischen Heeres für völlige Verzweiflung hielten), in wenigen Stunden so gänzlich in die Flucht, daß die Franzosen erst am Rheine wieder zur Besinnung kamen. Die Früchte dieses Sieges waren 7000 Gefangene, 300 Offiziere, 63 Kanonen und 22 Fahnen. (Doch wußten die Preußen schon, welche Helden sie vor sich hatten, denn kurze Zeit vorher hatte General Seidlitz mit 1500 Reitern Soubise und seine ganze Generalität nebst 8000 Mann aus Gotha von der Mittagstafel durch sein bloßes Erscheinen weggejagt, und wenige Soldaten, aber desto mehr Friseurs, Maitressen, Komödianten, Köche und Kammerdiener gefangen und ganze Kisten voll wohlriechender Wasser und Pomaden, Pudermäntel, Schlafröcke und Sonnenschirme und ähnlichen Kriegsapparats erobert.) Wichtiger wurde diese lächerliche Schlacht für Friedrich durch die Behauptung Sachsens. Aber unterdeß war der östreichische General Haddik bis Berlin vorgedrungen, doch bald zurückgeeilt; waren Schweidnitz und Breslau an die Oestreicher verloren gegangen; allein Friedrich eilte mit einem kleinen, unterwegs verstärkten Heere nach Schlesien, und schlug die Oestreicher, welche 80000 Mann stark, die kleine Zahl Preußen nur die Potsdamer Wachtparade genannt hatten, bei Leuthen (5. Dec.) — vielleicht seine künstlichste Schlacht — so entscheidend, daß gegen 20000 Feinde nebst 3000 Wagen und 130 Stück Geschütz des Tages Früchte waren. Bald darauf wurden auch noch in Breslau 17000 Gefangene gemacht.

Schon im April 1758 wurde auch Schweidnitz gestürmt und wieder erobert. Nun seines Schlesiens wieder Meister, drang Friedrich nach Mähren vor; allein nach mislungener Belagerung von Olmütz wandte er sich gegen die Russen unter Fermor, die bis nach Pommern und in die Mark gekommen waren und barbarisch gewüthet und gewüstet, oder, wie Friedrich sagte, an dem Begräbniß der Menschlichkeit gearbeitet hatten und dafür von Friedrichs racheschnaubendem Heere bei Zorndorf (25. Aug.) geschlagen wurden. Die Russen standen wie Bildsäulen, es war leichter sie todt als in die Flucht zu schlagen. Schnell eilte hierauf Friedrich nach Sachsen, wohin Daun und die Reichsarmee gegangen waren, und wenn Daun auch die Belagerung von Dresden aufhob: so gelang es ihm doch (14. Oct.), Friedrich in seinem eigenen Lager bei Hochkirchen in der Lausitz bei Nachtzeit so zu überfallen, daß die Preußen zum Theil erst durch die Kugeln ihres eigenen Geschützes geweckt oder niedergeschmettert wurden. Friedrich entkam, und wendete sich, trotz seines Verlustes, nach Schlesien um seine Festung Neisse zu entsetzen. Daun aber bekam für diesen Sieg vom Papste einen geweihten Hut und Degen. Ferdinand jagte unterdessen die Franzosen, die sich wieder hervorgewagt hatten, über den Rhein zurück, und schlug sie noch bei Krefeld, 23. Jun.

Für's Jahr 1759 hatten die gegen Friedrich Verbündeten zu dessen gänzlicher Unterdrückung noch nachdrücklichere Anstalten gemacht. Die Franzosen standen mit zwei Heeren unter Broglio und Contades auf deutschem Grund und Boden. Ersteren wollte Herzog Ferdinand bei Bergen, unweit Frankfurt, angreifen, wurde aber (13. Apr.) trotz des Stürmens der tapfern Hessen zurückgeworfen. Dagegen gelang es ihm, Contades bei Minden (1. Aug.) zu schlagen und Westphalen dadurch zu reinigen. Friedrich selbst wollte im Anfange seines Feldzuges vor allem die Vereinigung der Russen und Oestreicher verhindern; allein der gegen erstere gesendete General Wedel ließ sich durch Soltikow (23. Jul.) bei Züllichau besiegen, und diesen Frankfurt an der Oder nehmen, und sich mit Loudons 20000 Oestreichern vereinigen. Jetzt zog Friedrich selbst gegen die vereinten Feinde, und griff sie (12. Aug.) bei Kunnersdorf an.

Schon waren die Russen geschlagen, als die ermatteten Preußen auch die Oestreicher noch in ihren furchtbaren Stellungen auf dem Spitzberge angreifen sollten. Da ging der Sieg der Preußen in völlige Besiegung über, und Friedrich, der es auf gänzliche Vernichtung der Feinde abgesehen hatte, konnte kaum mit 5000 der eigenen entrinnen. Man mußte ihn mit Gewalt vom Schlachtfeld wegschleppen, weil er sich selbst den Tod wünschte; schon zwei Pferde waren unter ihm gefallen und eine Kugel wurden in seiner Westentasche nur durch ein goldnes Etui noch aufgehalten. Eine solche Niederlage hatte Friedrich noch nicht erfahren, er schrieb nach Berlin: „Alles sei verloren, man solle nur die königliche Familie retten" doch sagte auch der russische Feldherr: „wenn ich noch einen solchen Sieg erfechte, so werde ich mit einem Stabe in der Hand allein die Nachricht davon nach Petersburg bringen müssen". In dieser Schlacht blieb auch der edle Held und Dichter Kleist, der Sänger des Frühlings und der ahnungsvollen Worte: „Vielleicht sterb einst auch ich — den Tod fürs Vaterland." Zum Glück benutzte Soltikow seinen Sieg nicht, und der Prinz Heinrich, Friedrichs kriegserfahrner Bruder, den der lobkarge König selbst das Zeugniß gab, er sei der einzige Feldherr in diesem Kriege gewesen, der keinen Fehler gemacht habe, beschäftigte das östreichische Hauptheer. Aber noch drohten ihm andere Verluste. Graf Schmettau, Befehlshaber von Dresden, der schon einmal gegen die belagerten Oestreicher die schönen Vorstädte dieser Residenz verbrannt hatte, räumte Dresden auf eine Ordre des Königs vom Kunnersdorfer Schlachtfeld, den Reichstruppen ein, (4. Sept.) obgleich schon ein Corps Preußen zum Entsatz in der Nähe war, und 15000 Preußen unter General Fink mußten sich bei Maxen unweit Dresden, von Daun eingeschlossen, ergeben. (20. Nov.) Man nannte dies den Finkenfang. Die Oestreicher blieben fortan im Besitz von Dresden und eines großen Theils von Sachsen. So endete Friedrichs unglücklichstes Kriegsjahr.

Auch in dem folgenden Jahre (1760) war Friedrichs Lage sehr bedenklich und sein Glück nur abwechselnd. Seine alten Kerntruppen wurden immer seltener, seine Hilfsquellen immer erschöpfter und bei Oestreichs und

Rußlands letzten glücklichen Erfolgen an Frieden nicht zu denken. Auch wollte Friedrich keinen Frieden, der ihm nicht sein Schlesien im ungestörten Besitze gelassen hätte. Doch Friedrich hatte seine unerschöpfliche Hülfe in sich selbst, und seinem unerschrockenen Muthe. Zwar wurde ihm General Fouquet, der Schlesien gegen Loudon decken sollte, von diesem bei Landshut geschlagen und in Schlesien gefangen (28. Jun.); zwar richtete das schreckliche preußische Bombardement von Dresden (14. — 19. Jul.), das den dritten Theil dieser schönen Stadt, 6 Kirchen und 416 Häuser und Palläste, in Schutt und Asche legte, nichts aus; zwar wurde Glatz, der festeste Platz der Preußen nächst Magdeburg von Loudon genommen; allein dafür gelang es Friedrich, durch einen Sieg über Loudon, den Friedrich indeß nur eine kleine Balgerei nannte, bei Liegnitz (15. Aug.) Schlesien zu retten. Freilich ging auch Berlin (4. Oct.) an den russischen General Tottleben über; die Reichsarmee besetzte fast ganz Sachsen, und auch die Oestreicher unter Daun setzten sich bei Torgau fest. Um also Sachsen und damit auch Schlesien zu retten, wagte Friedrich (3. Nov.) die furchtbare Schlacht bei Torgau. Die Oestreicher hatten eine gewaltige und auf Anhöhen wohlpostirte Artillerie, und machten ein so mörderisches Feuer aus 200 Feuerschlünden, daß, ehe man noch zum Handgemenge kam, 6500 preußische Genadiere todt oder verwundet auf der Wahlstatt lagen. Doch hemmte dies nicht das Vorrücken neuer Truppen, die wieder und mehrmals zurückgeschlagen wurden. Schon gab der König, selbst verwundet, die Schlacht verloren. Da wandte aber sein treuer Ziethen, mit einem andern Theil des Heeres, durch die Erstürmung der Anhöhen von Siptitz, das Glück der Schlacht; kam den Feinden in die Flanken, und die Oestreicher, nach verzweifelter Gegenwehr, mußten fliehen, begünstigt von der Nacht, die Friedrich, der am folgenden Tage den Kampf mit gefälltem Bayonnet erneuern wollte, gar nicht hatte sehen lassen, daß er Sieger geblieben war. So war Friedrich mit einem Schlage aus der bedenklichsten Lage gerettet, Sachsen, bis auf Dresden, war behauptet, und das damals so reiche Leipzig wurde des Königs Winterquartier. Doch mußte er noch seines treuen Bundes-

genossen, Georgs von England Tod (Oct. 1760) erfahren, der um so schmerzlicher ihn berührte, weil bald ein neuer Minister, welcher Friede wünschte, dem Könige von Preußen die englischen Hülfsgelder entzog.

Darum beschränkte sich Friedrich, ohnehin ermattet, in den folgenden Jahren (1761, 1762) im Ganzen mehr auf die unmittelbare Defensive. Doch konnte er es nicht verhüten, daß Schweidnitz und Colberg in der Feinde Hände fielen. Indeß brachte ihm bald ein einziger Todesfall einen Hauptfeind weniger und einen Freund mehr. Im Januar 1762 starb Elisabeth, und ihr Neffe, Peter III., ein enthusiastischer Verehrer Friedrichs, schloß nicht nur sogleich Frieden, sondern auch ein Bündniß mit Friedrich, dem zufolge 20,000 Russen von den Oestreichern weg, friedlich ins preußische Lager zogen. Damit wurde auch das eigentliche Preußen seinem Könige zurückgegeben. Auch Schweden schloß zu Hamburg Friede mit Preußen. So änderte auch Peters III. Ermordung im Ganzen wenig, weil seine Gemahlin, die große Anhaltinerin Katharina II. (die nordische Semiramis!) wenigstens den Frieden mit Preußen beibehielt. Schweidnitz wurde nach langer Belagerung den Oestreichern wieder abgenommen, und ein anderes ihrer Heere bei Freiberg vom Prinz Heinrich geschlagen — (29. Oct.). Das letzte Treffen dieses Kriegs. — Alle Mächte sehnten sich jetzt nach Frieden, und da Frankreich seine meisten Flotten und Colonien an England verloren, Oestreich aber kein Geld mehr zum Kriege hatte, Friedrich aber auch keinen Fußbreit Landes, außer Schlesien wollte, so wurde zu Versailles der Seekrieg zwischen Frankreich, Spanien und England (10. Febr. 1763), und fünf Tage später zu Hubertsburg (15. Febr. 1763) der siebenjährige Krieg, durch Friedensschlüsse zwischen Preußen einer- und Oestreich und Sachsen andererseits beendigt. Das deutsche Reich hatte sich schon am 11. Febr. neutral erklärt, und wurde in dem Versailler Frieden von den Franzosen geräumt. Zwischen den drei deutschen Mächten blieb alles wie vor dem Anfange des dritten schlesischen Kriegs.

Schwer war auch durch diesen Krieg Deutschland erschüttert worden; denn gewaltsam hatte sich eine zweite Macht in die Stellung neben dem mächtigen

Oestreich herauf gekämpft, und beide bildeten sichtbar jetzt in Deutschland zwei Brenn- und Mittelpunkte, welchen sich die nord- und die süddeutschen Staaten mehr oder weniger eng anschlossen. Das hat nachher dem alten Reiche die Vernichtung gebracht, um es nach schwerer Trübsal und Noth in veränderter Form wieder erstehen zu lassen. — Franz I. erlebte noch die Krönung seines Sohns Josephs II. zum römischen König (1764), und starb am 18. Aug. 1765, ohne je eine politisch große Rolle gespielt zu haben, oder neben seiner größeren Gemahlin spielen zu können. Friedrich II., freilich sein Gegner, erzählt von ihm, daß er seine großen Ersparniße zum Handel angewendet, Manufacturen angelegt, auf Pfänder geliehen, Lieferungen für die Armeen seiner Gemahlin, ja sogar 1756 für die Preußen übernommen und die sächsischen Zölle gepachtet, überhaupt seinen eigenen Hofbankier gemacht habe. Aber auch sehr schöne Beispiele zeigen, daß bei Gefahren einzelner Unterthanen ein sehr edles Herz in seiner Brust geschlagen habe.

Joseph II. (1765 — 1790) war als ein stiller Bewunderer Friedrichs II. aufgewachsen, und betrauerte nur, daß er, zwar deutscher Kaiser und Mitregent seiner Mutter, auf die eigentliche Leitung der Angelegenheiten, so lange Therese lebte, gar keinen Einfluß gewinnen konnte. Aber es vereinigten sich in ihm eine seltne Menge von Kenntnissen und Fähigkeiten, und der edelste Wille für die Verbesserung seiner Staaten, deren Mängel er eben in seiner untergeordneten Stellung um so unverdeckter durchschauen lernte. Aber wie sich unverkennbar schon seit 1740 in Deutschland ein regerer neuer Geist, zum Theil durch Frankreich mit ins Dasein gerufen, offenbarte: so wirkte dies auf Josephs Ansichten und Wirken vielfältig zurück. Huldigte auch er der traurigen Arrondirungspolitik, (Abrundung der Staaten) so sollten auch veraltete Misbräuche im Staat und in der Kirche fallen; es sollte alles neu und zeitgemäß erscheinen; seine so verschiedenen Staaten Einer Sprache, Einem Gesetze und Einer gleichmäßigen Verfassung huldigen, wenn auch urkundliche Rechte dadurch verletzt und nicht blos Einzelne, sondern ganze Stände und Völker im Anfang schwer dadurch gedrückt wurden. Doch konnte

Joseph mit diesen Verbesserungen, unter denen keine bekannter wurde, als sein berühmtes und doch so oft verschrieenes Toleranzedict (1781), erst 1780 beginnen, wo seiner Mutter Tod ihm freien Spielraum lies, und nun wollte er Früchte treibhausartig erzwingen, die nur langsam und allmählig reifen konnten; oder gleich in dem Schatten der Bäume ruhen, die er eben erst gepflanzt hatte. Vorerst galt Joseph aber wenig mehr, als der König auf dem Schachbrette, dessen Wichtigkeit bei weitem von seiner Königin überboten wird.

Die Zeit nach dem siebenjährigen Kriege bis zur französischen Revolution gewährte Deutschland Ruhe, sich von den ausgestandenen Kriegen dreißig Jahre zu erholen, und wurde nur durch einige wenige wichtigere doch schnell vorübergehende kriegerische Auftritte unterbrochen; die Theilung Polens (1772) nämlich und den baierischen Erbfolgekrieg (1778 und 1779).

Nach Augusts III. Tode mischten sich Rußland und Preußen in die Thronfolgehändel des in sich so sehr zerrütteten Polens, und erzwangen, von einer der dortigen Parteien begünstigt, die Wahl des Stanislaus Poniatowsky. Allein Rußlands mächtiges Vergrößern in dem Kampfe gegen die Pforte erregte Besorgniß und Spannung, und man glaubte — kein Staat will aber die erste Anregung dazu gethan haben, wenn auch Oestreich durch Besetzung des Zipser Comitats von Polen eine Idee veranlaßte, die nachher von Rußland und Preußen viel umfassender verwirklicht wurde — das Gleichgewicht im Osten Europas nur durch eine Theilung Polens dauernd erhalten zu können. So rissen Rußland, Oestreich und Preußen gegen 3000 □ Meilen von diesem unglücklichen Lande ab, und theilten sich hinein. Mit diesem Machtstreich aber wurde das Gleichgewicht der europäischen Staaten schon darum ganz erschüttert, weil nun das Völkerrecht und heiliges Eigenthumsrecht gegen die Macht des Stärkern nicht mehr schützte. Keine dieser Mächte ahnete, daß auch ihr das Schwertrecht, wenn man es einmal die Stelle des Vernunftrechts vertreten lasse, ähnliche Wunden schlagen könne. Nach zwanzig Jahren wiederholten Rußland und Preußen, und zwei Jahre später, 1795, dieselben Mächte mit Oestreich vereint, diese Theilungen, und strichen so den

unglücklichen Staat nun ganz aus der Liste der europäischen Mächte aus.

Nicht minder auffallend waren die Ansprüche, die auf alte, angeblich noch gültige, Verträge gestützt, Oestreich 1778 auf große Stücke Baierns machte, als dessen Mannsstamm (Dec. 1777) mit Maximilian Joseph ausstarb. Der wirkliche Erbe, der kinderlose Kurfürst Karl Theodor von der Pfalz, schloß sogar mit dem Wiener Hof (Jan. 1778) eine Convention zur Abtretung seines neuen Landes, ohne seinen eigenen muthmaßlichen Erben, den Herzog Karl von Zweibrücken, darum zu fragen und auf dessen Protestation zu achten. Da nahm sich Friedrich II., der eine solche Vergrößerung Oestreichs ohne Gefahr für seine eigenen Staaten nicht ruhig ansehen konnte, des Herzogs Karl an und rückte, als alle Unterhandlungen vergeblich waren, mit einem Heere in Böhmen ein. Willkommene Gelegenheit für Joseph, sich auch einmal und sein Heer mit einem Friedrich messen zu können; aber er verschanzte sich so tief in unangreifbaren Stellungen, daß der alte Friedrich, der jetzt Menschenleben besser zu würdigen gelernt hatte, seinen großen Feldherrnruhm nicht noch am Ende seiner Tage wagen wollte. Als nun Theresia auch (gegen Josephs Wunsch) die Sache ohne Schlacht zu beendigen wünschte: wurde auf Frankreichs und Rußlands Vermittlung der Teschener Frieden (13. Mai 1779) abgeschlossen, und an Oestreich nur das Innviertel mit Braunau von Baiern abgetreten. — Am 29. Nov. 1780 starb die große Kaiserin-Königin. Zählt man zusammen, was sie litt und that, wie segensreich ihr langes Walten für ihre Staaten war, was sie als Landesmutter und im Familienkreise war: so bringt man ein oft misbrauchtes Beiwort wieder zu hohen Ehren, wenn man sie schlechthin „die große Frau" benennt.

Joseph II. begann nun seine Selbstregierung; doch seine Thaten gehören weniger der allgemeinen deutschen als der Geschichte seiner Erbmonarchie an, wenn sie auch nicht ohne Einfluß auf das übrige Deutschland bleiben konnten. Er hatte wenig Segen bei seinem Walten, weil dem raschen Reformator seine Unterthanen nicht folgen konnten, und für vieles weder Eifer noch guten Willen hatten; so daß er endlich selbst un-

muthig wurde, manchen Schritt zurückthun mußte, und es am Ende seines Lebens fast keinem Stande recht gemacht zu haben, ja mehrere Erbstaaten, wie Ungarn und die Niederlande, im vollen Aufstande gegen sich sehen mußte. — Er hatte den Plan zu einer Erwerbung Baierns noch nicht aufgegeben; nur wollte er es jetzt durch Tausch gegen den größten Theil der Niederlande, die Karl Theodor mit dem Titel eines Königs von Burgund bekommen sollte (1785), an sich bringen. Doch auch hier stellte sich Friedrich entgegen, und hinderte durch Stiftung eines Fürstenbundes (1785) mit Hannover, Sachsen und andern deutschen Fürsten, die Ausführung.

Dies war zugleich eins der letzten Werke Friedrichs des Großen. Seine 46jährige Regierung war zur Hälfte kriegerisch und erobernd, zur Hälfte friedlich und erhaltend. Wenn er in der ersten Hälfte sein Preußen ungemein vergrößert, in die Reihe der ersten Mächte Europas gehoben hatte: so hatte er die Zeit des Friedens auch zu Werken des Friedens angewendet, und des Krieges Spuren zu verwischen gesucht. Tausende von Häusern entstanden wieder aus dem Schutt und Tausende kamen neu hinzu. Obgleich mit sehr erschöpften Kassen, schenkte er in den 23 Jahren nach dem Krieg zur Ackerbau- und Gewerbsbetriebsamkeit seinen Unterthanen über 24 Mill. Thaler, und hinterließ doch einen Schatz und ein großes Heer, glaubend, daß ein Staat auf einer vollen Kasse und einem Heere so sicher ruhe, wie die Erdkugel auf des Atlas Schultern. Wenige Stunden gönnte er der Erholung mit den Wissenschaften, zu welchem Zweck ihn leider fast nur Franzosen — dadurch allein war dieser so deutsche Fürst undeutsch — umgaben; dann arbeitete er, und der Morgen sah gewöhnlich schon die Arbeit eines ganzen Tags gethan; „denn" sagte er, „nichts hat mehr Aehnlichkeit mit dem Tode als der Müssiggang; daß ich lebe, ist nicht nothwendig, wohl aber, daß ich thätig bin." Heiliges Gesetz dabei war, nichts aufzuschieben. Erst mit dem letzten Augenblicke seines Lebens (17. Aug. 1786) endete er auch seine Selbstregierung. Sein Feuerblick erlosch, sein Herrscherwort verstummte, doch seine Thaten werden ewig glänzen und reden. —

Dagegen erlebte Joseph noch jenen Sturm, der durch leise, bald stärkere und immer stärkere Stöße angekündigt, endlich in der furchtbaren französischen Revolution von 1789 an losbrach, und bald auch für das deutsche Vaterland vernichtend werden sollte. So nah nun auch diese Riesenerscheinung den Kaiser schon als Bruder der unglücklichen Königin von Frankreich und als Schwager Ludwigs XVI. anging, so sehr sie bald Sache aller Fürsten und Könige werden mußte: so sehr verkannte man sie doch Anfangs, und hielt sie nur für wildes Treiben einer pariser aufgeregten Partei; ohne sehen zu wollen, daß sie ursprünglich nur eine auf Abhilfe ungeheuerer Finanznoth und der Staatsgebrechen berechnete Staatsreformation, bald eine Sache des ganzen leidenden Volkes, aber auch, indem sie durch die aufgeregten Leidenschaften, und durch den Wechsel der Führer in die Hände eines wüthenden Pöbels und eines Haufens politischer Fanatiker fiel, ein königmörderisches und ansteckendes Scheusal werden mußte. Joseph selbst durfte zunächst für sein Niederland fürchten, indem 1787 in Holland und in Belgien, in Lüttich und Achen Unruhen ausbrachen; während er auf der andern Gränze seines Reichs (1787) in einen blutigen Türkenkrieg verwickelt wurde, der im Ganzen unglücklich geführt, ihm selbst den Keim des Todes mit nach Hause gab. Mitten unter Krieg und Aufruhr und Trümmern seiner Hoffnungen, doch rastlos in seiner Thätigkeit, starb er am 20. Febr. 1790. „Ich wünschte" sagte er kurz vorher „man schriebe auf mein Grab: hier ruht ein Fürst, dessen Absichten rein waren, der aber das Unglück hatte, alle seine Entwürfe scheitern zu sehen."

Sein trefflicher Bruder Leopold II. (bisher Großherzog von Toskana) regierte für seine herrlichen Eigenschaften, mit denen er 25 Jahre lang sein kleineres Toskana so glücklich und blühend gemacht hatte, viel zu kurz (1790—1792). Der Türkenkrieg wurde mit Verzicht auf die Eroberungen beendet, die Niederländer wieder unterworfen, die Ungern beruhigt; doch alles mit Zurücknahme vieler Anordnungen Josephs. Die französische Revolution ging unterdeß im Sturmschritt vorwärts, schaffte den Adel und seine Vorrechte, das Lehnwesen, ab, und schuf Frankreich in eine republikanische

Monarchie um, zertrümmerte alle bestehende Verhältnisse, und machte das königliche Haus zum Gefangenen der Nation. Daher schloß, im Beisein der emigrirten Brüder des Königs von Frankreich, Leopold mit König Friedrich Wilhelm von Preußen (Friedrichs II. Nachfolger) zu Pillnitz bei Dresden eine Convention, um ein gemeinschaftliches Betragen gegen Frankreich zu beobachten, welches die Rechte des französischen Thrones mit dem Wohl der Nation vereinigen könnte (Aug. 1791); bald aber auch (Febr. 1792) ein Defensiv-Bündniß zwischen Oestreich und Preußen, zur wechselseitigen Vertheidigung ihrer Länder und des deutschen Reiches. Schon hatten viele deutsche Reichsfürsten am Rhein bedeutend durch Frankreichs neue eigenmächtige Eintheilung gelitten, schon war ein Krieg unvermeidlich: als der treffliche Leopold, ein Vater seiner Völker, (18. Febr. 1792) starb.

Franz II., Leopolds ältester Sohn, (geb. 1768) übernahm unter sehr bedenklichen Umständen die Regierung seiner Erbländer und das deutsche Kaiserthum (1792 — 1806). Schon standen streitfertige Emigrantenschaaren am Rhein, schon war ihm selbst als Könige von Ungarn und Böhmen von Frankreich der Krieg erklärt, und von den Franzosen der Kampf in Belgien eröffnet worden: als auch vereinigt mit den französischen Flüchtlingen ein östreichisch-preußisch-hessisches Heer siegreich unter Voraussendung eines donnernden Kriegsmanifestes aus Emigrantenfedern in Frankreich vordrang (25. Jul.) bald aber nach der Kanonade von Valmy (14. Sept.) wieder umkehrte; worauf nun die Franzosen die östreichischen Niederlande, Mainz und Frankfurt nahmen, das Königthum ganz abschafften und Frankreich in eine völlige Republik verwandelten, und den edlen (vielleicht nur zu schwachen) König (21. Jan. 1793) unter das Mordbeil der Guillotine schleppten.

Sofort verbanden sich England, Spanien, Neapel, Oestreich, Preußen, das deutsche Reich und Portugal, der Papst, Toskana und Rußland (also fast ganz Europa, außer Dänemark, Schweden und der Pforte) gegen die wilde Anarchie der Neu-Franken, die aber ihr ganzes Land in ein allgemeines Feldlager umschufen, das Volk in Masse aufboten und 13 Armeen bildeten. Solche

unerhörte Anstrengungen und eine neue durch Massen und beispiellose Begeisterung erdrückende Taktik retteten Frankreich, und lösten endlich die große Verbindung gegen dasselbe auf. Toskana, bald auch Preußen, Spanien und Hessen-Cassel schloßen Frieden mit der Republik (Basel 1795), Preußen ließ seine überrheinischen Länder in Frankreichs Händen, und sonderte sich mit dem ganzen nördlichen Deutschland durch eine Demarcationslinie vom übrigen Kriegführenden Deutschland ab. So waren die linken Rheinländer Deutschlands und die Niederlande von Frankreich schon gewonnen. Als aber das Reich und Oestreich den Krieg fortsetzten, wurde besonders seit 1796, nachdem die Blutregierung eines Robespierre und seiner Ausschüsse, (die selbst das Christenthum abgeschafft, und der Vernunft einen Tempel gegründet, dabei aber Ströme Bluts vergossen hatte, da auf dem Beweinen der Opfer der Tod schon stand; die Revolution fraß, wie Saturn, die eigenen Kinder!) einer Oligarchie von 5 Directoren gewichen war, der Krieg auch in das Innere Deutschlands hinein gespielt. Während ein kühner Corse, der Advokatensohn Buonaparte (ihn hob die Revolution und die eigne Kraft) siegreich in Italien Alles vor sich niederriß, und sich bald zum Meister des ganzen Landes machte, und dann nach Deutschland hereinbrach, drangen zwei französische Heere unter Moreau und Jourdan auf verschiedenen Punkten über den Rhein (1796). Aber während Moreau die Oestreicher mehrmals, selbst unter ihrem trefflichen Feldherrn, dem Erzherzog Karl, bei Ettlingen (9. Jul.) schlug und Baiern in München selbst zum Waffenstillstand nöthigte: wurde Jourdan von demselben Erzherzoge bei Neumark und Amberg (22. u. 24. Aug.) so geschlagen, daß die Franzosen in wilder Flucht den Rhein suchten. Darum trat auch Moreau einen äußerst gefährlichen, aber vortrefflich ausgeführten Rückzug, 100 Stunden durch lauter Feinde bis an den Rhein, an. Nur in Italien konnte Karl nichts ausrichten, und Oestreich mußte mit dem rasch bis Steiermark vordringenden Buonaparte, ohne zu ahnen, in welcher bedenklichen Lage sich das französische Heer selbst befände, Waffenstillstand und bald einen Frieden zu Campo Formio abschließen, am 17. Oct. 1797.

Oestreich trat Belgien oder seine Niederlande und Mailand ab, und bekam dafür das Venetianische Gebiet bis an die Etsch; England führte seinen glücklichen Seekrieg fort. Mit dem Reiche aber sollte zu Rastadt ein Friedenscongreß gehalten werden. Aber welche Sprache führten hier die französischen Bevollmächtigten? Allein während hier noch von Seiten des Reiches möglichst schwerfällig unterhandelt wurde, nahmen die Franzosen Mainz hinweg, schickten ein Heer nach Aegypten, um von da aus den Engländern eine Diversion nach Indien zu machen und sich mit nenen Colonien für die verlorenen zu entschädigen; und bildete sich schon eine neue Coalition gegen die Franzosen, zwischen England, Paul I. von Rußland, Oestreich und der Pforte. Endlich löste sich der Congreß von Rastadt auf, und auf der Rückreise wurden die französischen Gesandten von östreichischen Husaren angefallen, theils verwundet, theils getödtet (28. April 1799) und ihrer gesandtschaftlichen Papiere beraubt.

Der Krieg begann sofort von Neuem in Italien und Deutschland. Im letztern Lande schlug Erzherzog Karl den General Jourdan in mehreren Schlachten und jagte ihn aus Deutschland. In Italien wichen gleichfalls die Franzosen der Uebermacht der Oestreicher und Russen, welche letztere Suworow, der graue Sieger, der Türken= und Polenblut in Strömen vergossen hatte, mit Jugendkraft führte. Selbst Moreau konnte ihm nicht widerstehn. Ganz Italien war von den Franzosen bis auf Genua gesäubert. Nur in der Schweiz stellte Massena und Soult das Kriegsglück der Franzosen wieder her, und der mit Oestreich und England unzufriedene Kaiser Paul rief seinen großen Feldherrn zurück, um ihn mit Undank für so viele Siege zu belohnen. Unterdeß war aber Buonaparte aus Aegypten nach Frankreich zurückgekommen, hatte das Directorium umgestürzt, und statt dessen drei Consuln, (sich natürlich zum ersten) der Republik gegeben, und, als man seinen angebotenen Frieden verschmähte, sich selbst, mit der Erklärung an die Spitze des italiänischen Heeres gestellt: „so müssen wir den Frieden erobern!“ Dem Heere kam mit dem muthigen Feldherrn auch der Muth zurück, und die blutige Hauptschlacht bei Ma-

rengo am 14. Juni 1800 gegen Melas, gab den Franzosen in Einem Tage ganz Italien wieder. Deutschlands Schicksal entschied aber bald nachher Moreaus großer Sieg bei Hohenlinden, unweit München, (3. Dec. 1800) über den Erzherzog Johann, einem Bruder des Kaisers. Schon bedrohten die Franzosen von Linz aus Wien; als ein Waffenstillstand und bald der Friede von Lüneville am 9. Febr. 1801 den Krieg beendigte. Oestreich mußte die neuen, von Frankreich gegründeten Republiken, die batavische, ligurische (Genua), cisalpinische (Mailand) anerkennen, so wie den Großherzog von Toskana, einen Bruder des Kaisers, für sein verlorenes Land in Deutschland (in Salzburg) entschädigen, so wie den Herzog von Modena mit dem Breisgau. Oestreich erhielt dafür nur das Venetianische Gebiet, bis an die Etsch mit Istrien und Dalmatien. Das Reich aber verlor nun förmlich alle Besitzungen jenseits des Rheins, gegen 1200 □ Meilen, mit fast 4 Millionen Menschen. Die dadurch verletzten Reichsfürsten wurden durch eine niedergesetzte Reichsdeputation 1802 — 3, meist durch weltlich gemachte geistliche Gebiete und durch 42 Reichsstädte und die schwäbischen Reichsdörfer entschädigt. Gewaltsam genug — man sah, daß Frankreich und Rußland ihn dictirt hatten! — entschied der Reichsdeputationshauptschluß. Von allen Reichsstädten blieben nur 6, Lübeck, Hamburg, Bremen, Frankfurt, Augsburg und Nürnberg. Alle geistliche Herrschaften und Kurfürstenthümer bis auf Kurmainz, dessen berühmter Erzbischof Karl Theodor von Dalberg, als Reichserzkanzler, statt Mainz die Fürstenthümer Aschaffenburg und Regensburg und die Reichsstadt Wetzlar erhielt, gingen ein; wogegen vier neue weltliche Kurfürsten, Salzburg, Wirtemberg, Baden und Hessen-Kassel auftraten. — So gewaltsam diese Umgestaltung Deutschlands war, konnte sie doch nicht die letzte bleiben, weil die Ursachen, die sie bewirkten, innerer Verfall des Reichs und darauf berechnetes Einwirken Frankreichs, noch fortdauerten.

Zwar hatte England endlich auch zu Amiens (März 1802) mit Frankreich Friede gemacht, allein so unpolitisch, daß an lange Dauer nicht zu denken war. Wirklich begann auch zwischen beiden (1803 — 1815) der Krieg von Neuem, worauf ein französisches Heer das deutsche

Reichsland Hannover besetzte. Buonaparte, welcher schon 1802 zum lebenslänglichen Consul ernannt werden mußte, that endlich im Mai 1804 den letztern aufgesparten Schritt und ließ sich als Napoleon I. durch Gottes Gnade und den Willen der Nation, zum ersten erblichen Kaiser der Franzosen ernennen, worauf Kaiser Franz II., wohl sehend, daß es mit dem deutschen Reiche, als solchem, schnellen Schrittes zu Ende gehe, sich am 11. Aug. 1804 den erblichen Kaisertitel Oestreichs beilegte, und sich in den Erblanden Kaiser Franz I. nannte.

Bald bildete sich aber gegen frühere und spätere Machtschritte des Kaisers Napoleon eine neue Coalition zwischen England, Rußland, Oestreich, Schweden; während leider Preußen und das nördliche Deutschland neutral blieben, und Baiern, Wirtemberg und Baden auf französische Seite traten. Mit unerwarteter Schnelligkeit standen die Franzosen in Deutschland, zwangen den umgangenen östreichischen Heerführer Mack, nach blutigen Gefechten, sich in Ulm, am 17. Oct 1805, mit 24,000 Mann zu ergeben. Hierauf zog Napoleon gegen Wien, besetzte es am 11. Nov. und schlug am 2. Dec. die vereinten Russen und Oestreicher bei Austerlitz in der „Dreikaiserschlacht.“ Noch hätte indeß der Krieg erneuert werden können, indem bald auch der tapfere Erzherzog Karl, der in Italien große Vortheile gegen Massena erlangt hatte, herbeieilte; allein Kaiser Franz I. schloß für sich Waffenstillstand und Frieden zu Presburg 1805 den 25. Dec., und verlor dabei Venedig, Tirol, Vorarlberg und viele andere Stücke (mehr als 1000 □ Meilen nnd fast 3 Millionen Unterthanen) und gewann blos Salzburg, dessen Kurfürst mit Würzburg als Großherzogthum, entschädigt wurde. Kaiser Alexander kehrte, ohne Friede zu machen, heim.

Dafür gab Napoleon seinen Bundesgenossen, den Kurfürsten von Baiern und Wirtemberg die souveraine, also vom Kaiser und Reiche völlig unabhängige Königswürde und gleiche Souverainität dem Kurfürst von Baden. Ueberdem erhielten alle drei bedeutende Gebietsvergrößerungen; Baiern z. B. Tirol, Vorarlberg, Augsburg u. s. w., die Preußen aber tauschten den Kurstaat Hannover gegen die Abtretung von Ansbach, Cleve und

Neufchatel ein. Napoleons Schwager Murat wurde Herzog von Cleve und Berg, für welches der König von Baiern Ansbach erhielt; und wenn auf diese Weise die Einheit des Reiches factisch schon vernichtet war: so brauchte es nur noch eines Schrittes, um seine gänzliche Auflösung zu bewirken, und diesen that Napoleon durch die Stiftung des sogenannten Rheinbundes.

In der Nacht des 12. Juli 1806 unterzeichneten zu Paris die Gesanden von 16 deutschen Fürsten (von 9 Millionen Unterthanen) eine, jedem von ihnen einzeln, meist nur stückweis von Talleyrand vorgelegte Conföderationsacte, derzufolge sie sich vom Kaiser und Reiche lossagten, und einen eigenen Bund — den rheinischen — stifteten, als dessen Beschützer oder Protector sie Napoleon anerkannten. Die Bundesacte sicherte allen Mitgliedern völlige Souveränität, oder das Recht der Gesetzgebung, der obersten Gerichtsbarkeit und Polizei, der Conscription und Besteuerung zu. Nur des Rechts, auswärtige Bündnisse zu schließen, war weislich nicht gedacht! Alle deutsche Reichsgesetze sollten keine verbindliche Kraft mehr für sie haben, und ein Bundestag zu Frankfurt, unter Vorsitz des vom Protector ernannten Fürst Primas — des Reichserzkanzlers Dalberg — die gemeinschaftlichen Interessen und Streitigkeiten behandeln. Doch kam dieser nie zusammen. Der Protector hatte das Recht, Krieg und Frieden und die Truppencontigente zu bestimmen, und übernahm die Pflicht, dem rheinischen Bunde stets mit 200,000 beizustehen. Dagegen mußte dieser mit 63,000 Mann auch dem Protector in seinen Kriegen helfen. Außerdem wurde die Zahl von 300 bisher reichsunmittelbaren Ständen bis auf einige 30 herabgesetzt, und die übrigen mittelbar gemacht oder mediatisirt, und den Rheinbundfürsten zugetheilt, in deren Ländern ihre Gebiete lagen. Auch zwei Reichsstädte, Frankfurt und Nürnberg, fielen erstere an den neuen Fürst Primas, letztere an Baiern. So hörten also die sogenannten Reichsgrafen, die Reichsritter, die Ordensgüter der Johanniter u. s. w. auf, unmittelbar und selbstständig zu sein, und behielten nur einige Vorrechte, als niedere und mittlere Gerichtsbarkeit, das Recht der Forsten, Jagden, Polizei, Bergwerke, die Feudalgefälle und das Patronatsrecht u. s. w.

Am 1. Aug. 1806 wurde diese Stiftung dem regensburger Reichstag vorgelegt, und zugleich erklärte Frankreich daselbst, daß es ein deutsches Reich nicht ferner anerkenne. Daher legte schon am 6. Aug. Franz II. seine Würde als Oberhaupt des deutschen Reiches förmlich nieder; und blieb (als Franz I.) Erbkaiser von Oestreich. So endete nach 1000 Jahren das deutsche Reich! —

Am schicklichsten wird bei diesem Ereignisse noch ein Rückblick auf die, seit dem westphälischen Frieden, verflossene Zeit geworfen. Denn dieser Friede war es, welcher durch Feststellung des fremden Einflusses auf Deutschland und durch Festsetzung der völligen Landeshoheit der deutschen Stände mit dem Reiche fremde Bündnisse zu schließen, den Fall des Reichs von 1806 vorbereitete. Seit dem genannten Jahre, 1648, gab es fast keinen Krieg und Frieden, der nicht dem deutschen Reiche Opfer an Land und Leuten gekostet hätte. Wurden ferner im westphälischen Frieden durch Secularisationen Entschädigungsmassen geschaffen: so geschah es seit dem Reichsdeputationshauptschluß durch Mediatisirungen; dort wie hier auf Kosten minder mächtiger Besitzer, aber gefährlich auch schon darum, weil der einmal anerkannte Grundsatz auch die gebliebenen Fürsten gegen Uebermacht nicht sicherte — Die Reichsverfassung veränderte sich erstlich in der Zahl der Kurfürsten, die selbst nach Vernichtung der Kurwürden von Trier und Cöln sich auf 10 vermehrten — Mainz, Pfalzbaiern, Böhmen, Sachsen, Brandenburg, Hannover, Salzburg, (Würzburg), Wirtemberg, Baden, Hessenkassel. — Ein Glück nur, daß nicht auch die vorgeschlagenen Reichstitel eines Erzvorschneiders, Reichsfeuerherrn, Reichsfischherrn, Reichsjudenrichters u. s. w. angenommen wurden! Die Macht des deutschen Kaisers verminderte sich immer mehr. Seine Einkünfte beliefen sich am Anfange des 19. Jahrhunderts kaum auf 13,000 fl. jährlich, während die römische Curie jährlich fast 300,000 Dukaten aus Deutschland zog. Auf dem seit 1663 permanent gewordenen Reichstage zu Regensburg, erschienen nur Abgesandte, die bei jedem neuen Falle neue Instructionen

von ihren Höfen einholen mußten; was den Geschäftsgang so hemmte, daß, ehe z. B. ein Reichskrieg ausgesprochen werden konnte, vielleicht das halbe Reich vom Feind besetzt war. Dazu kamen lächerliche Rangstreitigkeiten zwischen den Kur- und den fürstlichen Gesandten. Erstere wollten bei diplomatischen Mahlzeiten auf rothen Stühlen sitzen, während letzte nur grünbeschlagene haben sollten; erstere wollten von Edelknaben mit goldenen Bestecken bedient sein, und am 1. Mai vom Reichsprofoß, 8 Maien vor die Wohnung gepflanzt haben, während jenen nur Livreebediente, Silberbestecke und 4 Maien- oder Birkenbäumchen zukommen sollten!! Auch waren nur die Kur- und Fürsten, Reichsgrafen und Reichsstände, nicht aber Millionen des deutschen Bürger- und Bauernstandes auf dem Reichstage vertreten. Die Reichsarmee, unter einem katholischen und einem protestantischen General Feldmarschall, betrug seit 1681: 40,000, wurde aber im Revolutionskriege fünffach gestellt. Doch waren diese Truppen den bunten Kreuzbeeren anfangs nicht unähnlich; da, die größern Contigente abgerechnet, es in Schwaben und Franken Reichsstände gab, die nur einige Mann stellten, ja auf manchen nur ein Lieutenant ohne Soldaten fiel, den man oft erst vom Pfluge wegnahm, auf einen andern ein Tambour fiel, dem man eine Trommel aus alten Rüstkammern reichte. Schweintreiber avancirten zu Queerpfeifern und abgelebte Karrengäule wurden bestimmt, Dragoner zu tragen. — Die Reichsgerichte waren noch ohnmächtiger. Oft starben zwei Generationen von Assessoren ab, ehe eine anhängige Sache entschieden wurde; und der Reichshofrath sprach zwar schneller aber zu gut kaiserlich oder östreichisch, als daß sehr vielen Ständen damit gedient gewesen wäre.

Der dritte Stand wurde mit seiner Thätigkeit und Ausbildung immer mehr blos auf sich selbst beschränkt, seitdem er von allen höhern Staatsmännern entfernt und die Scheidung zwischen Adel und Bürger immer strenger wurde. Es gab Armeen, in denen fast kein einziger bürgerlicher Offizier war. Doch aber erhielt sich im dritten Stande die Volkskraft noch am längsten, ohne welche nach so vernichtenden Kriegen Deutschland sich schwerlich so schnell hätte wieder erholen können.

Allein, wenn sich auch das Volk nach dem dreißigjährigen Kriege mehr in dem Reiche verlor, so erhob es sich besonders seit 1740 sichtbar wieder, während das Reich aus Mangel an organischen Gesetzen und innerer politischer Einheit und bei der, in den letztern Zeiten immer unheilbarer gewordenen, Trennung des Nordens vom Süden immer mehr veraltete, und unter Napoleons gewaltigen Schlägen endlich ganz zusammen brach. Die kirchlichen Verhältnisse hatte bis auf Einiges der westphälische Friede, der den letzten der Religionskriege beendete, ausgeglichen; und einzelne Bedrückungen der Protestanten, wie die der Salzburgischen durch den dortigen Erzbischof Firmian 1730, vielleicht von Exjesuiten veranlaßt, wurden selbst von Katholischen Fürsten gemisbilligt. Nicht vortheilhaft war es dagegen dem Protestantismus, daß auch aus seiner Mitte sich Sekten bilden konnten, wie die übrigens achtbaren Pietisten Philipp Jacob Speners, seit 1689, die Brüdergemeinden selbst oder Herrnhuter Zinzendorfs (1725), Wesley's Methodisten in England, und verschiedene auch in Deutschland bekannte Abkömmlinge der Wiedertäufer oder Mennoniten, wie die Hofmannianer, Liebesfamilien oder Familisten und das ganze Heer von gröbern Mystikern, welches das Göttliche durch unmittelbare innere oder äußere Anschauung in sich aufnehmen und in eine fühlbare Verbindung mit der übersinnlichen Welt treten zu können wähnen.

Die Volksbildung der Deutschen übertraf an Gründlichkeit, Ernst und Tiefe die Bildung aller Nachbarvölker, und fing auch an, die Fesseln abzuwerfen, welche auch in dieser Hinsicht seit Ludwig XIV. das westliche Nachbarvolk den Deutschen angelegt hatte. Mit den Fortschritten der Civilisation verschwand allmählig die Folter, verminderten sich Scheiterhaufen, Galgen und Rad, und die sonst so häufigen Hexenprocesse wurden immer seltener. Doch kommen im 18ten Jahrhunderte noch mehrere in Deutschland und 1780 die letzte Hinrichtung dieser Art in der Schweiz im Canton Glarus, vor. Nirgends bildete sich so schnell die Gerechtigkeitspflege; selten war anderswo die öffentliche Meinung aufgeklärter und gebildeter und damit auch mächtiger als in Deutschland. Vor allem aber blühten Wissenschaften und

Künste schnell und glücklich auf; gewiß, wie vieles andere, wieder eine Folge der vielen einzelnen Gebiete und Fürsten-Höfe, die mit einander wetteiferten, neue Kunstanstalten, Akademien, Museen, Universitäten und ähnliche Institute zu errichten. Wenn besonders die deutsche Sprache durch ihre Schriftsteller seit 1740 immer mehr veredelt wurde, so streifte sie zuerst viele der vom Auslande geborgten Formen ab; fing an, nur die besseren fremden Formen nachzuahmen, und ging endlich zur Erschaffung eigner über. Und stolz darf der Deutsche, um nur Verstorbener zu gedenken, auf seinen Haller, Gellert, Cramer, Lessing, Wieland, Klopstock, Ramler, Kleist, Bürger, Stolberg, Geßner, Herder, Gerstenberg, Leisewitz, Thümmel, Schiller, Lichtenberg und viele andere sein; stolz darf er sein, wenn er die Felder der Wissenschaften durchgeht, und eine Anzahl derselben, wie Erfahrungs-Seelenlehre, Aesthetik, Pädagogik, Nationalökonomie, Staatenkunde und andere auf deutschem Boden erst entstehen, und für die übrigen Männer sieht, die sich kühn mit den literarischen Heroen anderer Nationen messen können; wenn er in Mosheim, Jerusalem, Zollikofer, Reinhard, Löffler und andern Muster geistlicher Beredsamkeit; in Thomasius, Leibnitz, Wolff, Mendelssohn, Eberhard, Engel, Platner, F. H. Jacobi, Kant, Fichte, (die Lebenden mögen selbst ihre Namen vertreten!) ausgezeichnete Philosophen; in Schlözer, Spittler, Johann v. Müller, Woltmann, Adelung, Posselt, Bredow, Meusel, treffliche Historiker; in Basedow, Rochow, Campe, Salzmann, Gedike, Meister der praktischen und theoretischen Pädagogik; in Ernesti, Heyne, Winkelmann, Philologen und Alterthumsforscher findet. So ließe sich das Gleiche nachweisen für die Theologie, Jurisprudenz, für Naturwissenschaften. Kein Land gleicher Größe kann jene Menge von Schriftstellern nachweisen, als Deutschland; wenn auch von Meusels 10000 lebenden Schriftstellern vielleicht nur die Hälfte die Wissenschaft gründlich angebaut und gefördert haben.

Einen großen Theil dieser so glücklichen Pflege der Wissenschaften verdankt Deutschland unstreitig seinen Hochschulen, die Mittelpunkte der gründlichen Erkenntniß, des höhern Lichtes und gereinigter Wahrheit wurden, und diese durch ihre Zöglinge den übrigen Volks-

classen mittheilen. Es war gewiß eine große Zeit, als so viele Fürsten Deutschlands nicht blos wegen des Geldes Hochschulen stifteten, welches dadurch in das Land gezogen wurde, (wie man heut zu Tage wohl nach Entdeckung von Bädern jagt,) sondern um nach ihren Kräften zur Belebung der Wissenschaften, die wahrhaftig mehr, als man glaubt, auf alle Classen des Volkes segensreich wirken, beizutragen, und sich dadurch dauerndere Monumente zu setzen, als gewonnene Schlachten und prachtvolle Grabmäler sein mögen. In diesem Zeitraume und den letzten Jahren wurden Bamberg (1648), Duisburg (1655), Kiel (1665), Halle (1694), Fulda (1734), Göttingen (1737), Erlangen (1743), Bonn (1778 und 1818), Berlin (1809) gestiftet; dagegen Cöln, Loewen, Trier, Mainz, Helmstädt, Rinteln, Bamberg, Dillingen, Fulda, Altdorf (1809), Inspruck, Münster aufgehoben, und Ingolstadt nach Landshut, Frankfurt nach Breslau verlegt, Wittenberg mit Halle vereinigt. Rechnet man zu den jetzigen 20 Universitäten Deutschlands mit 860 Lehrern und 11000 Studierenden, noch eine Menge von Akademien, gelehrten Gesellschaften, Schullehrerseminarien, Bürger-, Sonntags-, Handels-, Industrie-, Künstler-, Berg-, Forst-Schulen, landwirthschaftlichen Instituten, und eine große Anzahl von Lyceen und Gymnasien hinzu; bringt man die Menge öffentlicher Bibliotheken, der gelehrten Zeitungen, der Buchhandlungen, in Anschlag, so kann wenigstens die deutsche Nachwelt die jetzige Zeit nicht anklagen, daß sie an dem großen geistigen Entwicklungsgange des deutschen Volkes nicht thätig mitgewirkt, nicht ihn weiter gefördert habe.

Gewiß wirkt auch die Wissenschaft und Kunst eines Volks auf die übrige Kultur desselben, auf Sitten, Geschmack und Nationalcharakter ein. Durch die oft zu nahe Bekanntschaft mit dem Auslande, nahm der gutmüthige Deutsche in diesem Zeitraume viel zu viel Fremdartiges in sein ganzes Wesen auf, schliff, aber auf Kosten seines Herzens, seine Sitten feiner und gewandter; zog oft eine fremde Sprache der eigenen herrlichen vor; schuf seine Trachten und Gebräuche fremden Mustern nach; gerieth nicht selten, indem er alles nachahmen und aufnehmen wollte, in Oberflächlichkeit, Charakterlosigkeit und Sittenverfall: aber politische Selbst-

ständigkeit, reges Fortschreiten in Kunst und Wissenschaft, Selbstvertrauen auf das Geleistete, gepaart mit dem besonnenen Ernste, den nur Tiefe des Gemüths, Klarheit des Verstandes und bittere Erfahrungen geben, werden hoffentlich den deutschen Charakter wieder zu seiner frühern Würde und Bestimmtheit führen.

So hatte endlich Deutschland, auch der Idee nach, aufgehört, ein Ganzes zu bilden: und die frühere politische Spaltung zwischen dem Süden und Norden hatte, indem Preußen Oestreich 1805 und umgekehrt Oestreich Preußen 1806 da, wo beide wahrscheinlich mit Erfolg gemeinschaftliche Sache gegen einen auswärtigen Usurpator gemacht hätten, nicht unterstützte, schon jetzt die unseligsten Früchte getragen. Schlau genug, hatte der Franzose Deutschlands Spaltungen und Schwächen benutzt, das Mistrauen der Cabinete gemehrt, und sich nun ein entschiedenes Uebergewicht in Deutschland selbst geschaffen. — Aber nicht blos gegen Oestreich, auch gegen Preußen, die einzige noch zu fürchtende Macht, war dieser Rheinbund wie eine französische Mark und Vorhut hingestellt. Als Preußen dagegen einen nordischen Bund bilden wollte, und sich über eine vorjährige Verletzung seines neutralen Gebiets beschwerte, und als Napoleon sogar Hannover England wieder anbot, sich mit Sachsen und Rußland verbündet hatte, sodann den Rückmarsch aller Franzosen über den Rhein verlangte, mußte wohl ein neuer Krieg ausbrechen. Allein trotz aller Stärke des preußischen Heeres und des Muthes Einzelner, fehlte doch ein einiger und starker Geist, das Ganze zu verbinden. Der Tod des Prinz Ludwig Ferdinand von Preußen, im Treffen bei Saalfeld am 10. Oct. 1806, war eine böse Vorbedeutung, und öffnete die Pässe an der Saale; ja, das preußisch-sächsische Heer bei Jena und Auerstädt war schon umgangen, ehe noch an beiden Orten die blutige Doppelschlacht vom 14. Oct. verloren wurde. Die zersprengten preußischen Armeetheile mußten einzeln capituliren, und fast alle preußische Festungen, welche die Rheinbundstruppen belagern mußten, ergaben sich, meist schlecht befehligt, mit unerhörter Eile. Wie wenige Commandanten hatten

den Muth des wackern Courbière, der in Graudenz zur Capitulation aufgefordert wurde, weil es kein Königreich Preußen mehr gebe und darauf entgegnete: „Wohlan, wenn es keinen König von Preußen mehr giebt, so bin ich König von Graudenz und werde mich zu vertheidigen wissen!“ Sachsens Neutralität wurde ausgesprochen und am 11. Dec. zu Posen in einem Frieden verwandelt, in welchem der Kurfürst als König Friedrich August I. dem Rheinbunde beitrat; diesem und des Großherzogs von Würzburg Beispiele folgten nach 4 Tagen die 5 Herzoge der ältern sächsischen Linie und (April 1807) die Fürstenhäuser Anhalt, Schwarzburg, Lippe, Reuß, Waldeck, und endlich 1808 die zwei Herzoge von Meklenburg und der von Oldenburg. Zehn Tage nach der Schlacht war Napoleon in Berlin, nahm die preußischen Provinzen zwischen dem Rheine und der Elbe, sprach dem Herzog von Braunschweig und dem Fürst von Oranien Fulda ihre Länder ab, besetzte trotz seiner Neutralität den Kurstaat Hessen, bald auch Hannover und die Hansestädte. Von Berlin aus eröffnete er auch seinen Decretenkrieg gegen den Handel des ihm außer Hannover unangreifbaren Englands, und stellte die Idee eines Continentalsystems auf, dem zufolge alle großbritannische Staaten für blokirt, alle Engländer auf dem festen Lande für Kriegsgefangene, und alle englische Waaren für confiscirt erklärt wurden. Dafür entschädigte sich England an den Kolonien der mit Frankreich verbündeten Staaten. — Der Rest des preußischen Heeres vereinigte sich sofort mit einem, unterdeß angekommenen russischen Heere, aber auch die mörderische Schlacht bei Preußisch-Eilau in Ostpreußen am 8. Febr. 1807 entschied trotz der Tapferkeit der Preußen noch nicht, und an dem Schlachttage von Friedland, am 14. Jun., leuchtete die Sonne von Marengo. Aber diese Kämpfe führten auch, nach einer Zusammenkunft der drei Monarchen auf dem Riemen, den Frieden (8. u. 9. Jul.) zu Tilsit herbei. Das unglückliche Preußen verlor, der Bevölkerung nach, die Hälfte seiner bisherigen Besitzungen mit 5 Millionen Menschen, und mußte aus den abgetretenen Ländern (selbst Rußland bereicherte sich davon!) das Herzogthum Warschau für den König von Sachsen, das Königreich Westphalen

für Jerome Napoleon entstehen, und den Rest für den Großherzog von Berg und Frankreich selbst verwendet werden seyn. Das Fürstenthum Baireuth kam bald nachher an Baiern.

Hatte diesmal Oestreich seine Neutralität behauptet, so konnte es doch die frühern Verluste nicht verschmerzen, und das drohende französische Uebergewicht nicht verkennen; es errichtete, während Napoleons Heere in Spanien beschäftigt waren, (um jene Nation, der er seinen Bruder Joseph, vorher König von Neapel, aufgedrungen hatte, zu dessen Anerkennung zu zwingen,) eine allgemeine Landwehr und Reserve, wohl fühlend, daß das stehende Heer allein einen Staat nicht schützen könne, verstärkte seine Armee und verbündete sich mit England. Wirklich überschritten Oestreichs Heere unter den kaiserlichen Brüdern, Karl, Johann und Ferdinand die deutschen, italiänischen und polnischen Gränzen; allein die Tage bei Abensberg (20. Apr. 1809), Landshut (21. Apr.), Eckmühl 22. Apr. (eine Schlacht, welche Napoleon eine seiner gelungensten nannte), Regensburgs Einnahme (23. Apr.) nöthigten den Erzherzog Karl zum Rückzuge nach Böhmen. Traurig genug, daß hier die deutsche Tapferkeit der Baiern und Wirtemberger einer undeutschen Sache so großen Vorschub leisten mußte! Napoleon besetzte (13. Mai) Wien, wurde jedoch von Erzherzog Karl zwischen Aspern und Eßlingen geschlagen (21. u. 22. Mai), und wäre vernichtet worden, wenn man ihn hätte verfolgen können. So aber gewann er neue Kräfte, und entschied in der Hauptschlacht bei Wagram (5. u. 6. Jul.), weil ein östreichisches Hülfsheer zu spät aus Ungarn eintraf, den Krieg, indem bald ein Waffenstillstand, und dann ein Friede zu Schönbrunn bei Wien erfolgte. — Umsonst waren, wie hier, auch alle andere Anstrengungen zur Befreiung Deutschlands gewesen! Der tapfere Major Schill konnte mit seinem Husarenregimente, weil er keinen Anhang fand, nichts thun, als sich bis Stralsund durchzuschlagen, und, da seine Leute nicht zu Schiffe wollten, (sie erklärten, „so weit die Erde fest und der deutsche Himmel über uns ist, wollen wir ziehn, aber nie zu Schiffe!“) noch auf deutscher Erde sich von den Holländern und Dänen niederhauen lassen. Umsonst

war Dörnbergs Aufstand in Westphalen; umsonst des tapfern Herzogs von Braunschweig kühner Zug mit seinen Schwarzen durch Deutschland; umsonst endlich der patriotische Muth der Tyroler, unter ihrem Sandwirth Andreas Hofer, ihrem Speckbacher, die schon zweimal die Franzosen und Baiern aus dem Lande geschlagen hatten. — Eisern, wie des Krieges Würfel, war auch der Friedenspact (14. Oct. 1809). Oestreich verlor wieder 2000 □ Meilen mit mehr als 3 Millionen Menschen, theils an die Rheinbundsfürsten (wie Salzburg, Berchtesgaden das Innviertel mit Braunau an Baiern); große Stücke Polens an den König von Sachsen, als Herzog von Warschau, und an Alexander, Napoleons Verbündeten, theils an Napoleon selbst, welcher aus den östreichischen Ländern am adriatischen Meere einen Staat der Illyrischen Provinzen bildete.

So war Oestreich, trotz seiner Anstrengungen, zweimal von Frankreich besiegt und in zwei Frieden schwer mishandelt worden. Trotz dem vermählte sich der Kaiser Napoleon, schon im Jahre 1810, mit des Kaiser Franz I. Tochter, Maria Luise, die ihm, um sein Glück zu vollenden, im März 1811, einen Erben seiner Größe, den Prinz Franz Karl Napoleon, König von Rom (jetzigen Herzog von Reichstädt) gebar. Napoleon war somit auf einen Gipfel von Macht (aber auch von Despotismus; die Ermordung des unglücklichen Buchhändler Palm in Nürnberg war nur ein Beispiel von Hunderten!) gekommen, der wohl seine eigenen frühern Wünsche weit überragte — und das arme Deutschland schien bei einem neuen Kriege erdrückt werden zu können. — Bis auf England und einen Theil von Spanien war kein Feind mehr in Europa; Rußland war Napoleons Verbündeter, Kaiser Franz I. sein Schwiegervater, Friedrich Wilhelm III., wohl voll Muth, doch vorerst noch ungerüstet; Deutschlands Rheinbund mehr als blos auf seiner Seite. In Italien saß auf dem Throne von Neapel Mürat, Napoleons Schwager; der Papst war 1809 seiner weltlichen Staaten beraubt, und nach Frankreich geschleppt worden, weil er den Kirchenbann über den Kaiser ausgesprochen hatte; das ganze nördliche Italien, von dem französisch-illyrischen Staate in Osten begränzt, wurde unter dem kriegserfahrnen Vicekönig von

Italien, Eugen Beauharnois, Stiefsohn des Kaisers, (Herzog von Leuchtenberg) mit Frankreich eng verbunden. Die Dynastie Braganza war aus Portugal nach Brasilien verjagt, Spanien einem Bruder Napoleons gegeben; Holland, bisher unter dem Scepter Ludwigs Bonapartes, dessen Sohn Großherzog von Berg geworden, wurde ganz mit Frankreich einverleibt. Westphalen bildete gleichfalls ein Königreich für einen Bruder Napoleons; der größte Theil von Polen als Herzogthum Warschau, stand unter einem Rheinbundfürsten; ein französischer Marschall, Bernadotte, Prinz von Ponte-Corvo, wurde zum künftigen Nachfolger Karls XIII. nach Schweden berufen (der jetzige Karl XIV. Johann). Von Dentschland selbst vereinigte Napoleon die Länder zwischen dem Rhein, der Ems, Weser und Elbe, das Herzogthum Lauenburg, die Hansestädte, selbst große Stücke des nah verwandten Königreichs Westphalen, das gauze Großherzogthum Berg, die Länder der Fürsten von Salm, des mit Rußland nah verwandten Herzogs von Oldenburg und des Herzogs von Ahremberg. Frankreich war so zu einer Größe von 42 Departements und 40 Millionen Menschen angewachsen. War hier nicht mehr geschehen, als mit Ludwigs XIV. gewaltsamsten Reunionen? und was stand für den Rheinbund selbst zu fürchten, wenn Napoleon das Gelassene oder Geschenkte etwa nur als geliehen betrachten wollte? Sollte doch ganz Europa ein Föderativstaat, und Frankreich der dirigirende darin, und sein Paris die Hauptstadt und Gesetzgeberin der Welt werden! Was aber den Gefährlichen noch viel gefährlicher machte, war nicht blos das Glück, das ihn so treu begleitete, sondern auch der Geist und die Intelligenz, die diesen Mann belebte, sein scharfer Blick, der ihn den rechten Mann, die rechte Zeit, fast immer finden ließ, und seine unerschöpfte Thätigkeit. Wer kannte seine Zeit und seine Leute, mit denen er zu thun hatte, so wie er?

Nicht blos das Continentalsystem, welches eine Handelsinquisition und merkantilische auto-da-fe von Neapel bis Lübeck herbeiführte, übte schweren Druck, sondern auch die französische Sprache (unter so viel Millionen maitres mit Bayonnet und Säbel!); auch das französische Gesetzbuch (sehr schnell von einigen deut-

schen Staaten eingeführt); das schreckliche Conscriptionsgesetz, welches Hunderttausende dem Usurpator lieferte, die nun in seinen Schlachten für eine fremde Sache oder — eigne Unterdrückung bluten mußten; ein furchtbares Spionen- und Anklägersystem; eine geheime Polizei; ein entsetzlicher Druck durch Militairbehörden und Einquartirungen; Anlegung neuer Festungen (und doch keine Garantie für alles Bestehende, als das Waffenglück der Franzosen!); die Abhängigkeit der Fürsten bei jedem Schritte von Napoleons Beifall, der durch seine Marschälle und Gesandten wie durch kleine Kaiser, gleich despotisch eingriff, und sie auf fremde Kosten bereicherte, oder sich bereichern ließ; Unterdrückung aller freien, öffentlichen Meinung. Kein Wunder, wenn sich die Masse, wenn sich besonders aber auch die Edlern und Bessern nach Rettung und Befreiung sehnten, und vielleicht sogar auf Mittel dachten (es brauchte darum nicht eben ein Tugendbund zu sein!), sie herbeiführen zu helfen.

Allein, wenn sich wirklich Napoleon auf dem Gipfel seiner Macht und Deuschland in der Tiefe der Erniedrigung befand: so zeigte sich es auch, daß es einerseits nur wenige Schritte vom Capitol zum Tarpejischen Felsen sind, und daß andrerseits ein Volk nicht ganz verloren ist, wenn es sich selbst nicht verliert. Zu neu, zu sehr in der Menschen Gedanken sind die Ereignisse der letzten Jahre, als um sie hier weitläuftig aufzuzählen, oder mit einem Commentar — könnte er noch anders als unreif sein? — zu begleiten.

Rußland konnte weder die Beleidigung des Hauses Oldenburg, noch das Sinken seines Handels durch die Ausschließung der Engländer von seinen Hafen, noch die Besorgniß wegen noch weiteren Umsichgreifens Napoleons, länger tragen. Die Misverständnisse, die diplomatisch nicht mehr auszugleichen waren, führten endlich zum zweiten polnischen Kriege 1812, da es zunächst von Frankreichs Seite der Wiederherstellung des Königreiches Polen, und dann der Zurückführung Rußlands auf den Standpunkt vor 20 Jahren gelten sollte. War auch England jetzt Rußlands natürlicher Verbündete, trat auch Schweden bei: so waren doch, bis auf die Pforte, fast alle europäische Völker und alle deutsche Stämme auf französischer Seite, und in einem Heere von

450,000 Mann (mit 1200 Stück Geschütz) waren kaum die Hälfte Originalfranzosen. Allein wenn auch das ungeheure Heer die Russen von Position zu Position zurückwarf, und außer einigen kleineren Treffen in den Hauptschlachten bei Smolensk (18. Aug.), und an der Moskwa (7. Sept.) die Russen zurückdrängte, wenn es sogar gelang, die alte Czaarenresidenz selbst am 14. Sept. zu besetzen: so wurde doch Napoleons Hoffnung, hier den Krieg endigen und den Frieden dictiren zu können, durch den ungeheuern Brand (zurückgebliebene Russen und Franzosen, fast zu gleicher Zeit, nicht Rostopschins ausdrücklicher Befehl, entzündeten ihn) der Riesenstadt vereitelt, und auf seinen Antrag zur Beendigung des Kriegs geantwortet: „jetzt gehe er erst recht an!". Vordringen nach Petersburg bei vorgeschrittener Jahreszeit und immer zahlreichern feindlichen Heeren, schien unrathsam; man kehrte also um. Wie sich aber jetzt Hunger, Kälte, Feinde, Krankheiten, vereinigten, diesen Rückzug zu einem der fürchterlichsten zu machen, wie dieser schon bis Smolensk über 40000 Mann und 400 Kanonen kostete, wie die Schreckensscenen beim Uebergange über die Berezyna, wo Feuer und Wasser gleich verderblich wurden, (26. und 27. Nov.) Alles überboten, was dies Jahrhundert noch gesehen hatte, und von 100,000 Mann, kaum 50,000 (und in welchem Zustande?) übrig ließen, wie kaum noch 40000 halb erfroren, fast ohne Kleider und Waffen, an den Niemen kamen, den die „große Armee" so drohend am 23. Juni überschritten hatte; wie Napoleon, der sich voll Furcht vor seinen eigenen Leuten wenigstens der großen Nation erhalten wollte, selbst ohne seine heilige Schaar nach Paris voraus eilte, um aus 350,000 Mann National-Garden ein neues Heer zu schaffen, gehört für diesen kurzen Abriß nicht; die 6 Monate hatten über 300,000 Leute und 150,000 Pferde gekostet; (im Jahre 1813 verbrannte man noch in Rußland über 200 000 erstarrte Leichen.) Diesmal mußte das 29ste Bülletin doch bekennen!

Aber die Flammen Moskaus wurden eine Morgenröthe für Europas Freiheit. Schon am 30sten December schlossen die preußischen Truppen mit den Russen eine Capitulation; bald darauf verließ Friedrich Wil-

helm — hätte doch auch die herrliche Königin Luise den Tag der Freiheit noch gesehen! — Berlin, und erklärte zu Breslau: das Vaterland sei in Gefahr! Mit unglaublichen Anstrengungen, und einem beispiellosen Enthusiasmus schuf Preußen sich ein Heer, und trat vereint mit den Russen unweit Lützen, auf dem classischen Boden Gustav Adolfs und Friedrichs II., den unterdeß herangerückten neuen französischen Heere entgegen, nachdem es am 16ten März 1813 Napoleon den Krieg erklärt hatte. Geschlagen, aber nicht besiegt in der Schlacht bei Lützen, (2. Mai) gingen die Preußen und Russen über die Elbe zurück, um (20. und 21. Mai) bei Bautzen und Würschen eine zweite Schlacht zu wagen. Aber wenn auch nach dieser neuen Schlacht beide Heere nach Schlesien ihren Rückzug nehmen mußten, so veränderte doch bald der am 4. Juni geschlossene, und auf 10 Wochen verlängerte Waffenstillstand von Peischwitz die Lage der Dinge. Umsonst waren die Unterhandlungen in Böhmen gewesen, und jetzt trat auch Oestreich auf die Seite der Verbündeten, so wie auch der Kronprinz von Schweden mit einem Heere an der Elbe erschien. Die Schlachten bei Großbeeren (23. Aug.) und Dennewitz (6. Sept.) wurden rühmlich gewonnen; und wenn auch der Angriff der Verbündeten auf Dresden, Napoleons großes Hauptquartier, (26. und 27. Aug., der Moreau das Leben kostete), unglücklich war: so schlug doch auch am 26. August Blücher (Fürst von Wahlstatt) bei Katzbach die Franzosen aus Schlesien heraus; so vereitelten die Verbündeten durch die Gefangennehmung Vandammes bei Culm (30. Aug.), und durch das Treffen bei Nollendorf (17. Sept.) Napoleons Plan, nach Prag vorzudringen. Endlich entschied nach dem erkämpften Elb-Uebergange der schlesischen Armee die große Völkerschlacht bei Leipzig (16. 18. u. 19. Oct.) Deutschlands Freiheit. Nicht blos der Uebertritt einzelner deutscher Schaaren zu den Feinden, sondern die unerschütterliche Tapferkeit der Verbündeten, aber auch ihre Uebermacht entschied. Diese Schlacht, verbunden mit den Gefechten auf dem eiligen Rückzug an den Rhein, besonders mit dem Verluste, den Napoleon bei Hanau bei dem Durchschlagen durch ein bairisches Heer, unter Feldmarschall Wrede erlitt, kostete ihm ein zweites

Heer, (von 250000 kamen nur 50—60000 zurück) und sein Uebergewicht in Deutschland. Denn nun fielen nach Meklenburgs, Baierns und Wirtembergs Vorgange sämmtliche Rheinbundfürsten von Napoleon ab, und vernichteten jenen für Deutschlands Ehre nnd Freiheit so verderblichen Bund. Nur den König von Sachsen, welchen selbst Friedrich der Große den Gerechtesten der Fürsten nannte, hatte die Besetzung seines Landes durch die Franzosen, und seine mit Oestreich, welches als vermittelnde Macht anfangs auftreten wollte, begonnenen Unterhandlungen abgehalten, von Napoleon noch vor der Schlacht abzufallen; wofür er als Gefangener der drei Monarchen nach Berlin gebracht wurde.

So ging mit dem Jahr 1813 auch Napoleons Gewaltherrschaft in Deutschland zu Ende. Die noch besetzten Festungen fielen nach und nach; das Königreich Westphalen löste sich für die ehemaligen Besitzer dieser Länder wieder auf; Holland und Schweiz wurden von den Franzosen geräumt, und Deutschland athmete wieder frei. Es war ein großes, ein unvergeßliches Jahr; ein Jahr des glorreichsten Kampfes, der freudigsten Begeisterung, der schönsten Versprechungen und Hoffnungen!

Was aber den Ruhm des Jahres noch erhöhete, war, daß noch in seinen letzten Tagen auch die Verbündeten den Usurpator in seinem eigenen Lande, jenseits des Rheins, aufsuchten. Viele Jahre war dahin kein Feind mehr vorgedrungen; jetzt sollte Frankreich auch einen Theil der Leiden fühlen, welche es so reichlich seine Nachbarn hatte fühlen lassen. So erlitt Napoleon auf eigenem Boden (29. Jan.) im Treffen von Brienne, (1. Febr.) in der Schlacht bei La Rothiere, bedeutende Niederlagen, welche die Besetzung von Troyes, der Hauptstadt der Champagne, zur Folge hatten. Allein noch einmal sollte ihm das Kriegsglück leuchten, indem er den Versuch der Gegner, statt die 70 Festungen und festen Plätze Napoleons von der Nordsee bis zum Mittelmeer erst zu erobern, gleich auf die Hauptstadt selbst loszugehen in den Gefechten und Treffen von Champ-Aubert (10. Febr.), Montmirail (11. Febr.), Joinvillers (14. Febr.), Nangis (17. Febr.) und Montereau (18. Febr.) vereitelte. Doch sein Glück wurde sein Verder-

ben. Denn nun verwarf er auf dem (4. Febr.) zu Chatillon eröffneten Friedenscongresse, die anständigen Bedingungen der Verbündeten, ihm seinen Kaiserthron und Frankreich, wie es im Jahre 1792 war, zu lassen, indem er auf der Alpen- und Rheingränze mit Belgien, auf dem Königreich Italien für Eugen beharrte. So wurde nicht nur (19. März) die Verhandlung abgebrochen, sondern schon (1 Mai) die Vereinigung der Verbündeten auf 20 Jahre nach dem Frieden, zu Chaumont ausgesprochen, wobei sich jede von den 4 Hauptmächten zur Stellung von 150000 Mann verpflichtete. Bald stellten auch die Tage bei Laon (9. und 10. März), bei Soissons (13.), Arcis (20. — 22.), Fere Champenoise (25.), das Kriegsglück der Verbündeten so völlig her, daß man schon am 30. März die Höhen des Montmartre bei Paris erstürmen, und am 31. März in Paris selbst, welches capitulirte, siegreich einziehen konnte. Am 2. April sprach der französische Senat Napoleons Absetzung aus; am 11ten verzichtete er selbst, gegen den souverainen Besitz der nahgelegenen Insel Elba, auf den Thron von Frankreich und Italien. Im ersten Frieden von Paris, 30. Mai, wurde Frankreich auf dem Stande vom 1. Jan. 1792 und Ludwig XVIII., Bruder des letzten Königs, als König anerkannt.

Hatte zu Paris der Plan, das deutsche Reich mit der Kaiserwürde unter zeitgemäßern Formen wieder herzustellen großen Widerspruch gefunden; hatte man dort nur vorläufig ausgesprochen, daß Deutschland blos ein Staatenbund sein solle: so mußten nun Deutschlands Territorial-Angelegenheiten, so wie Europas politische Verhältnisse noch besonders verhandelt, und ein neues politisches Gleichgewicht begründet werden. Das war die Aufgabe des ersten großen Congresses in Wien, welcher im Oct. 1814 bis Juni 1815 mit seltner Pracht zu Stande kam. Denn solches persönliche Zusammentreten der zwei Kaiser von Oestreich und Rußland, des Königs von Preußen, Dänemark, der Könige von Baiern, Wirtemberg, (der wieder in Freiheit gesetzte König von Sachsen hielt sich in der Nähe auf) einer großen Anzahl anderer Deutscher Fürsten, und der Gesandten aller deutschen und europäischen Staaten (nur die Pforte ausgenommen) hatte die Geschichte noch

nicht aufzuweisen. Freilich bedurfte es langer und schwieriger Unterhandlungen, da die vorgenommene Scheidung der europäischen und deutschen Angelegenheiten und die getrennte Behandlung beider noch lange nicht alle Schwierigkeiten hob. Gewährte auch dem nicht diplomatischen Zuschauer dieses einzige Schauspiel äußerlich nur das Bild eines großen Fürsten- und Völkerfestes, einer Siegesfeier nach dem größten Kampfe der letzten Jahrhunderte: so entwickelte sich doch im Innern der Verhandlungen über streitige Forderungen und Interessen, besonders über Polens und Sachsens Schicksal, manche so gefährliche Spannung, daß man besonders am 6. Januar 1815 der völligen Zerreißung des Congresses, und einem Kriege näher schien, als der gewünschten Ausgleichung.

Da kam plötzlich, am 6 März, die Schreckenspost nach Wien: Napoleon habe am 26. Februar mit 1100 Mann sein Elba verlassen, um in Frankreich zu landen. So war es auch! Am 1. März gelandet, zog er, überall mit offenen Armen empfangen, geradezu gegen Paris; und langte am 20. März, nachdem die Bourbons eiligst entflohen waren, (umsonst hatten sie ihn für vogelfrei erklärt) in die Hauptstadt ein. Dies gab dem Wiener Congreß (dessen Spaltungen auf Elba nicht unbekannt geblieben sein mochten) seine Einigkeit wieder, und während man Heere gegen Napoleon aufbrechen ließ, denen man eine Achtserklärung aller europäischen Völker gegen ihn (13. März) vorausgeschickt hatte, schritt man eilig und durchgreifend zur Vollendung „des heutigen Grundgesetzes des europäischen Staatensystems," oder der Wiener Congreßacte nebst der deutschen Bundesacte (9. und 8. Juni 1815).

Napoleons wiedergewonnenes Kaiserthum war nur von kurzer Dauer; die Truppen der Verbündeten von Chaumont waren im raschen Anzuge gegen Napoleon, nachdem schon Mürat, König von Neapel, der bisher zum Schein von seinem Schwager abgefallen, aber jetzt schnell wieder für ihn aufgetreten war, sein Königreich vor den Oestreichern hatte räumen müssen; Napoleon hatte schnell mit 400 Kanonen und 150,000 Mann die Offensive ergriffen, und war gegen Brüssel vorgedrungen, in dessen Nähe Blucher und Wellington mit

einem starken, aber noch weit zerstreueten Heere standen. Am 15. Jun. drückte Napoleon die Preußen unter Ziethen bis Fleurys zurück, und schlug Blüchern am 16. bei Ligny (der graue Held lag schon unter dem Hufschlag seiner Pferde, doch war ihm nicht bestimmt, von Feindes Hand zu fallen! glücklicher oder unglücklicher? als der tapfere Herzog von Braunschweig, der an der Spitze seiner tapfern Schaaren an demselben Tage von Ney bei Quatre Bras angegriffen und getödtet wurde). Als aber Napoleon am 18. Juni die Engländer, Hannoveraner, Braunschweiger, Nassauer, bei Mont St. Jean oder Belle Alliance, (vorwärts Waterloo) angriff, und fast den Sieg schon in den Händen hatte: erschien zur guten Stunde Blücher mit seinem Hülfsheer und entschied die Schlacht für die Verbündeten, trotz der verzweifelten Tapferkeit der Franzosen. Der Besiegte — man mußte ihn mit Gewalt vom Schlachtfeld wegreißen — floh nach Paris, um selbst der Herold seines Unglücks zu sein. Aber sein Stern war untergegangen. Schon wollten ihn die Kammern entsetzen, als er selbst, aber vergebens zu Gunsten seines Sohnes, entsagte. Da dies verworfen wurde, gedachte Napoleon nach Amerika zu entkommen; ergab sich aber, als dies unmöglich war, freiwillig den Engländern und wurde von diesen, als gemeinschaftlicher Gefangener der Verbündeten nach St. Helena gebracht, wo er vom 20. Oct. 1815, bis zu seinem Todestage am 5. Mai 1821 zu Longwood in einem traurigen Exile lebte, das ihm ein Hudson Lowe nur noch trauriger machen mußte. — Schon am 9. Jul. zog Ludwig, am 10. zogen Friedrich Wilhelm, Franz und Alexander wieder in Paris ein, aber erst am 20. November wurde der zweite Pariser Friede abgeschlossen, und nun die Gränzen Frankreichs vom Jahre 1790 angenommen, 700 Millionen Franken Entschädigung den Franzosen auferlegt (die Privatreclamationen beliefen sich auf 1800 Millionen), und 150,000 Mann (bis 1818) in den Gränzprovinzen Frankreichs, zur Erhaltung der Ruhe, aufgestellt.

Wenn in der Wiener Congreßacte die allgemeinen Verhältnisse Europas und der europäischen Mächte festgestellt wurden, Oestreich darin für seine Verluste die illyrischen Provinzen, Mailand, Mantua, Tirol und

Vorarlberg (bald darauf auch Salzburg, das Inn- und Hausruckviertel), und einiges andere; Preußen die Verluste des Tilsiter Friedens zurück, die Großherzogthümer Posen, Niederrhein und die Hälfte des Königreichs Sachsen (welches unter allen deutschen Staaten allein durch Krieg und Frieden zugleich leiden mußte) hinzu erhielt; Rußland dagegen das Herzogthum Warschau (ohne Posen) als ein Königreich Polen bekam und sonst eine Menge Territorialveränderungen vorgenommen wurden: so beschäftigte sich die deutsche Bundesacte nur mit Deutschlands Angelegenheiten, und wurde von den acht Mächten, die den Pariser Frieden geschlossen hatten, garantirt. Sie enthielt die Bedingungen der neuen Vereinigung der deutschen Fürsten und Staaten zu einem souveränen Staatenbunde. Diesem gehören an vier europäische Mächte: Oestreich und Preußen (für ihre vormals zum deutschen Reiche gehörigen Besitzungen), Dänemark für Holstein, und die Niederlande für Luxemburg an; dann die vier Könige von Baiern, Sachsen, Hannover und Wirtemberg; der Kurfürst von Hessen auch Großherzog von Fulda; die Großherzoge von Baden, Hessen, Sachsen-Weimar, Meklenburg-Schwerin- und Strelitz; die Herzoge von Nassau, Braunschweig, Sachsen-Gotha, S. Meiningen, S. Coburg und S. Hildburghausen, Anhalt-Dessau, A. Bernburg, A. Köthen; die Fürsten von Schwarzburg-Rudolstadt und Sondershausen, Hohenlohe-Hechingen und Sigmaringen, Liechtenstein, Lippe-Detmold und Schaumburg, Waldeck, das Gesammthaus Reuß und (seit 1817) der Landgraf von Hessen-Homburg; endlich die 4 freien Städte: Frankfurt, Hamburg, Bremen, Lübeck. Diese zu einem deutschen Bunde vereinigten Staaten (mit 11735 □ Meilen und etwas über 30 Millionen Seelen) bezwecken als Bund die Erhaltung der innern und äußern Sicherheit Deutschlands und die Unabhängigkeit und Unverletzbarkeit der einzelnen deutschen Staaten; haben als Bundesglieder gleiche Rechte, und lassen die Angelegenheiten des Bundes durch den sogenannten Bundestag oder die Bundesversammlung zu Frankfurt besorgen, (sie begann ihre Sitzungen am 5. Nov. 1816) wo im Ganzen der Bund 17 Gesammtstimmen und Oestreich den Vorsitz hat. Nur bei Abfassung oder Ab-

änderung von Grundgesetzen bildet sich die Versammlung zu einem Plenum mit 70 Stimmen, wo auch der kleinste Staat wenigstens eine, die größern nach Verhältniß 2—4 Stimmen haben. Wie allen einzelnen Mitgliedern das Recht der Bündnisse aller Art zusteht, so machen sie sich doch verbindlich, sich selbst unter keinem Vorwand zu bekriegen, sondern ihre Streitigkeiten durch den Bundestag, oder einen Ausschuß, oder endlich eine Austrägalinstanz entscheiden zu lassen. Auch hat der Bund als solcher das Recht, Krieg, (mit einem Bundesheere, welches im Frieden aus 1 Procent der Volksmenge, also aus etwas über 300,000 Mann; im Kriege aus 1½ P. C. also aus etwa 450,000 Mann bestehen soll) Frieden, Bündnisse und andere Verträge zu beschließen. Auch gilt Gleichheit der bürgerlichen und politischen Rechte für alle christliche Religionsparteien. Im 13. Art. war auch die Errichtung landständischer Verfassungen in allen deutschen Staaten versprochen worden. Viele dieser Artikel wurden durch einen Ministerialcongreß zu Wien 1819 und durch die sogenannte Schlußacte vom 15. Mai 1820 erläutert und ergänzt.

Auf diese Weise wurde das Verhältniß Deutschlands, als des Centralstaats von Europa, an dessen Geschick wenigstens Europas Schicksal unverkennbar geknüpft ist, geordnet, und ein Föderativstaat gegründet, der als solcher am meisten geeignet ist, Achtung für Völkerrecht, Freiheit und Gerechtigkeit, zu seiner Politik zu machen und Handel, Wissenschaft und Künste blühen zu lassen. „Die Föderativverfassung (sagt ein Neuerer) ist an sich nicht schwach, sie wird es nur, wenn man sich nicht auf ihren Genius versteht. Jede Verfassung ist, was man daraus zu machen weiß. Deutschland ist nicht gezwungen, schwach zu sein; die deutschen Regierungen dürfen nur wollen, und die Deutschen werden das beste, civilisirteste und kräftigste Volk der Erde sein;" — Doch sollte auch, wie der allgemeinen, so auch der deutschen Politik eine höhere Sanction nicht fehlen, indem man die Religion zu Hülfe rief. In den 3 letzten Jahren hatte sich das große Walten des Ewigen und Allmächtigen zu sichtbar gezeigt, als daß nicht Aller und besonders der Fürsten Gemüther hätten innigst ergriffen

und zu dem engsten Aneinanderschließen unter der Aegide der Religion gestimmt werden sollen. Aus Alexanders Geist und Herz ging der heilige Bund (26. Sept. 1815) hervor, (dem kalten Diplomaten freilich unbegreiflich) in welchem sich zunächst Alexander, Franz und Friedrich Wilhelm und allmählig bis auf den Papst, alle christliche Staaten Europas, vereinigten: „gemäß den Worten der heiligen Schrift, die allen Menschen befiehlt, sich als Brüder zu lieben, durch die Bande der wahren und unauflöslichen Bruderliebe verbunden zu bleiben; sich stets Beistand und Hülfe zu leisten; ihre Unterthanen als Familienväter zu regieren; die Religion, den Frieden und die Gerechtigkeit aufrecht zu erhalten; sich nur als Glieder einer und derselben christlichen Nation zu betrachten, von der Vorsehung beauftragt, die Zweige einer Familie zu regieren.“ Mochten auch einzelne diesen heiligen Bund als Werk einer momentanen Rührung bespötteln; andere nach geheimen Artikeln dieses Bundes fragen, oder ihn gar eine diplomatische Idylle nennen; so lassen doch die Schwere der gemachten Erfahrungen jener Zeit und die Sinnesart der Mehrzahl seiner Mitglieder an der Aufrichtigkeit und Wirksamkeit nicht zweifeln.

Seit dieser Zeit bewegte die Geister Deutschlands — leider auch viele, denen Manches näher und nöthiger gewesen wäre — besonders der Wunsch nach Verwirklichung der Verheißung der Bundesacte, daß Verfassungen in allen Bundesstaaten eingeführt werden würden. Auch sind zur Zeit, wenn schon unter verschiedenen Formen (indem bald Stände in Thätigkeit gerufen wurden, die blos einzelne Classen des Volks oder nur sich selbst vertreten, oder Repräsentanten angeordnet wurden, von denen jeder das ganze Volk vertritt, bald Vermischungen beider Systeme, des landständischen und des repräsentativen, beliebt wurden,) in Oestreich für Tirol und Krain, in Preußen (wo Provinzialstände eben errichtet werden), in Wirtemberg, Baiern (26. Mai 1818), Hannover, Sachsen, Baden, Hessen-Darmstadt, Braunschweig, Nassau, Weimar, Hildburghausen, Coburg, Gotha, Meiningen, Schwarzburg-Rudolstadt, Lippe-Detmold und Schaumburg, Liechtenstein, Waldeck, in beiden Meklenburg und den freien Städten, mehr oder weni-

ger zeitgemäße Verfassungen. Da aber viele mit oder ohne Beruf in Flugschriften aller Art, in Briefen und Gesellschaften die Constitutions-Sache zur Sprache brachten, und durch die, von ihnen bearbeitete öffentliche Meinung, das erzwingen wollten, was kein Werk des Augenblickes, sondern nur reiflicher Berathung und Vorsicht sein konnte; als man besonders auf Deutschlands Universitäten eine voreilige Hinneigung zu Neuerungen bemerken wollte, die sich nicht blos in dem, an sich unschuldigen, Turnwesen, in geschlossenen Verbindungen und äußeren Auszeichnungen ankündigen sollten, wurde durch einen Gesandtencongreß zu Karlsbad und dessen Beschlüsse (bekannt gemacht am 20. Sept. 1819) eine Verbesserung des gesammten Schul- und Universitätswesens zur Sprache gebracht, eine strenge Oberaufsicht und Censur über Zeitungen, Zeit- und Flugschriften angeordnet, und zu Mainz eine Centralbehörde zur Untersuchung der revolutionairen und sogenannten demagogischen Umtriebe angeordnet. Mehr Verführte, weniger Verführer sind ausgemittelt und bestraft worden: Ein Warnungszeichen für ähnliche Versuche!

So sind mehr als achtzehn Jahrhunderte der Geschichte, wie über den deutschen Boden, so vor dem Geiste des Lesers in diesem kurzen Abrisse vorübergegangen; stumm für den, der gedankenlos und flüchtig in der Schrift nur todte Zeichen und in der Geschichte nur eitle Namen und Zahlen sieht, aber sprechend, ja beredt für den, der hinter dem seelenlosen Buchstaben, durch Aufmerksamkeit und Nachdenken, Sinn und Geist zu finden weiß. Einen merkwürdigen Wechsel von Erscheinungen, von Glück und Unglück, Höhen und Tiefen des Geschicks, von Großthaten, aber auch von Erniedrigungen, eine große Leiter von Entwicklungsstufen jeglicher Cultur und des gesellschaftlichen Zustandes, zeigen diese achtzehnhundert Jahre; und ihre Geschichte ist das ehrwürdige Archiv der Erfahrungen geworden, welche das deutsche Land und Volk im Guten und Bösen gemacht hat. Leider beschämt uns aber oft der Ausländer in der Achtung und dem Studium unsrer Geschichte; weil er eingesehn, daß nicht allein Deutschland

noch heute einer der wichtigsten Staaten Europas ist, sondern daß auch von Deutschland unserm halben Erdtheile und ganz fremden Zonen, Bevölkerung, Sitte, Sprache, Gesetz und Cultur geworden ist. Wie auch heute der Zustand des gemeinschaftlichen Vaterlandes ist: er kann nur aus der Vergangenheit erkannt und erläutert werden, denn sie ist die Mutter der Gegenwart und der Schlüssel der Zukunft. Durchblicken wir diese Geschichte, wie sie hier vorüber geführt worden ist, sehen wir, wie von frühen, rohen und wenig zusammenhängenden Anfängen sich alles bis auf den heutigen Tag gestaltet hat: so hofft man darin eine Bürgschaft des weitern Fortschreitens für die Zukunft zu finden. Sieht man, wie dem Verbrechen, der Schandthat, auch in den Büchern der Geschichte ihre Stelle bleibt, wie Millionen ferner ungenannt und unbeachtet bleiben, aber das Große, Schöne und Wahre auch hier seine Würdigung erhält; wie noch heute Männer früherer Jahrhunderte, die sich hoch verdient machten, auch hoch gerühmt und geehrt bleiben, während nur die klägliche Mittelmäßigkeit unbeachtet in den Sumpf unrühmlicher Vergessenheit gesenkt wird: so mag auch die Geschichte unseres Vaterlandes zum Guten und Tüchtigen ermuntern, und jeden antreiben, in seinem Kreise das Rechte recht zu thun; denn gerade dadurch, nicht blos unter Kronen und durch gewonnene Schlachten, wird das gemeine Beste am wirksamsten gefördert, und keiner, der rühmlich in dem Kreise steht, wird sich selbst verachten dürfen, weil auch das kleinste Pünktchen an der rechten Stelle nicht fehlen darf, und den Kreis erst zum Kreise macht. — Sind auch die Tage vorüber, wo alle Deutsche ein einiges, großes Volk ausmachten; ist auch Deutschland leider kaum Etwas mehr, als ein Collectioname für 39 verschiedene kleinere und größere Staaten und Gebiete: so ist doch allen Deutschen, dem nördlichen, wie dem südlichen, dem Katholiken wie dem Protestanten, Ein gemeinsames Vaterland, Eine Sprache, Eine Geschichte, Ein redlicher und biederer Nationalcharakter geblieben; Merkmale, die den Deutschen sich, wie die zerstreuten Truppen am Losungswort und Hörnerrufe, am Ohio und Delaware, wie am Cap der guten Hoffnung, zu Calcutta wie zu Sidney Cove wieder erkennen lassen. Auch

hat es ja das große Triennium von 1812 — 1815 bewiesen, daß der Deutsche nicht vom Deutschen lassen kann; daß, wo es gilt, der Baier, Schwabe, Franke, Sachse, der Brandenburger und Oestreicher nur Deutsche sind und sein wollen; hat es bewiesen, daß der alte Enthusiasmus für gerechte Freiheit, die alte Selbstaufopferung für die angestammten Fürsten, die alte Tapferkeit im Kampfe, die alte Liebe zu dem Vaterlande und des alten Namens Ruhm und Ehre, nicht mit dem Mittelalter verschwunden sind. — Darum freut euch, alle meine Leser, daß ihr Kräfte und Mittel habt, eures Vaterlands würdig zu werden; freut euch, daß ihr Deutsche seid; freut euch, daß ihr im neunzehnten Jahrhundert lebt und eine Zeit gesehen habt, die gesehen zu haben, Tausende aus spätern Zeiten euch beneiden werden. Bleibt auch Manches noch zu wünschen, Vieles selbst zu fürchten übrig; wer eine Ewigkeit glaubt, weiß, daß sich noch zu Allem Zeit finden muß. Vor Allem laßt Uns immer besser werden, dann wirds besser sein!

Kurze
Chronologische Uebersicht über die
deutsche Geschichte.

I. Aeltere Geschichte. 113 v. Chr. — 843 n. Chr.

I. Abschnitt Bis zu Chlodwigs Tod.
113 v. Chr. — 511 n. Chr.

Seitenzahl.		Jahreszahl.
9.	Cimbern und Teutonen treten auf. .	geg. 113 v. Chr.
10.	Marius besiegt sie bei Aix und Verona.	= 101 u. 100.
10.	Ariovist und Julius Cäsar.	= 58 - 51 v. Chr.
11.	Die Süddonauländer von den Röm. erobert.	= 35 - 16 v. Chr.
11.	Gleichzeitige Einfälle des Drusus und Tiberius in Großdeutschland.	— —
11.	Der Cherusker Hermann schlägt den Römer Varus im Teutoburger Wald .	9 nach Chr.
12.	Chatten- und Hermundurenkampf bei den Salzquellen.	58.
12.	Bojokal. — Claudius Civilis bei Xanten.	69.
13.	Markomannen-Bund, und dessen Krieg gegen Mark Aurel.	166—180.
14.	Deutsche Stammbündnisse der Gothen, Sachsen, Franken, Alemannen und Sueven, im 3. — 4. Jahrhunderte.	
14.	Völkerwanderungen von Asien her.	von 375 an.
14.	Westgothen im oström. Reiche. — (Ulfilas)	378.
15.	Alarich, Rhadagais in Italien. . . .	403—409.
	Vandalen, Alanen, Sueven, bald auch Westgothen, Burgunder, Franken, über den Rhein und zum Theil nach Spanien, die ersten sogar nach Afrika; Angeln und Sachsen nach Britannien.	400—449.
16.	Attilas Zug von Pannonien nach Gallien.	450.
—	Schlacht auf den catalaunischen Feldern an der Matrona.	451.
—	Der Rüge Odoaker enthront den Romulus Augustulus, und macht dem Weströmischen Kaiserthum ein Ende. .	476.
17.	Theodorich der Ostgothe erobert Italien.	490—93.
	Merovinger in Frankreich, auf beiden Seiten des Niederrheins.	
18.	Chlodwig wird Gründer der großen Fränkischen Monarchie.	486—511.

II. Abschnitt. Bis zur Entstehung des Deutschen Reichs.
(511 — 843.)

Seitenzahl.		Jahreszahl.
22.	Theodorich, der Ostgothe, stirbt. . .	526.
24.	Untergang des thüringischen Reichs. .	529.
23.	Untergang des ostgothischen Reichs durch die Griechen.	554.
24.	Theilungen der fränkischen Monarchie und erste Wiedervereinigung unter Chlotar I.	558—561.
23.	Die Longobarden unter Alboin nehmen Italien den Griechen ab.	568.
24.	Brunehilds und Fredegundens Gräuel im Frankenreiche.	568—613.
25.	Chlotar II. vereint wieder die ganze fränkische Monarchie.	613.
—	Majores-domus; Pipin von Heristal, alleiniger Major-domus in den fränkischen Reichen durch die Schlacht bei Testri.	686.
—	Karl Martell (der Hammer), sein Sohn gleichfalls allein Major-domus. . .	714.
26.	Karl Martell schlägt die Sarazenen bei Poitiers.	732.
—	Pipin der Kleine oder Kurze, Major-domus, verdrängt die Merovinger, und wird erster Karolingischer Frankenkönig. († 768.)	752.
27.	Karl der Große sein Sohn. . .	768—814.
28. 29.	30jähriger Krieg gegen die Sachsen. Züge gegen die Slaven, Avaren, Baiern, Longobarden, Araber in Spanien, Normannen.	
30.	Römische Kaiserwürde erneuert.	800.
32.	Ludwig der Fromme.	814—840.
	Ludwigs Söhne bis zum Vertrag von Verdün. Trennung Frankreichs und Deutschlands zu selbstständigen Staaten.	843.
34.	Verbreitung des Christenthums in Deutschland. 6.—8tes Jahrhundert.	

II. Mittlere Geschichte.

Von der Entstehung des deutschen Reiches bis zur Reformation. (843 bis 1517.)

I. Abschnitt. Bis auf Rudolph von Habsburg.
(843 — 1273.)

38.	Ludwig der Deutsche. (Normannen. Slaven.)	843—876.

Seitenzahl.		Jahreszahl.
39.	Karlmann. Ludwig. Karl der Dicke.	876—887.
40.	Arnulf von Kärnthen, deutscher König, (Mähren, Ungern.)	887—899.
41.	Ludwig das Kind. Ende der deutschen Karolinger. . . , ...	899—911.
—	König Konrad der Franke.	911—918.
42.	Heinrich I. (der Große) Ungern. Slaven. Städte. Marken.	919—936.
43. 44.	Otto I. Bißthümer. Erwerbung der römischen Kaiserwürde für Deutschlands Könige. (962.) Ungern. (955.)	936—973.
45.	Otto II. (Lothringer, Griechen und Araber.)	973—983.
46.	Otto III. (Vormünderinnen. Italien.) .	983—1002.
	Heinrich II. der Heilige. Bißthum Bamberg. (1006.) (Mit ihm endet die sächsische Dynastie, 918—1024.)	1002—1024.
47.	Konrad II. der Salier, (beginnt die fränkische Dynastie bis 1125.) . . .	1024—1039.
	Burgund oder Arelat fällt an die deutschen Könige.	1032.
	Erblichkeit der kleinen Lehen. . . .	1037.
48.	Heinrich III.	1039—1056.
49.	Heinrich IV. Schlechte Erziehung. Krieg mit den Sachsen.	1056—1106.
50.	Papst Gregor VII. und die Hierarchie. Kanossa. Welfen und Hohenstaufen.	1077.
53.	Anfang der Kreuzzüge. Peter von Amiens. Gottfried von Bouillon. Eroberung Jerusalems.	1096—1099.
55.	Heinrich V. Ende des Investiturstreits. (1122.)	1106—1125.
56.	Lothar von Sachsen. Mit den Welfen gegen die Hohenstaufen.	1125—1137.
	Auch die großen Lehen werden um diese Zeit erblich. Ritterthum. Wappen. Städte.	
57.	Hohenstaufische Dynastie und Kampf mit den Welfen.	1137—1254.
	Konrad III. (Weinsberg. Heinrich der Stolze.)	1137—1152.
	Zweiter Kreuzzug nach dem Fall Edessas.	1147.
58.	Friedrich I. Barbarossa, (Rothbart.)	1152—1190.
—	Trennung Baierns und Oestreichs. . .	1156.
—	Unglücklicher Kampf mit den Päpsten und dem Lombardischen Bunde. . . .	1176.
59.	Heinrichs des Löwen, Herzogs von Sach-	

Seiten-zahl.		Jahreszahl.
	sen und Baiern Größe und Fall. Otto von Wittelsbach, Baiern-Herzog. . . .	1179—80.
60.	Dritter Kreuzzug. Friedrich. Richard Löwenherz und Philipp August.	1190.
61.	Heinrich VI. (Neapel und Sicilien.) .	1190—1197.
	Otto II. von Braunschweig und Philipp von Schwaben zugleich Könige Deutschlands. Bürgerkriege in Deutschland. .	1198—1208.
	Philipp von Schwaben zu Bamberg ermordet.	1208.
	Friedrich II. der große Hohenstaufe (gegen Otto IV.)	1212—1250.
62.	Otto IV. stirbt. Innocenz III.)	1218.
	Vierter Kreuzzug. Constantinopel erobert.	1204.
	Friedrichs II. glücklicher Kreuzzug im Kirchenbanne.	1228.
63.	Streit mit Gregor IX. und Innocenz IV.	
64.	Mogolen in Deutschland. (Wahlstadt.)	1241.
—	Landgraf Heinrich Raspe von Thüringen 1r Gegenkönig.	1246—47.
65.	Graf Wilhelm von Holland, 2r Gegenkönig.	1247—1256.
	Konrad IV.	1250—54.
	Alfons von Castilien und Richard von Cornwallis, Könige Deutschlands oder	1257—1272.
	traurige Zeit des sogenannten Interregnums.	1254—1273.
66.	Mit Konradin endet das große Haus der Hohenstaufen ganz.	1268.
67.	Sieben Kurfürsten und Erzwürden. Turniere. Ritterschlag und R. Orden. Faustrecht. Bürgerstand. Hanse.	
77.	Bettelorden. Baukunst und Minnegesang.	

II. Abschnitt. Bis zur Reformation.

(1273—1517.)

78.	Kaiser Rudolf von Habsburg. .	1273—1291.
	R. bekämpft Ottokar und erwirbt seinem Hause Oestreich, Steiermark und Krain.	1278.
79.	Deutschlands Ruhe und Ordnung hergestellt.	
80.	Adolf von Nassau. Kampf um Thüringen und die Krone.	1291—1298.
	Albrecht I. Kampf mit Thüringen .	1298—1308.
	Freiheitskampf der Waldstätte. Tell. (1308.)	
81.	Heinrich VII. von Luxemburg erwirbt seinem Hause Böhmen.	1308—1313.

Seitenzahl.		Jahreszahl.
	Doppelwahl Friedrichs von Oestreich († 1330) und Ludwigs von Baiern.	1314—1347.
82.	Kampf zwischen Oestreich und Schweiz. Morgarten. Leopold.	1315.
82.	Friedrich bei Mühldorf gefangen. Schweppermann.	1322.
83.	Kampf mit der Hierarchie. Johann XXII. — Clemens VI. in Avignon.	
84.	Ludwig erwirbt Brandenburg, Holland und Tirol seinem Hause.	
84.	Gegenkönig Karl IV. (von Mähren und Böhmen.)	1346.
85.	Karl IV., alleiniger König und Kaiser. (Schwarzer Tod.)	1347—1378.
	Gegenkönig Günther von Schwarzburg stirbt schnell.	1349.
(106.)	Anwendung des Pulvers zum Kriege. Miethtruppen.	
85.	Universität Prag.	1348.
	Goldne Bulle. — (Standeserhebungen für Geld.)	1356.
86.	Wenzeslaus. (Blüthe des Faustrechts.)	1378—1419.
	Städte- und Ritterbünde. Päpste zu Rom und Avignon.	
	Leopold von Oestreich bei Sempach. Winkelried.	1386.
87.	Kurfürst Ruprecht von der Pfalz, Wenzels Gegenkönig.	1400—1410.
88.	Jobst von Mähren (1410—1411), Sigmund von Ungarn, und Wenzel, drei deutsche Könige und drei Päpste!	
	Sigmund. (Wenzel, nur noch Titularkönig, † 1419.)	1410—1437.
	Kostnitzer Kirchenversammlung.	1414.
90.	Huß und Hieronymus von Prag verbrannt.	1415 u. 16.
	Hussitenkrieg. Ziska. Prokop.	1419—1433.
	Baseler Kirchenversammlung.	1433.
	Mit Sigmund stirbt die Luxemburgische Dynastie aus.	
91.	Albrecht von Oestreich. (Dynastie Habsburg — 1740.)	1438—39.
92.	Friedrich III. (IV.) von Oestreich.	1440—1493.
	Constantinopels Eroberung von den Türken.	1453.
(108.)	Deutsche Erfindung der Buchdruckerei. (Wissenschaften leben wieder auf.)	1440.

Seitenzahl.		Jahreszahl.
94.	Untergang des jüngeren Burgundischen Hauses mit Karl dem Kühnen. (Granson, Murten, Nancy.)	1476. 77.
	Vermählung des Erzherzogs Maximilian mit Maria.	1477.
	Schwäbischer Bund.	1488.
95.	Kaiser Maximilian I.	1493—1519.
96.	Die Sforza in Mailand und Karls von Frankreich Eroberung Neapels. . .	1494.
97.	Bündnisse und Gegenbündnisse über Mailand und Venedig.	1494—1518.
98.	Ewiger Landfriede auf dem Reichstage zu Worms und Reichskammergericht. (Sinken der Vehmgerichte.) . . .	1495.
	Reichsregiment. 10 Kreise Deutschlands.	1512.
100.	Philipp, Max's Sohn, erwirbt Castilien und Karl, sein Enkel, ganz Spanien.	1506. 1516.

III. Neuere Geschichte.

Von der Reformation und Karl V. bis auf die Stiftung des deutschen Bundes. (1517 — 1815.)

I. Abschnitt. Von der Reformation bis zum westphälischen Frieden. (1517 — 1648.)

115.	**Luther** (geb. 10. Nov. 1483) und **Zwingli** treten gegen päpstlichen Ablaßhandel (Tezels und Samsons) auf.	1517.
116.	Luther zu Augsburg und Appellation an den Papst.	1518.
(120.)	**Wahl Kaiser Karls des fünften.**	1519.
	Luther verbrennt zu Wittenberg die Bannbulle.	1520.
117.	Luther zu Worms. Wormser Edict.	1521.
121.	Karls 4 Kriege gegen Frankreich. .	1521—1544.
	Bauernkrieg.	1524.
	Franz I. bei Pavia gefangen. . . .	1525.
	Rom von Karl von Bourbon erstürmt. (Doria.)	1527.
	Die Türken belagern Wien. Reichstag zu Speier. **Protestanten.** . .	1529.
123. 24.	Karl zu Rom gekrönt. Reichstag zu Augsburg. Confessio augustana.	1530.
124.	Schmalcaldischer Bund.	1531.
	Erster Religionsfrieden.	1532.

Seitenzahl.		Jahreszahl.
	Wiedertäufer	1535.
(146.)	Heiliger Bund.	1538.
	Orden der Jesuiten.	1540.
(123.)	Karl V. nach Algier.	1541.
125.	Kirchenversammlung zu Trient. . .	1545.
	Luthers Tod, 13. Februar. Schmalcaldischer Krieg.	1546.
126.	Schlacht bei Mühlberg, (24. April). Johann Friedrich v. Sachsen und Philipp von Hessen Gefangene des Kaisers.	1547.
127.	Interim. Reichstag zu Augsburg. .	1548.
	Kurfürst Moriz von Sachsen bricht gegen Karl los.	1552.
	Vertrag zu Passau. Heinrich II. von Frankreich in Lothringen	
	Moriz bleibt bei Sievershausen. .	1553.
	Religionsfrieden zu Augsburg.	1555.
128.	Karl V. dankt ab, und zieht sich nach Spanien in die Einsamkeit zurück. Philipp sein Sohn, in Spanien, Niederland, Italien.	1556.
	Ferdinand, Karls Bruder, in Deutschland, Oestreich, Ungarn, Böhmen.	
	Karl stirbt 1558. Ferdinand I. . .	1558—1564.
129.	Maximilian II. (Wilhelm v. Grumbach.)	1564—1576.
130.	Rudolf II.	1576—1612.
	(Niederlande 1579. Gregorianischer Kalender 1582.)	
	Union unter Friedrich IV. von der Pfalz.	1608.
	Liga unter Maximilian von Baiern. (Majestätsbrief.)	1609.
131.	Matthias.	1612—1619.
132.	Böhmische Execution zu Prag. (23. Mai.)	1618.
133.	Ferdinand II.	1619—1637.
133.	Dreißigjähriger Krieg. . .	1618—1648.
	Friedrich V. König v. Böhmen am weißen Berg (8. Nov.) besiegt. . . .	1620.
134.	Christian IV. Dänischer Krieg. Wallenstein, Tilly.	1625.
	Schlacht bei Lutter am Barenberge. (Stralsund 1627.)	1626.
135.	Lübecker Friede. Restitutionsedikt. .	1629.
	Gustav Adolf landet. (24. Jun.)	1630.
136.	Eroberung Magdeburgs durch Tilly. (10. Mai).	1631.
	Breitenfelder Schlacht. (7. Sept.) .	1631.
137.	Wallenstein u. Gustav Adolf bei Nürnberg.	1632.

Seitenzahl.		Jahreszahl.
	Schlacht bei Lützen. 6. (16. Nov.) G. Adolfs Tod. Bernhard. Oxenstierna.	1632.
138.	Wallenstein zu Eger ermordet. (25. Febr.)	1634.
	Schlacht bei Nördlingen. (7. Sept.)	1633.
139.	Prager Friede. Behauptung der Lausitzen für Sachsen.	1635.
	Ferdinand III. (französisch-schwedischer Krieg. Richelieu.)	1637—1657.
	Bernhard v. Weimar erobert Breisach.	1638.
140.	Torstenson siegt bei Breitenfeld. (2. Nov.)	1642.
	Derselbe bei Jankowitz. Streift vor Wien.	1645.
	Wrangel und Turenne in Baiern. .	1647.
	Königsmark nimmt die Prager Kleinseite.	1648.
141.	Münster-Osnabrückscher oder Westphälischer Friede:	1648.
	Politische und religiöse Freiheit der Protestanten. Ende der Religionskriege.	

II. Abschnitt. Bis zur Stiftung des deutschen Bundes. 1648—1815.

154.	Der jüngste Reichsabschied. . . .	1654.
154.	Leopold I.	1658—1705.
	Beständiger Reichstag zu Regensburg seit	1663.
	Türkenkrieg. Montecuculi. . . .	1664.
(156.)	Ludwigs erster Kampf gegen die Niederlande, und Achner Friede. . . .	1668.
	Friede zu Nimwegen..	1679.
	Reunionskammern. (Straßburg 1681.)	1680.
155.	Die Türken vor Wien. Glorreicher Entsatz.	1683.
(158.)	Einwanderungen vieler tausend Hugenotten nach Deutschland. . . .	1688.
157.	Schreckliche Verwüstung der Pfalz. .	1689.
158.	Ryswicker Friede. Eugens Sieg bei Zentha.	1697.
(165.)	Nordischer Krieg gegen Karl XII. von Schweden (Narwa).	1700—1721.
159.	Spanischer Erbfolgekrieg. .	1701—1714.
(162.)	Preußen, Königreich.	1701.
161.	Kampf am Schellenberge. Schlacht bei Höchstädt (13. Aug.)	1704.
(165.)	Marlborough, deutscher Reichsfürst. Altranstädter Friede mit Aug. II. v. Polen.	1706.
162.	Joseph I. Maximilian Emanuel von Baiern geächtet (1706.)	1705—1711.
163.	Ramillies. Turin.	1706.
163.	Oudenaarde.	1708.

Seitenzahl.		Jahreszahl.
164. 65.	Malplaquet. Pultawa. (Karl XII. geschlagen von Peter d. Gr.) . .	1709.
164.	Karl VI. (der letzte des Habsburgischen Mannsstammes.)	1711—1740.
	Utrechter Friede. Pragmatische Sanction.	1713.
165.	Rastadt-Badenscher Friede. Georg von Hannover, König von England. .	1714.
166.	Türkenkrieg. Peterwardein (1716.) Belgrad (1717.) Passarowitzer Friede. Karls XII. Tod.	1718.
167.	Polnischer Erbfolgekrieg. (August III. von Polen.)	1733—38.
168.	Maria Theresia. Oestreichischer Erbfolgekrieg.	1740—1748.
	Friedrich II. von Preußen. .	1740—1786.
	Erster Schlesischer Krieg. (Mollwitz) Breslauer Friede.	1741—1742.
169.	Karl VII.	1742—1745.
170.	Zweiter Schlesischer Krieg. Prag. Hohenfriedberg. Sorr. Kesselsdorf. Dresdner Friede.	1744—1745.
170.	Franz I.	1745—1765.
—	Marschall Moriz von Sachsen in den Niederlanden.	1748.
—	Achner Friede.	—
172.	Siebenjähriger Krieg bis zum Hubertsburger Frieden.	1756—1763.
173.	Prag. Collin. Großjägerndorf. Roßbach. Leuthen.	1757.
175.	Zorndorf. Dresden. Hochkirchen. Crefeld.	1758.
176.	Kunnersdorf. (Kleist.) Minden. Finkenfang.	1759.
177.	Dresden bombardirt. Liegnitz 15. Aug. Torgau 3. Nov.	1760.
178.	Friede Preußens mit Rußland und Schweden. Freiberg.	1762.
	Versailler und Hubertsburger Friede. 10. und 15. Febr.	1763.
179.	Joseph II. römischer König (1764) und deutscher Kaiser.	1765—1790.
180.	Erste Theilung Polens.	1772.
	Aufhebung des Jesuitenordens. . .	1773.
181.	Bairischer Erbfolgekrieg und Teschener Friede.	1778. 79.
—	Maria Theresia stirbt. (29. Nov.) (Josephs Reformationen beginnen.) .	1780.

Seitenzahl.		Jahreszahl.
(180.)	Toleranzedict.	1781.
	Fürstenbund.	1785.
182.	Friedrich II. stirbt 17. Aug.	1786.
183.	Anfang der französischen Revolution. Unglücklicher Türkenkrieg seit 1787.	1789.
183.	Leopold II.	1790—1792.
184.	Pillnitzer Convention mit Preußen und Oestreich.	1791.
	Franz II. 1. Feldzug gegen die Neufranken. 1792.	1792—1806.
184.	Ludwigs XVI. Ermordung. 21. Jan. — 2te Theilung Polens.	1793.
185.	Baseler Friede zwischen Preußen und Frankreich. 3te Theilung Polens.	1795.
	Buonaparte in Italien. Moreau. Jourdan. Erzh. Karl. Moreaus Rückzug. Karls Siege bei Neumark, Amberg.	1796.
	Friede zu Campo Formio zwischen Frankreich und Oestreich.	1797.
186.	Blutige Auflösung des Rastadter Congresses. Karl. Melas. Suworow. Moreau. Massena.	1799.
187.	Marengo. 14. Juni. Hohenlinden. 3. Decbr.	1800.
	Lüneviller Friede. (9. Febr.) .	1801.
	Friede von Amiens.	1802.
	Reichsdeputationshauptschluß.	1803.
188.	Buonaparte als Kaiser Napoleon I. gekrönt. Franz II. nimmt als Franz I. die Erbkaiserwürde über die Oestreichischen Staaten an.	1804.
	Dritte Coalition gegen Frankreich. Mack bei Ulm 17. October. Wien besetzt 11. Novb. Austerlitzer Dreikaiserschlacht 2. Dec. Friede von Presburg 25. Decbr.	1805.
	Baiern, Wirtemberg, souveraine Königreiche.	
189.	Stiftung des Rheinbundes. 12. Jul. Franz II. legt die deutsche Krone nieder. Das deutsche Reich hört auf, das Continentalsystem fängt an.	1806.

Seitenzahl.		Jahreszahl.
195.	Krieg Napoleons mit Preußen. Jena und Auerstädt. 14. Oct. . . .	1806.
196.	Pr. Eilau (8. Febr.); Friedland (14. Jun.). Tilsiter Friede. .	1807.
197.	Krieg Oestreichs mit Napoleon. Abensberg 20. Apr. Eckmühl 22. Apr. Aspern und Eßlingen 21. 22. Mai. Wagram 5. 6. Jul. Tiroler Aufstand, Hofer. Schill. Oels. — Schönbrunner Friede.	1809.
198.	Frankreich erstreckt sich bis an die Ostsee und die Illyrisch-Dalmatischen Küsten.	1810.
	Deutschland ganz unter französischem Einflusse.	
200.	Theilnahme an Napoleons Kriege gegen Rußland. Smolensk 18. Aug.	1812.
	Moskwa 7. Sept. Brand von Moskau. Furchtbarer Rückzug. .	
202.	Friedrich Wilhelms Aufruf: Das Vaterland ist in Gefahr! Schlacht bei Lützen (2. Mai). Bautzen 20., 21. Mai.	1813.
	Peischwitzer Waffenstillstand 4. Juni.	
	Schlachten von Großbeeren 23. Aug.	
	— — Katzbach 26. Aug.	
	— — Dresden 26. u. 27. Aug.	
	— — Culm 30. Aug.	
	— — Nollendorf 30 Ag. 17. Spt.	
	— — Dennewitz 6. Sept.	
	Völkerschlachten bei Leipzig 16. 18. 19. Okt.	
	Schlacht bei Hanau 30. Oct.	
203.	Auflösung des Rheinbundes. Rheinübergang der Alliirten: Ende Dec. 1813 und Anfang 1814.	
203.	Schlacht bei Brienne 29. 30. Jan. — la Rothière 1. Febr. — Champ-Aubert 10. Febr. — Montmirail 11. Febr. } unglücklich für die Verbündeten	1814.
	— Nangis, Montereau 17. 18. Febr.	
	3. Febr. — Mitte März Verhandlungen zu Chatillon.	
	1. März. Großer Bund zu Chaumont.	
204.	Die Schlachten von Laon (9—10. Mz.) Soissons 13. Arcis 20.—22. Fere	

Seitenzahl.		Jahreszahl.
	Champenoise 25. glücklich für die Alliirten.	
	20. März. Erstürmung des Mont-Martre.	
	31. März. Einnahme von Paris.	
	11. April, verzichtet Napoleon und behält Elba.	
	30. Mai. 1ster Pariser Friede. Frankreich wie 1. Jan. 1792.	
	Wiener Congreß, vom Oct. 1814 an.	
205.	26. Febr. — 1. März. Napoleon nach Frankreich. 20. März in Paris. .	1815.
	13. März. Achtserklärung der Congreßmächte gegen ihn.	
	Deutsche Bundesacte 8. Juni.	
	Wiener Congreßacte 9. Juni.	
206.	Treffen bei Ligny und Quatrebras 16. Juni.	
—	Hauptschlacht bei Belle-Alliance, 18. Juni.	
	Napoleon kommt 20. October in St. Helena an. († 5. Mai 1821).	
(209.)	Heiliger Bund, 26. Sept.	
	Zweiter Pariser Friede, 20. Nov. (Frankreich wie 1790).	
207.	Eröffnung des Bundestags zu Frankfurt, 5. Nov.	1816.
210.	Karlsbader Congreßbeschlüsse bekannt gemacht, 20. Sept.	1819.
(208.)	Wiener Schlußacte vom 15. Mai. .	1820.

Bei dem Verleger dieses Buches, Carl Heyder in Erlangen, wie in allen Buchhandlungen Deutschlands und benachbarter Länder, sind nachfolgende höchst gemeinnützige und äusserst wohlfeile Schulschriften zu haben, die, der Wahrheit gemäß, allen Schulen sehr empfohlen zu werden verdienen:

Neue Fragen an Kinder, die man im Denken und richtigen Sprechen üben will. Ein Hülfsbuch für Lehrer. Von Dr. Joh. Paul Pöhlmann. 8 gr. od. 36 kr.

Die Fibel, zum Gebrauch bei den ersten Leseübungen in Schulen. 15te verb. Aufl. 8. gebunden. Drei Pfennig oder einen Kreuzer.

Kleines neues Lesebuch für Schulen aller Confessionen. 12te verb. Aufl. 48 Seiten. 8. gebunden. 1 gr. oder 4 kr.

Die Handfibel, oder neues Buchstabier- und Lesebuch. Zum Gebrauch in Schulen aller Confessionen. 15te verb. und verm. Aufl. Auf starkes Schreibpapier gedruckt. 64 Seiten stark. 8. 2¼ gr. oder 9 kr.

Allgemeines Liederbuch für Schulen. 3te verb. Aufl. 18 Bogen oder 260 Seiten stark. 8. 3 gr. oder 12 kr.

Einhundert und sechs und dreißig biblische Historien, von Dr. G. Fr. Seiler. 2 Bände. 40 Bogen stark. 13te verb. und verm. Aufl. 8. 12 gr. oder 54 kr.

Geschichte der christlichen Religion. Für Schulen und zum Privatgebrauch, herausgegeben von Dr. G. Fr. Seiler. 10te verb. Aufl. Mit 2 Karten, einem Grundriß der Stadt Jerusalem und 7 Kupfertafeln. 23 Bogen oder 384 Seiten stark, gebunden. 8. 18 gr. oder 1 fl. 24 kr.

Die biblische Religion und Glückseligkeitslehre. Beide zur Unterweisung in Schulen wie zur eigenen Andachtsübung. Herausgegeben, von Dr. G. Fr. Seiler. Mit einem Kupfer: Jesus als Kind im Tempel vorstellend. 4te Aufl. gr. 8. geheft. 24 Bogen oder 322 Seiten stark. 9 gr. oder 42 kr.

Biblischer Katechismus, oder Haupt-Grundsätze der christl. Glaubens- und Sittenlehre, nebst dem kleinen Katechismus Lutheri. Zum Gebrauch in Schulen. Herausg. von Dr. G. Fr. Seiler. 8te verb. Aufl. 10 Bogen oder 128 Seiten stark. 8. 4 gr. od. 18 kr.

Gespräche von Gott und Jesu. Eine Anleitung, Kinder

über die allgemeinen Grundwahrheiten der christl. Religion frühzeitig nachdenken zu lehren, herausgegeben von Dr. G. Fr. Seiler. 2te verb. und verm. Aufl. 14 Bogen oder 208 Seiten stark. 8. 6 gr. od. 27 kr.

Gebete für Stadt- und Landschulen, von Dr. G. Fr. Seiler. 72 Seiten stark. 8. 3 gr. oder 12 kr.

Festfragen, eine Beilage zu einem jeden Katechismus, von Dr. G. Fr. Seiler. 12te Aufl. 47 Seiten. 8. 1½ gr. oder 6 kr.

Sittenlehren und Klugheitsregeln für Knaben und Mädchen. Zum Schul- und Privatgebrauch, von Dr. G. Fr. Seiler. 18te Aufl. 6 Bogen oder 85 Seiten stark. 8. gebunden. 3 gr. oder 12 kr.

Der kleinster Katechismus für die Kleinen. Zur Anregung sittlich religiöser Gefühle. Für Kinder von etwa 5 bis 7 Jahren. Zur Vorbereitung auf jeden andern Katechismus, von Dr. G. Fr. Seiler. 4te Aufl. 68 Seiten stark. 2¼ gr. oder 9 kr.

Spruchbüchlein zur Erleichterung des Lernens der bibl. Stellen, welche zur christl. Glaubens- und Sittenlehre gehören, in eine solche Ordnung gestellt, daß sie zum Unterricht der Jugend bei jedem Lesebuch leicht gefunden und gebraucht werden können, von Dr. G. Fr. Seiler. 4te Aufl. 36 Seiten stark. 1½ gr. od. 6 kr.

Vaterlandskatechismus der Teutschen, von Dr. Joh. Lorenz Fr. Richter. 13 Bogen oder 209 Seiten stark. 8. gebunden 4 gr. oder 18 kr.

Anweisung zum Gebrauch der Bibel in Volksschulen, oder die Schullehrerbibel des Alten und Neuen Testaments in 7 Bänden, mit einer Charte. Herausgegeben von Dr. G. Fr. Seiler. 5te verb. Aufl. 8. 2 Thlr. 15 gr. oder 4 fl. 48 kr.

Lehrgebäude der evangelischen Glaubens- und Sittenlehre. Beides sowohl zum Unterricht der Jugend, als zur erbaulichen Wiederholung der Religionswahrheiten für den gemeinen Mann, von Dr. G. Fr. Seiler. 8te verb. Aufl. 16 Bogen oder 244 Seiten stark. 8. 8 gr. oder 36 kr.

Ueber das wahre thätige Christenthum, nebst mehreren Gebeten und Communionandachten, von Dr. G. Fr. Seiler. 4te Aufl. 8 Bogen oder 114 Seiten stark. 8. 4 gr. oder 18 kr.

Die Religion in Liedern, von Dr. G. Fr. Seiler. 7te verb. Aufl. 90 Seiten stark. 8. $2\frac{1}{4}$ gr. oder 9 kr.

Kleine christliche Kirchen- und Reformationsgeschichte, nebst der augsburgischen Confession wesentlichen Inhalts, von Dr. G. Fr. Seiler. 5te Aufl. 60 Seiten stark. 8. Preiß $2\frac{1}{4}$ gr. oder 9 kr.

An Eltern und Lehrer. Einige Worte über die Pflicht und rechte Art des frühern Religionsunterrichtes der Kinder, von Dr. G. Fr. Seiler. 8. 56 Seiten stark. 1 gr. oder 4 kr.

Löhrs Vorschriften aus der Naturgeschichte, Erdbeschreibung, Himmelskunde und andern nöthigen und nützlichen Kenntnissen, mit 2 Bogen Text und 16 Vorlegeblättern. 2te umgearb. und verb. Aufl. 6 gr od. 27 kr.

Geist und Kraft der Bibel für die Jugend zum Gebrauch in Schulen. Auch vielleicht für Erwachsene zur Wiederholung der biblischen Religions- und Sittenlehre. Von Dr. G. Fr. Seiler, in 2 Bänden. 8. 18 gr. oder 1 fl. 24 kr.

Ueber die Unterweisung der Katechumenen, zur Vervollkommnung und Erleichterung derselben. Einige Vorschläge von Dr. G. Fr. Seiler. 8. 32 Seiten stark. $1\frac{1}{4}$ gr. oder 6 kr.

Schulmethodenbuch. Zur Erleichterung und Leitung der Schulaufsicht sowohl, als zur Unterweisung für künftige Schullehrer, von Dr. G. Fr. Seiler. 8. 2te sehr vermehrte und verbesserte Aufl. 12 Bogen oder 170 Seiten stark. 6 gr. oder 27 kr.

Katechetisches Methodenbuch, von Dr. G. Fr. Seiler. 12te verb. und sehr vermehrte Aufl. 32 Bogen oder 500 Seiten stark. Preiß 18 gr. oder 1 fl. 24 kr.

Klingers Karte von Deutschland, Europa und den beiden Halbkugeln der Erde; mit mehreren astronomischen Zeichnungen zur Kenntniß des Himmels und des Weltgebäudes. Diese Karten sind für Schulen bestimmt, und in groß Regalfolio mit deutscher Schrift (nicht aber wie andere Karten mit lateinischen Lettern) gestochen, und entsprechen ganz dem Zweck, für den sie bestimmt sind, nehmlich den Unterricht der Geographie in Schulen zu erleichtern. Das Stück kostet 6 gr. oder 27 kr.

Lehrer und Schulvorsteher, welche von (den in

diesem Buche angezeigten verschiedenen) Büchern das eine oder andere in ihren Schulen einzuführen wünschen, erhalten, wenn sie 25 Exemplare bei einer direkten Bestellung auf Einmal nehmen, nicht nur jedes Exemplar um einen vierten Theil des bemerkten Ladenpreises billiger, sondern es sollen auch jedesmal einige Freiexemplare für fleißige und arme Schüler beigelegt werden.

Von dem Herrn Verfasser dieser deutschen Geschichte ist auch noch in demselben Verlage erschienen:

Die allgemeine Geschichte

für

Schule und Haus,

Zweite verbesserte Ausgabe.

8. 1825.

Ferner erschien vor Kurzem:

Schuberts Lehrbuch der Naturgeschichte, 2te vermehrte und verb. Auflage. In dreierlei verschiedenen Ausgaben, und zwar mit gemalten, mit schwarzen und ohne Kupfern. 8.

Pfaffs Lehrbuch der Physik. 8.

Carl Heyder.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS.

p. 71.

X^x.